



Wilhelm Bode

Goethes Leben

Die Geniezeit

1774 - 1776

★





Wilhelm Bode

Goethes Leben

1774—1776

Die Geniezeit

Andere Bücher
von Dr. Wilhelm Bode
Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Goethes Leben

Von

Wilhelm Bode

1774–1776

Die Geniezeit

Mit zahlreichen Abbildungen

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn
Berlin 1922

Vorwort.

Indem ich den dritten Band dieses Werkes vorlege, möchte ich am liebsten aus dem Vorwort des ersten einige Sätze wiederholen und noch einmal sagen, was ich leisten und wem ich dienen will — obwohl jeder gutwillige Leser Das leicht erkennen kann. Denn immer wieder treten Bücherrichter auf, die andere Dinge von mir fordern, als ich versprochen habe, obwohl meine Kraft höchstens ausreicht, mein Versprechen zu erfüllen, nämlich Goethes 83 Lebensjahre in großer Ausführlichkeit durchaus wahrhaftig und so anschaulich, wie die Quellen möglich machen, zu erzählen. Ich will den Helden des Werkes, dazu auch seine Umgebung, in jenen großen und kleinen Wirklichkeiten zeigen, aus denen das Leben sich zusammensetzt. Ich will ihn in seiner Zeit heranwachsen lassen, nicht von der unsrigen aus beurteilen. Ich wende mich nur an solche Leser, die soviel Liebe zu Goethe und zugleich zum Wahren und Tatsächlichen haben, daß sie gern die Zeit daran wenden, ein solches Leben in vielen Einzelheiten mit zu durchleben. Für die Andern, die über Goethes Verhältnisse und Werke im Flugzeuge hinwegschweben und nachher geistreich sich äußern wollen, ist längst und wird noch immer reichlich gesorgt.

Ich kenne keine Lebensgeschichte, die so groß angelegt wäre wie dies mein Unternehmen. Ob ich es vollende, steht nicht allein bei mir. Heute kann ich nur zu den drei fertigen drei weitere Bände in Aussicht stellen, die den Dichter bis nach Sizilien und zurück nach Neapel führen werden. Ich halte aber auch jeden einzelnen Band für eine reiche Speise und glaube, daß sich Jeder sofort in den Inhalt findet, der nur einige Erinnerungen aus der Schule mitbringt.

Indem ich den vorliegenden Teil ‚Die Geniezeit' taufe, bin ich mir bewußt, daß deren Anfang schon zwei Jahre früher, mit der Shakespeare-Begeisterung und der ersten Niederschrift des ‚Götz', eintrat. Hier, im dritten Bande, sehen wir die Höhe dieser goetheschen Geniezeit vor uns und auch ihr Ende. Denn was dem weimarischen Geheimen Rate an Genie verblieb, ist eine andere Sache als das Panier, um das sich die Stürmer und Dränger scharten. Am Anfang der hier behandelten zwei Jahre sehen wir die Wirkung des ‚Werthers' auf die Leser; in der Mitte stehen Lilli Schönenann, die Reise mit den Stolbergen zu Lavater, die ersten aufgeschriebenen Faust-Szenen; am Ende aber will der Dichter-Empörer sich als ein Hof- und Staatsmann versuchen.

Des Verlegers und mein Bemühen, den Text durch zeitgerechte Abbildungen noch sehr zu verdeutlichen, ist wiederum durch freundliche Helfer unterstützt worden. Die Herren Ludwig Bartning, Walther Kubbernuß, J. v. Kulas und Otto Rasch zeichneten gewissenhaft nach alten Vorlagen oder nach der Natur. Fertige Vorlagen steuerten bei das Goethe-Nationalmuseum

(Vorsteher Dr. Hans Wahl), die Staatsbibliothek (Prof. Dr. Deetjen), Reichsfreiherr Walther v. Seckendorff-Aberdar, Günther Graf Bernstorff auf Gartow a. E. Die meisten Textbilder entnahmen wir den Physiognomischen Fragmenten Lavaters.

Weimar, im August 1921.

Dr. Wilhelm Bode.

Inhalt

Abbildungen.

Personen.

Orte.

Zeichnungen Goethes.


Frankfurt. Von Westen

Erstes Kapitel

Faust und Vielerlei

Spätjahr 1774

Auf der Leipziger Herbstmesse 1774 wurde der Roman von den Leiden des jungen Werthers an die Buchhändler ausgegeben.

Gleichzeitig erschien zu Gunsten des armen Gießener Studenten Friedrich Klinger, dem Goethe die Handschriften geschenkt hatte, ein Sammelbuch: ‚Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel‘; es enthielt das ‚Jahrmarktsfest zu Plunderswеilern‘, den ‚Pater Brey‘, ‚Künstlers Erdewallen‘ und einen Prolog.

Kurz vorher war auch das Trauerspiel ‚Clavigo‘ im Druck erschienen.

Der ‚Werther‘ tat sofort die größte Wirkung, und die ersten Äußerungen der Bewunderung und Dankbarkeit gelangten schon zu dem Dichter, als noch Kestners und Lottes Vorwürfe schwer auf ihm lasteten, die ihr Bild in dem Romane verzerrt, wo nicht besudelt fanden.

Er hatte schon gegrübelt, wie er sein Unrecht an ihnen wieder gut machen könne, hatte sich eine neue Dichtung ausgedacht, in der besonders „Albert" recht zu Ehren kommen sollte; aber nun erhielt er die Zeugnisse, daß sein erstes Gefühl richtig gewesen war: den beiden Freunden war kaum ein Schaden geschehen, und das Buch konnte ein Segen für Viele sein, also ein Werk, dem auch Kestner das aufgenötigte Opfer gern bringen würde, wenn er die Sache im rechten Lichte sähe.

Am 21sten November hatte Goethe Kestners Antwort auf seine Bitte um Verzeihung. Sofort ging nun wieder ein Brief von Frankfurt nach Hannover.

Dank, Lieber, Du bist immer der Gute! O könnt' ich Dir an Hals springen, mich zu Lottens Füßen werfen; eine, eine Minute, und all Das sollte getilgt, erklärt sein, was ich mit Büchern Papier nicht aufschließen könnte! „O Ihr Ungläubigen!" würd' ich ausrufen, „Ihr Kleingläubigen!" — Könntet Ihr den tausendsten Teil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt. . . .

Ich wollt' um meines eigenen Lebens Gefahr willen ‚Werthern' nicht zurückrufen, und, glaub' mir, glaub' an mich! Deine Besorgnisse, Deine gravamina, schwinden wie Gespenster der Nacht, wo Du Geduld hast. Und dann: binnen hier und einem Jahr versprech' ich Euch, auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise Alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht, Mißdeutung usw. im schwätzenden Publikum (obgleich Das eine Herd' Schwein' ist) auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und Duft. Werther muß, muß sein! Ihr fühlt ihn nicht, Ihr fühlt nur mich und Euch und was Ihr angeklebt heißt und trotz Euch und Andern eingewoben ist. Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ich's danke! Bist also nicht Albert. Und also — —

Gib Lotten eine Hand ganz warm von mir und sag ihr: ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Äquivalent gegen Besorgnisse. . . .

Diese erste starke Wirkung des Romans, auf die der Dichter jetzt schon hinweisen konnte, bestand darin, daß die Leser und Leserinnen von tiefer Rührung ergriffen wurden, daß sie in den armen Helden sich ganz hineinfühlten, ihn und seine Lotte liebten und, wenn sie sich sattgeweint hatten, mit einer gewissen Heiligung ihres Weges weiter gingen. Heiligung? Ja! Sie hatten eine höhere Art der Geschlechtsliebe kennen gelernt und diese höhere, reinere Liebe Stunden lang in allen ihren Ausstrahlungen mitempfunden. Sie stellten nun höhere Anforderungen an sich selbst und Andere. Einer der ersten Leser schrieb in sein Buch:

Jeder Jüngling sehnt sich, so zu lieben;
Jedes Mädchen, so geliebt zu sein.

Viele dachten dann auch weiter: was für ein großer und guter Mensch muß der Dichter sein, der diese Briefe aus seiner Seele heraus schöpfte! „Ich weiß fast das ganze Buch auswendig" berichtete zum Beispiel die junge Gräfin Auguste zu Stolberg an einen Freund; „der erste Teil insonderheit hat ganz göttliche Stellen, und der zweite ist schrecklich schön."

Goethe muß ein trefflicher Mann sein! Sagen Sie mir, kennen Sie ihn? Ich möchte ihn wohl kennen. Welches warme, überfließende Herz! Welche lebhafte Empfindungen! Wie offen muß sein Herz jeder Schönheit der Natur, des Geistes und des Herzens sein! Man fühlt es ihm in jeder Zeile ab, wie mich dünkt, daß er so und eben so denkt und empfindet, als er schreibt.

Gleichermaßen war ihr Bruder Friedrich entflammt.

Werther! Werther! Werther! o welch ein Büchlein! So hat noch kein Roman mein Herz gerührt. Der Goethe ist ein gar zu braver Mann: ich hätte ihn so gern mitten im Lesen umarmen mögen.

Ganz ebenso umarmte auch ihr anderer Bruder Christian im Geiste den fernen Dichter. Diese beiden jungen Grafen Stolberg, die sich damals in Kopenhagen aufhielten, hegten einen großen Glauben an Deutschland in sich; jetzt meinte Christian über den ‚Werther': „Das ist ein rechtes Nationalbuch, denn wahrlich Niemand als ein Deutscher konnte es schreiben, und kein Anderer kann es nachempfinden." Die Stolberge hatten in Göttingen studiert, und aus Göttingen schrieb schon am 10ten November ihr Freund Hölty an ihren andern Freund Miller in Ulm: „Goethes ‚Leiden' finden hier außerordentlichen Beifall; alle Exemplare sind schon vergriffen."

In Düsseldorf bekam Friedrich Jacobi das Buch, als es eben aus der Presse war. Und schon am 21sten Oktober meldete er dem Dichter: „Ich habe ‚Werthers Leiden' und habe sie dreimal gelesen." Und: „Dein Herz, Dein Herz ist mir Alles. Dein Herz ist's, was Dich erleuchtet, kräftiget, gründet."

Er erzählte auch, daß er dem andern Dichter Heinse, dem sogenannten Rost, das Buch vorgelesen habe.

Gleich bei den ersten Seiten ward ihm wunderlich. Sinn, Geist, Phantasie, Schreibart, Alles war anders, als er geträumt hatte. Er äußerte Bewunderung, Freude; sehnte sich, daß wir in die eigentliche Geschichte kämen, welches dann flugs geschah. Der arme Rost ward über-



Goethe.

Relief von Melchior.

Goethe-Nationalmuseum in Weimar.



Goethe.

Von Joh. Daniel Bager. 1773.

Kais. Bibliothek zu Wien.

mannt, geriet außer sich. Sein Angesicht glühte; seine Augen taueten; seine Brust hob sich empor; Bewunderung, Entzücken erfüllte seine Seele. „Über Alles, was Goethe bisher gemacht hat (sagt er), ist dies göttliche Werk, ganz voll Kraft, ganz voll Leben; aber damit auch alle seine Kraft, all sein Leben! Da steht er nun in seiner höchsten Größe, an den äußersten Grenzen seiner Jünglingschaft!"

Zuweilen hielt ich inne, sprach einige Worte, las dann weiter und wund meinen Mann immer höher und höher, bis er endlich dahin kam, daß er in der lautersten Wahrheit seines Herzens zeugte: Du seist der größte Mann, den die Welt hervorgebracht; kein altes, kein neues Volk habe ein solches Wunder aufzuweisen als ‚Werthers Leiden'.

Es ward neun Uhr, bis wir mit dem Buch fertig wurden. Der arme Rost schwankte umher wie ein Rohr, in einer so wahrhaften Entäußerung seiner selbst, daß es einen jammerte.

Über Jünglinge und Mädchen hatte dieser Roman die stärkste Macht; aber auch manche reife Männer gestanden, daß sie überwältigt seien. Ein Freund Lavaters, den wir schon erwähnten, der berühmte Leibarzt Zimmermann in Hannover, der allerdings die Übertreibungen liebte, schrieb an die weimarische Baronin v. Stein, er sei vom ersten Teil so erregt worden, daß er sich vierzehn Tage hätte ausruhen müssen, ehe er den Mut hatte, zum zweiten zu greifen. Auch Wieland kargte in seinen Freundesbriefen nicht mit Worten herzlicher Bewunderung für dieses Meisterwerk. Und der stille kränkliche Philosoph Garve in Breslau gestand, daß seit langer Zeit kein Buch einen solchen Eindruck auf ihn gemacht und daß er dabei ganz seine eigenen Leiden vergessen habe. Welche Wirkung das Buch ausübe, fragte er.

Auf mich hat es Diese getan: erstlich, daß ich von wirklicher Hochachtung, Liebe und Mitleiden gegen den jungen Menschen eingenommen worden bin. . . . Sodann bin ich mit ihm in seine Lotte verliebt worden. . . . Endlich habe ich . . . mich damit getröstet, daß nicht bloß Wut und Gottesvergessenheit, sondern Liebe gegen ein anderes Geschöpf, mit zu heftiger Begierde nach einer höheren Vollkommenheit verbunden, seinen letzten ausschweifenden Schritt hervorgebracht hat.

In Augsburg gab der Dichter Schubart, damals ein Mann von 35 Jahren, seit kurzem eine Zeitung heraus, die ‚Deutsche Chronik'. Er war schon vom ‚Götz' her ein Bewunderer des neuen Dichters; jetzt erklärte er sich ganz bezaubert.

Da sitz' ich mit zerfloßnem Herzen, mit klopfender Brust und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz tröpfelt, und sag' dir, Leser, daß ich eben die ‚Leiden des jungen Werthers' von meinem lieben Goethe gelesen — nein verschlungen habe. Kritisieren soll ich? Könnt' ich's, so hätte ich kein Herz. Göttin Critica steht ja selbst vor diesem Meisterstücke des allerfeinsten Menschengefühls aufgetaut da . . . Kauf's Buch und lies selbst! — Nimm aber dein Herz mit! Wollte lieber ewig arm sein, auf Stroh liegen, Wasser trinken und Wurzeln essen als einem solchen sentimentalischen Schriftsteller nicht nachempfinden können.

So große Kraft übten die beiden andern Bücher freilich nicht aus. Das ‚Puppenspiel' paßte zu Goethes bisheriger Art, und die einzelnen Stückchen waren hübsch zu lesen. Beim ‚Clavigo' aber wunderte sich Mancher, daß gerade Goethe dies Trauerspiel verfaßt hatte, denn seinem urdeutschen Genie sah es gar nicht ähnlich. Die

meisten Leser nahmen ‚Clavigo' für eine geschickte Dramatisierung einer französischen Geschichte, die Aufsehen erregt und zu der ihr erster Verfasser, Beaumarchais, das Beste hergegeben hatte. Sie bemerkten nicht, was der deutsche Dichter hinzugefügt, nämlich die allseitige Durchleuchtung der Untreue als einer sozialen Naturnotwendigkeit.

Diesen selben Gegenstand: die Verwandlung der Liebe in Untreue, hatte Goethe unterdessen ein zweites Mal behandelt. Der Charakter, den die Sage und allerlei Dichter vor ihm unter dem Namen Faust gestaltet, beschäftigte ihn schon seit Jahren. Dabei konnte die Frage nicht ausbleiben, ob diese Art Mann einem Weibe treu zu bleiben vermöge. Sie war sicherlich zu verneinen, denn solche Treue würde den faustischen Charakter aufheben, nämlich die immer wiederkehrende Unbefriedigtheit, das ruhelose Streben nach neuen und vermeintlich höheren Gütern. „Ha! bin ich nicht der Flüchtling, Unbehauste, der Unmensch ohne Zweck und Ruh?" so ruft Faust selber aus. Wehe dem armen Weibe, das einem derartigen Manne anheimfällt!

Goethe dichtete die Tragödie dieses Opfers. Es war ungefähr die Geschichte der Marie Caron, nur in's Deutsche und Mittelalterliche übersetzt, sodaß sie uns ganz anders angreift als die französisch-spanische Geschichte. Wie Clavigo neben sich den Carlos hat, so Faust den Mephistopheles: sein anderes Ich, nämlich den kalten, rechnenden, gewissenlosen Verstand, der immer wieder die Führung an sich reißt, wenn das Herz,

der bessere Teil des Menschen, das Göttliche in ihm,[1]) sich zu befreien sucht und die Führung übernehmen möchte. Es ist nicht nötig, die Geschichte des Gretchens zu erzählen, das einem Faust-Mephistopheles in den Weg kam; diese Folge: Verliebtheit, Vergessenheit, Hingabe, Bedrängnis, wahnsinniger Zustand, Kindestötung, Hinrichtung war ziemlich alltäglich. Goethe wird sich als junger Student das Leipziger Rathaus besehen haben; dort zeigte man in der Gefängnis-Abteilung eine Stube, die mit sehr vielen Namen von Kindesmörderinnen beschrieben und bemalt war; dabei wird dann geredet: was für schöne und gute Mädchen mitunter in dies Verderbnis fallen. In Straßburg wurde alle Vierteljahre eine Ordonnanz gegen den Kindesmord von den Kanzeln verlesen, und Goethe hatte eben dort unter die Thesen, die er bei seiner Lizentiaten-Prüfung verteidigte, auch eine über die Bestrafung dieses Verbrechens mit aufgenommen. Anderwärts war allen Schwangeren ledigen Standes bei strenger Strafe auferlegt, ihren Zustand bei obrigkeitlichen Personen anzuzeigen; auch dadurch versuchte

[1]) Das hat um diese Zeit, 1774, am entschiedensten Friedrich Jacobi in Briefen an Goethe ausgesprochen. Die Stellen wurden schon angeführt: „Der einzigen Stimme meines eigenen Herzens horch' ich. Diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehen, ist mir Weisheit, ihr zu folgen, Tugend." Und zu Goethe: „Dein Herz ist's, was Dich erleuchtet, kräftiget, gründet. Ich weiß, daß es so ist; denn auch ich höre die Stimme, die Stimme des eingeborenen Sohnes Gottes, des Mittlers zwischen dem Vater und uns." Die Abneigung gegen den Verstand und dessen „Spekulieren" war der ganzen Genie-Partei gemeinsam; darin sind sie nächste Verwandte der Pietisten, schönen Seelen und Sentimentalen.

man, dem weitverbreiteten Übel, daß uneheliche Kinder heimlich getötet wurden, entgegen zu arbeiten. Goethe fügte zu dem eigentlichen Vergehen Gretchens, der leichtsinnigen Hingabe an einen Unbewährten, noch eine versehentliche Tötung ihrer Mutter und eine im Zweikampf erfolgende Tötung ihres wackeren Bruders durch Faust-Mephistopheles hinzu, um die Erfahrung zu bestätigen, daß die erste verkehrte oder böse Tat leicht viele hervorruft: ein Übel kommt selten allein! Ein besonderer Reiz seiner Tragödie war jedoch die Spaltung des Verführers und Ungetreuen in zwei Bilder, von denen das eine den Geist aus der Hölle mit seinen Höllenkräften in einer irdisch möglichen Gestalt, also als einen Teufel-Menschen und Gegensatz des Gott-Menschen Jesus, darstellt. Im Übrigen erhielt die im Grunde einfache Fabel der Mädchen-Betörung ihre Kraft durch die Kunst der Sprache, die doch immer sehr einfach blieb, durch Züge feinster Seelenkenntnis, durch einige glückliche Nebenfiguren und durch Sprüche aus dem Schatze praktischer Philosophie, die Goethe von Kindheit auf gesammelt hatte.

Das Faust-Drama, an dem Goethe in diesen Jahren hin und wieder aufbaute, bestand vorläufig aus drei Teilen. Der eine, eben die Gretchen-Tragödie, war des Dichters freie Hinzufügung. Sie konnte eigentlich nur für eine Episode in der Geschichte gerade dieses Helden gelten. Im zweiten, mittleren Teile seiner neuen Dichtung war Goethen ein Stück der Fabel aus Bildern gegenwärtig, die er in Auerbachs

Keller zu Leipzig gesehen hatte: ein Zechgelage Fausts mit Studenten und das Davonreiten des Zauberers auf einem Fasse. Von Alters her wurde ihm auch eine wichtige Nebengestalt, der Famulus Wagner, überliefert. Er aber erst schuf aus diesen akademischen Gestalten eine Satire auf das an den hochfahrend gepriesenen Universitäten übliche Leben, wie er selber es mit angesehen oder aus Erzählungen über das Treiben in Gießen oder Jena kennen gelernt hatte. Diese Satire ward ziemlich vollständig. Er zeichnete den guten Jungen, der als blöder Fuchs aus seiner Heimat in die Universitätsstadt eintritt:

Ich komm' mit allem guten Mut,
Ei'm leidlich Geld und frischem Blut.
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen.
Möchte gern was Rechts hier außen lernen . . .
Bin wahrlich ganz ein irres Lamm,
Möcht' gern das Gute so allzusamm',
Möcht' gern das Böse mir all vom Leib,
Und Freiheit, auch wohl Zeitvertreib.
Möcht' auch dabei studieren tief,
Daß mir's über Kopf und Ohren lief.

Zuerst hat der arme Knabe die prosaische Aufgabe, sich eine Wohnung und ein Speisehaus zu suchen. Man rät ihm, nicht länger im Gasthofe zu bleiben, wo ihm doch die Kellnerin bereits gefällt:

Dann vordersamst mit dem Logie
Wüßt' ich Euch wohl nichts Besseres hie
Als geht zu Frau Spritzbierlein morgen.
Weiß Studiosos zu versorgen,
Hat's Haus von oben bis unten voll
Und versteht weidlich, was sie soll.

Zwar Noas Arche war saubrer gefacht,
Doch ist's einmal so hergebracht.
Ihr zahlt, was Andre vor Euch zahlten,
Die ihren Namen auf's —-Haus malten . . .
Euer Logis wär' nun bestellt.
Nun Euren Tisch für leidlich Geld . . .
Der Mutter Tisch müßt' ihr vergessen,
Klar Wasser, geschiedne Butter fressen,
Statt Hopfenkeim und jung Gemüs
Genießen mit Dank Brennesseln süß:
Sie tun einen Gänse-Stuhlgang treiben,
Aber eben drum nicht baß bekleiben — —

Ach, wie anders trifft das Füchslein hier Alles, als man es sich daheim ausgemalt!

Mir steht das Feld der Weisheit offen,
Wäre gern so gradezu geloffen,
Aber sieht drin so bunt und kraus,
Auch seitwärts wüst und trocken aus.
Fern tät sich's mir vor die Seele stellen
Als wie ein Tempe voll frischer Quellen . . .

Welche Enttäuschung sind nun erst die Vorlesungen!

Zuerst collegium logicum:
Da wird der Geist Euch wohl dressiert,
In span'sche Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächt'ger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn . . .

Später tut sich die höhere Wissenschaft der Metaphysik auf:

Da seht, daß Ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt!
Für was dreingeht und nicht dreingeht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht.

Der junge Geist, das junge Blut empören sich gegen diese Hockerei in öden Hörsälen; aber dem Freiheitsucher tritt der väterliche Ermahner entgegen:

Fünf Stunden nehmt Ihr jeden Tag!
Seid drinne mit dem Glockenschlag!
Habt Euch zu Haus wohl präpariert,
Paragraphos wohl einstudiert,
Damit Ihr nachher besser seht,
Daß er nichts sagt, als was im Buche steht!
Doch Euch des Schreibens ja befleißt,
Als diktiert Euch der heilig Geist!

Was wird nun auf der Akademie aus diesem Muttersöhnchen werden? Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit: ein Säufer. Goethe malt eine Rotte davon ab, die in Auerbachs Keller ihr Wesen treibt. Der Jüngling kann aber auch ein gelehrter Pedant werden: wie der Famulus Wagner, aufgebläht von vielem Wissen, den aber doch das Gefühl seiner Ohnmacht zuweilen beschleicht:

Ach, wenn man in sein Museum gebannt ist
Und sieht die Welt kaum einen Feiertag!
Man weiß nicht eigentlich, wie sie zu guten Dingen
Durch Überredung hinzubringen ...
Ach Gott, die Kunst ist lang,
Und kurz ist unser Leben!
Mir wird bei meinem kritischen Bestreben
Doch oft um Kopf und Busen bang.
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Gesetzt aber, unser Akademiker sei wirklich ein großes und ausdauerndes Ingenium, erhebe sich über

Liederlichkeit und Schulfüchserei, nun, dann ist er eben so übel daran wie der Doktor Faust, der alles Wissen besitzt, was die Akademien gewähren können, und eben darum erst recht seine Leere fühlt:

Hab' nun ach! die Philosophei,
Medizin und Juristerei
Und leider auch die Theologie
Durchaus studiert mit heißer Müh.
Da steh ich nun, ich armer Tor,
Und bin so klug als wie zuvor!
Heiße Doktor und Professor gar
Und ziehe schon an die zehen Jahr
Herauf, herab und quer und krumm
Meine Schüler an der Nas' herum —
Und seh, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen!
Zwar bin ich gescheuter als alle die Laffen,
Doktors, Professors, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürcht' mich weder vor Höll' noch Teufel:
Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen,
Bild' mir nicht ein, was Rechts zu wissen,
Bild' mir nicht ein, ich könnt' was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt —
Es möcht' kein Hund so länger leben!

Mit dieser Rede begann Goethes Drama, in dessen Handschrift wir rückwärts geblättert haben.

Aufgabe des ersten Teils war es, Faustens Charakter und seine ersten, für das Folgende entscheidenden Handlungen zu zeigen. Der historische Faust, ein Zeitgenosse und Landsmann des Götz

v. Berlichingen, der auch mit Franz v. Sickingen und dem Bischof von Bamberg zu tun hatte, war nur ein Scharlatan gewesen, wenn auch ein Großer unter Seinesgleichen. Als aus diesem Faust eine Sagen- und Dichtergestalt wurde, wuchs er in die Höhe und Breite, wie Das beim Weitergeben der Berichte zu geschehen pflegt, und Goethe wandte ihm nun noch mehr Liebe und Mitgefühl zu, als bisher geschehen war. Vielleicht auch, weil man ihn selber für Ebendas ausgab wie den Doktor Faust auf den Titeln der Volksschriften: für einen hoffärtigen, aufgeblasenen, stolzen und gottlosen Menschen. Da mochte er wohl gern die Tiefe zeigen, die unter der Decke des Hochmuts verborgen sein kann. Auch fühlte er sich in seiner allzu großen, allzu lange verbleibenden Jugendlichkeit dem Doktor Faust verwandt, denn wirklich ist auch der lebenssatte und graubärtige Faust ein Unfertiger und Allzu-Junger: er hält es noch nicht im Lehnstuhl aus, verachtet vielmehr solche Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, weil sein rastloser Geist immer erst in künftigen Erlebnissen und Erkenntnissen das Heil erblickt.

In den bisherigen Tragödien und Volksbüchern ging Faust an der Seite des Teufels den Weg durch die Herrlichkeiten der Welt zur Pforte der Hölle; dieser Weg war Goethen vorgeschrieben; er durfte die Hauptsache nicht ändern, denn sonst wäre die Faust-Fabel vernichtet worden; aber einstweilen hatte der neue Dichter noch viel Zeit, ehe er genötigt war, seinen Helden in den Abgrund zu stoßen. Zunächst stattete er diesen Helden mit einem solchen hohen Bestreben und geläuterten Ehrgeiz aus, daß Jedermann ihm trotz

aller Besorgnis und Mißbilligung sogar Glück und Wohlergehen wünschen mußte; er zeigte Fausts inneres, geistiges Leiden, wie diese Art Leiden noch nie dargestellt worden war. Er machte ihn liebenswert, wie er eben den Werther liebenswert gemacht hatte.

Faust ergibt sich der Magie: Das taten Viele in seinem und auch noch in Goethes Jahrhundert. Sie suchten nämlich einzeln oder in geheimen Gesellschaften durch solche Künste und Wissenschaften, die von Eingeweihten mündlich oder in verbotenen Büchern oder in rätselhaften Bezeichnungen nicht-geheimer Bücher weitergegeben wurden, die höheren Offenbarungen oder Kräfte zu gewinnen, die uns ganz anders zu Herren der Natur machen, als die allgemein zugänglichen Kenntnisse vermögen. Dies geheime Studieren und Laborieren galt in der älteren Zeit sehr oft für Teufelswerk; nur mutige Menschen begaben sich in die Gefahr, dem Teufel zu begegnen; die Kühnsten aber wünschten geradezu, mit ihm einen Pakt abzuschließen, denn der Teufel war nicht karg, wo er auserwählte Seelen erwerben konnte. Aber Faust dachte keineswegs an Höllengeister, als er sich der Magie anvertraute; vielmehr sehnt er sich als ein echter Forscher und Denker von seinem kleinen Einzelwissen nach einer weiten Überschau und tiefen Einsicht:

Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau alle Wirkungs-Kraft und Samen
Und tu nicht mehr in Worten kramen.
— — — — — — — — — — —
Wo faß' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste wo? Ihr Quellen alles Lebens!

Und es gelingt ihm einige Augenblicke wirklich, den Geist der ganzen Erde zu beschwören. Freilich nur einige Augenblicke, denn auch er erträgt die Gegenwart des Erdgeists nicht; der kühnste Mensch wird „ein furchtsam weggekrümmter Wurm" vor dieser Stimme, vor diesem Antlitz.

Was nun? Der junge Dichter blieb zunächst noch die Antwort schuldig. Im Verlauf seines Stückes ist der teuflische Genosse da; man weiß nicht: woher und warum. Trotzdem und obwohl Goethe von der alten Faustsage erst ein ganz kleines Stück in seiner Weise dargestellt hatte, urteilte schon in der Mitte Oktobers (1774) Boje, der damals durch Frankfurt kam, Goethes ‚Doktor Faust' sei fast fertig und scheine das größte und eigentümlichste von allen seinen Stücken zu sein. Die Handschrift wies eben schon den Umfang eines gewöhnlichen Dramas auf; auch hatte das Stück sowohl einen vortrefflichen Anfang wie einen sehr wirksamen Schluß; vollständig aber war doch nur die Tragödie des armen Rösleins, das von dem wilden Wandrer am Wege abgerissen wurde.

„Ich krieche in den Winkeln all meiner Kräfte und Fähigkeiten herum" schrieb der Dichter ‚Fausts' und ‚Werthers' im Anfang November an seine Freundin Fahlmer; „ich zeichne, künstle usw. und lebe ganz mit Rembrand." Und am 20sten November an die La Roche: „Heute schlägt mir das Herz. Ich werde diesen Nachmittag zuerst den Ölpinsel in die Hand nehmen! Mit welcher Beugung, Andacht und Hoffnung: drück'

ich nicht aus. Das Schicksal meines Lebens hängt sehr an dem Augenblick." Jetzt ging er wirklich einmal zu einem Lehrer — es scheint der Maler und Tapetenfabrikant Nothnagel gewesen zu sein — aber wir wissen nicht, ob er oft ging und mit Ausdauer den Schüler machte. Es war mit ihm in den bildenden Künsten immer ein Auf und Ab; bald war er nahe am Verzagen, bald war sein Glaube an künftige Leistungen groß, so daß er im faustischen Tone davon redete:

O daß die inn're Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!
Ich zittre nur, ich stottre nur,
Ich kann es doch nicht lassen!
Ich fühl: ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen!

Wenn ich bedenk', wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nun Freudenquell genießet,
Da ahnd' ich ganz, Natur, nach dir,
Dich frei und lieb zu fühlen:
Ein lust'ger Springbrunn wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen;
Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern
Und dieses enge Dasein hier
Zur Ewigkeit erweitern.

Freund Merck blieb der Zeichnerei gleichfalls treu; Goethe und er tauschten zuweilen Blätter aus, und Goethe ermunterte den „Bruder," fortzufahren.



Eine Skizze unterwegs: Das Schloß zu Höchst

Wer nicht richtet, sondern fleißig ist,
Wie ich bin und wie Du bist,
Den belohnet auch die Arbeit mit Genuß!
Nichts wird auf der Welt ihm Überdruß!
Denn er blecket nicht mit stumpfem Zahn
Lang Gesottnes und Gebratnes an,
Das er, wenn er noch so sittlich kaut,
Endlich doch nicht sonderlich verdaut;
Sondern faßt ein tüchtig Schinkenbein,
Haut da gut-taglöhnermäßig drein,
Füllt bis oben gierig den Pokal,
Trinkt und wischt das Maul wohl nicht einmal.

Ja, Ebendas hielt ihn gegen alle aufsteigenden Zweifel bei der eigenen Übung in den bildenden Künsten fest: beständige Übung gibt uns beständig die Künstlerfreude an der Welt.

Nicht in Rom, in Magna-Grächa:
Dir im Herzen ist die Wonne da!
Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Findt im Stengelglas wohl eine Welt!

Lavater verlangte Zeichnungen, Schattenrisse und schriftliche Beiträge zu seinem großen Werke. In jedem Briefe des Freundes erwartete er nur „ein paar Dutzend physiognomische Reflexionen und etwa ein ganzes Abhandlunglein.“ Goethe lachte: „Ich soll Milch geben, ohne geboren zu haben!“ Aber er war viel zu gutmütig, um den Freund ganz abzuweisen.

„Schick mir Dein Geschreibe“ schlug er vor; „ich will darüber phantasieren; es wird mich auf Deinen Standpunkt heben, und so kann's was geben.“

Nicht lange dauerte es, so überarbeitete Goethe Manches, was Lavater verfaßt hatte, und schrieb selber allerlei Zugaben: einleitende Betrachtungen über die Physiognomik, welche Wissenschaft Goethe so sehr in weitestem Sinne faßte, daß er zum Beispiel die Wohnungs-Einrichtung als einen Ausdruck ihres Bewohners auffaßte und nicht bloß den Menschen und Tieren, sondern auch jeder Sache, jedem Buche, jedem Urteil eine Physiognomie zuschrieb. Aber auch an Bilder-Betrachtungen ging er zuweilen für Lavater. Eine Büste, von der er einen Abguß besaß, erkannte er für Homer an und besprach sie in Einzelheiten, bis er zum Schlusse kam:

Zwecklos, leidenschaftslos, ruht dieser Mann dahin; er ist um sein selbst willen da, und die Welt, die ihn erfüllt, ist ihm Beschäftigung und Belohnung.

Von Klopstock gab er Schattenriß und Wortbeschreibung:


Klopstock

Diese sanft abgehende Stirne bezeichnet reinen Menschenverstand. Ihre Höhe über dem Auge Eigenheit und Feinheit. Es ist die Nase eines Bemerkers. In dem Munde liegt Lieblichkeit, Präzision und in der Verbindung mit dem Kinne Gewißheit. Über dem Ganzen ruht ein unbeschreiblicher Friede, Reinheit und Mäßigkeit.

Auch Bilder der Maler Raffael, West und Rembrand deutete er auf ähnliche Weise.

Dieser Physiognomist, Zeichner, Maler, Lieder-, Roman- und Schauspieldichter war immer noch Rechtsanwalt, und jetzt hatte er sogar eine Kundschaft, die wenigstens erheblich größer war als in den ersten beiden Jahren. Viel Staat war mit ihr und den Prozessen allerdings noch nicht zu machen. Unter den Klienten sehen wir einmal eine reiche katholische Witwe, die sich gegen ihren verschwenderischen Sohn wehrt; besonders aber liefen die Bewohner der Judengasse jetzt zum jungen Herrn Goethe: Selig Haas, Isaak Herz Bonn, Abraham Löb Goldschmidt, Salomon Wolf Bingo und Rahel, des Nathan Aron Wetzlar Ehefrau. Die Frankfurter Judengasse war so reichlich mit Menschen besetzt, daß die meisten der Häuser, wie schmal sie auch waren, mehreren Familien zum Eigentum gehörten, etwa zu fünf Zwölfteln der einen, zu sieben Zwölfteln der andern, und daß die Vorderhausstube der einen Partei als Durchgang zur Hinterhauswohnung der andern Familie diente. Also hatten die Juden auch unter einander manchen Streit und solchen, der nicht aus dem Handel herrührte. Goethe ließ den größten Teil der nötigen Schriftstücke von einem erfahrenen Schreiber, namens Liebhold, anfertigen, der mehreren Advokaten diente; selten war ein Fall dazu angetan, seine eigene Beredsamkeit herauszufordern. Der klingende Gewinn

blieb bei dieser Tätigkeit ebenso gering wie bei der Schriftstellerei[1]; aber, wie gesagt, das Geschäft wuchs; es hätte nur der Pflege bedurft. Und ein Frankfurter Anwalt konnte sich auch als Geschäftsträger für auswärtige Behörden und Vornehme leicht verbessern.

[1]) Der Erfolg des ‚Werther' kam zumeist den Nachdruckern zugute. Am 22. Dezember 1774 schrieb Goethe der Kollegin La Roche: „Mir hat meine Autorschaft die Suppen noch nicht fett gemacht und wird's und soll's auch nicht tun. Zu einer Zeit, wo sich ein so großes Publikum mit ‚Berlichingen' beschäftigte und ich so viel Lob und Zufriedenheit von allen Enden einnahm, sah ich mich genötigt, Geld zu borgen, um das Papier zu bezahlen, worauf ich ihn hatte drucken lassen."

Zweites Kapitel
Ausbreitung der Freundschaft
Winter 1774/75

Am 28. Oktober wurde Kornelia Schlosser von einem Töchterchen entbunden; es geschah zu Emmendingen im Breisgau, wohin ihr Gatte vor vier Monaten versetzt worden war, um dort für seinen Fürsten die Markgrafschaft Hochberg zu verwalten. Frau Rat Göthe war nun mit dreiundvierzig Jahren Großmutter. Eine sehr würdige Dame wurde sie auch jetzt noch nicht, gar kein weibliches Seitenstück zu ihrem vierundsechzigjährigen Gatten. Vielmehr zeigte sie sich originell, munter, herzlich, gutmütig und mutterwitzig; wenn sie für einen auswärtigen Besucher ihres Sohnes die Wirtin machte, so gewann dieser Gast schon in der ersten Stunde Zutrauen und Zuneigung zu dieser behaglichen Bürgerin.

Es war noch nicht viele Jahre her, daß ihr Sohn und ihre Tochter die Mutter für ungebildet und schlecht erzogen gehalten hatten. Seitdem hatte sich Wolfgang aus einem jungen Gelehrten in ein Genie umgewandelt, und dabei wurde er unter Anderm gewahr, daß auch seine ungelehrte Mutter viel Genialisches in sich hatte: ein warmes Herz, eine sehr lebhafte Phantasie und

einen oft sehr glücklichen Ausdruck für ihre Urteile und Gefühle. Unterdessen hatte er sich auch noch weitere Gedanken gemacht, wie die wünschenswerten Gattinnen beschaffen seien, und da war er trotz seines Genies immer auf das schlichte Hausmütterliche gekommen; die brave Philisterin mit einer Zugabe von Kindlichkeit, Fröhlichkeit und Zufriedenheit ist auf die Dauer die angenehmste und nützlichste Gesellschafterin. So hatte er ja auch jene Lotte abgemalt, die in Werther die unerhörteste Liebe hervorrief; ganz ebenso schilderte er das arme Gretchen, das den hochbegabten Faust bezauberte; und unter den Ehefrauen, die er in seinen Dichtungen vorgeführt hatte, erschien keine trefflicher als Götzens Elisabeth, die doch nur für eine wackere Hausfrau gelten konnte. Jetzt bekam er Lust, in seiner sogenannten Oper, an der er schon seit einem Jahre arbeitete, über die junge Heldin Elmire ihre Mutter zu erheben und dabei seine eigene Mutter abzumalen; da konnte er Gespräche wiedergeben, wie sie in ihrem Hause vorgefallen oder doch möglich gewesen waren. Er gab dieser Mutter Elmirens den Namen Olimpia; sonst hatte sie gar nichts Hochtrabendes an sich, wohl aber eine ruhige Sicherheit, die denn freilich auch an den heiteren Sitz der Götter erinnern kann. Olimpia bemerkt, daß ihre Tochter ihre gute Lage gar wenig genießt. „Ich weiß wohl, wo dir's steckt" sagt sie schließlich zu Elmiren.

An all dem Mißvergnügen, der üblen Laune unsrer Kinder sind wir selber schuld, ist die neumodische Erziehung schuld. Ich fühl's schon lang . . . . Ich sagt's deinem Vater oft. Er wollte nun einmal ein kleines Meerwunder

aus dir gemacht haben: Du wurdest's und bist nicht glücklicher!

Und sie erzählt:

Wie ich jung war, man wußte von all den Verfeinerungen nichts, so wenig man von dem Staate was wußte, zu dem man jetzt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns lesen lernen und schreiben, und übrigens hatten wir alle Freiheit und Freuden der ersten Jahre. Wir vermengten uns mit Kindern von geringem Stand, ohnedaß Das unsre Sitten verderbt hätte. Wir durften wild sein, und die Mutter fürchtete nicht für unsern Anzug; wir hatten keine Falbalas zu zerreißen, keine Blonden zu verschmutzen, keine Bänder zu verderben; unsere leinene Kleidchen waren bald gewaschen. Keine hagre Deutsch-Französin zog hinter uns her, ließ ihren bösen Humor an uns aus und prätendierte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern tun wie sie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf und ab treiben zu sehn. Nicht anders sieht's aus, als wenn ein Kerl in der Messe seine Hunde und Affen mit Reifröcken und Fantangen mit der Peitsche vor sich her in Ordnung und auf zwei Beinen hält und es ihnen mit derben Schlägen gesegnet, wenn die Natur wiederkehrt und sie Lust kriegen, à leur aise auf allen Vieren zu trappeln.

Elmire meint, die gegenwärtige Erziehung habe auch wohl ihre großen Vorzüge vor der ehemaligen. Aber die Mutter gibt es nicht zu.

Vorzüge? Ich dächte, der größte Vorzug in der Welt wäre, glücklich und zufrieden zu sein. So war unsere Jugend! Wir spielten, sprangen, lärmten und waren schon ziemlich große Jungfern, da uns noch eine Schaukel, ein Ballspiel ergötzte, und nahmen Männer, ohne kaum was von einer Assemblee, von Kartenspiel und Geld zu wissen. Wir liefen in unsern Hauskleidern zusammen und spielten um Nüsse und Stecknadeln und waren herrlich dabei. Und ehe man sich's versah, paff! hatten wir einen Mann.

Die heutige Lebensart verlange Das anders, versetzt die Tochter. „Wenn wir erzogen würden wie vor Alters, was für eine Figur würden wir in der Gesellschaft spielen?" Nun gerät aber die Mutter in Harnisch.

Was für eine Figur, Mädchen? Die Figur, die eure Mütter gespielt haben und deren ihr euch nicht zu schämen haben würdet! Glaubst du denn nicht, daß man ein angenehmes Mädchen, eine rechtschaffene Frau werden könne, wenn man die Erlaubnis gehabt hat, ein Kind zu sein? Dein Vater hat weder Schande an mir in der großen Welt erlebt, noch hatte er sich über mein häuslich Leben zu beklagen. Ich sage dir, die Kinderschuhe treten sich von selbst aus, wenn sie einem zu eng werden. Und wenn ein Weib Menschenverstand hat, kann sie sich in Alles fügen. Gewiß! Die Besten, die ich unter unserm Geschlecht habe kennen gelernt, waren eben Die, auf deren Erziehung man am wenigsten gewendet hatte!

Auf solche Ausführungen bleibt eine Frage nie aus: Sollen etwa die besonderen Gaben der jungen Menschen unausgebildet bleiben? Das Talent zur Musik, zur Malerei, zu den Sprachen oder was es sonst ist. Denn Jeder denkt sich, daß er oder sein Kind über dem Durchschnitt hinausrage. Aber hier ist einmal eine brave Mutter, die ihr Töchterchen auch in diesem Punkte nicht vergöttert. Sie lacht über die vorzüglichen Kenntnisse und Talente.

Das ist eben das verfluchte Zeug, das euch entweder nichts hilft oder euch wohl gar unglücklich macht! Wir wußten von all der Firlfanzerei nichts. Wir tappelten unser Liedchen, unsern Menuett auf dem Klavier und sangen und tanzten dazu. Jetzt vergeht den armen Kindern das Singen und Tanzen bei ihren Instrumenten! Sie werden

auf die Geschwindigkeit dressiert und müssen statt einfacher Melodien ein Geklimpere treiben, das sie ängstigt und nicht unterhält. Und wozu? Um sich zu produzieren! Um bewundert zu werden! Vor wem? Wo? — Vor Leuten, die's nicht verstehn oder plaudern oder nur herzlich passen, bis ihr fertig seid, um sich auch zu produzieren und auch nicht geachtet — und doch am Ende, aus Gewohnheit oder Spott, beklatscht zu werden.

Goethes Schwester war keine eitle Närrin, die vor der Gesellschaft zu glänzen suchte, und auch Elmire darf versichern: „Das ist nie meine Art gewesen. Ich habe immer mehr für mich gelebt als für Andre, und meine Gefühle, meine Ideen, die sich durch eine frühzeitige Bildung entwickelten, machten von jeher das Glück meines Lebens."

„Und machen jetzt dein Elend!" erwidert die schlagfertige Mutter.

Was sind alle die edelsten Triebe und Empfindungen, da ihr in einer Welt lebt, wo sie nicht befriedigt werden können, wo Alles dagegen zu arbeiten scheint! Gibt Das nicht Anlage zum tiefsten Mißvergnügen? Anlaß zum ewigen Klagen?

Die arme Kornelia! Goethe dachte bei diesen Sätzen gewiß an die Schwester. Sie hatte einen braven Mann und freute sich jetzt am ersten Kindchen; aber sie paßte nicht in die wirkliche Welt, und Das lag zum Teil gewiß an ihrer vom pedantischen Vater geleiteten Erziehung.

Die uralte Sitte, auf Reisen das Handwerk zu begrüßen, war damals auch unter den Gelehrten all-

Goethes Zimmer. Von ihm selbst auf einem Briefblatte gezeichnet

gemein; ebenso galt es für durchaus erlaubt, berühmte Schriftsteller aufzusuchen, nur um sie zu sehen und mit ihnen einige Worte zu wechseln. Studenten und andere junge Männer glaubten das Recht, wo nicht gar die Pflicht zu haben, zu ihrer Ausbildung solche Berühmtheiten kennen zu lernen und ihnen ihr Stammbuch vorzulegen.

Goethe hatte angefangen, eine öffentliche Persönlichkeit zu werden; zumeist empfand er es als Plage, doch schaffte es ihm zuweilen eine angenehme Abwechslung.

Am 12. Dezember 1774, vormittags, stand er in seiner Stube vor seiner Staffelei und arbeitete an einem Bilde; das Tageslicht war teilweise abgeblendet, so daß ein Teil der Stube im halben Dunkel lag. Jemand kam die Treppe herauf; die Tür tat sich auf, und ein hoher, schlanker Mann in feiner Kleidung trat ein.

„Fritz!“

Aber es war nicht Freund Jacobi, sondern ein Fremder. Als Hauptmann v. Knebel stellte er sich vor. Aus Weimar. Er berichtete, daß die beiden Prinzen von Weimar. der siebzehnjährige künftige Herzog Karl August und sein jüngerer Bruder


v. Knebel

Konstantin, jetzt eben auf der Durchreise in Frankfurt seien, nur auf ein paar Stunden, denn man wolle noch vor Nacht Mainz erreichen. Graf Görtz, der Erzieher der Prinzen, sei Führer der Reisegesellschaft; der Stallmeister v. Stein, der Leibarzt Engelhardt und er selber gehörten zur Begleitung.

Knebel, ein Mann von dreißig Jahren, war erst kürzlich in Weimar angestellt worden; er sollte als militärischer Erzieher und Hofmann den jüngeren Prinzen leiten. Vorher war er preußischer Leutnant in Potsdam und Berlin und dort mit allen Gelehrten und schönen Geistern in Freundschaft verbunden gewesen, denn in diesem Offizier, in seinem großen, starken, wetterharten Körper wohnte eine sehr zarte Seele, die sich in den Blüten- und Fruchtgärten der Dichter und Denker am heimischsten fühlte. Nach Weimar war er geraten, weil dort ein so reges geistiges Treiben herrschte; hier in Frankfurt wollte er nun nicht versäumen, dem Verfasser des ‚Götz', des ‚Clavigo' und des ‚Werther' seinen Dank auszusprechen.

Das Gespräch war sogleich lebhaft, auch über die letzten Vorfälle und die Menschen in Weimar. Als Knebel dem jungen Dichter vorschlug, er möge ihn zu den Prinzen und den übrigen Herren begleiten, war Dieser sogleich bereit.

Im ‚Roten Hause' saß die Gesellschaft beim Frühstück; Jeder freute sich in seiner Art, den Dichter Goethe von Angesicht kennen zu lernen; Dieser aber faßte besonders den älteren Prinzen in's Auge, der vom Schicksal bestimmt war, Herzog der Länder Weimar und Eisenach zu werden. Ein kleiner Bursche war es

und gar nicht schön, kränklich blaß, mager und hohlwangig, grobe Gesichtsformen, aufgeworfene blutlose Lippen; sein Vater war mit einundzwanzig Jahren an der Schwindsucht gestorben; ehe nun auch dieser Sohn einging, sollte er sich rasch verloben, verheiraten und fortpflanzen, damit das edle Blut nicht verschwinde. Der zweite Prinz sah ein wenig besser aus, aber gleichfalls nicht schön oder stark. Geistig aber schien Karl August, der Thronerbe, recht munter zu sein. Das Gespräch wurde sogleich lebhaft und angenehm. Goethes Posse gegen Wieland konnte nicht unerwähnt bleiben: Graf Görtz besonders fühlte sich als Wielands verpflichteter Freund. Aber Goethe konnte in Wahrheit versichern, daß er den Dichter des ‚Agathon' und der ‚Musarion' liebe und bewundere, daß er von dem Gelehrten und Menschen Wieland nur das Beste wisse und denke. Nur Dessen kritische Aufsätze und seine unnützen Anmerkungen in der Shakespeare-Übersetzung und im ‚Merkur' hätten ihn und seine Freunde oft geärgert, und da sie nun hierzulande die Neckerei liebten, so habe er sich denn auch den Wieland einmal vorgenommen


Karl August

Daß das Ding gedruckt worden sei, tue ihm leid; Wieland habe ihn ja nunmehr auch gehörig beschämt. Kurz, Goethe redete so, daß Wielands Freunde und Schüler ihm nicht böse zu sein brauchten. Weil sie nun aber bei dem kurzen Aufenthalt in Frankfurt seine Bekanntschaft nur oberflächlich machen konnten, luden sie ihn ein, ihnen doch nach Mainz zu folgen, und er versprach's. Am nächsten Tage fuhr er mit Knebel, der ihm zu Liebe in Frankfurt geblieben war, nach Mainz hinüber. Dort wohnte er bis zum 16ten, wo die Weimarischen nach Karlsruhe weiter gingen, mit ihnen im gleichen Gasthofe zu den Drei Kronen. Ganz viel Zeit hatten die Prinzen und ihre Gesellschafter auch hier nicht für ihn, denn es geschahen gerade hier und jetzt Verhandlungen über eine Verlobung Karl Augusts mit der in Karlsruhe lebenden hessischen Prinzessin Luise, und der Hof des Kurfürsten-Erzbischofs v. Erthal nahm sie auch viel in Anspruch. Dennoch hatte der junge Karl August soviel Aufmerksamkeit auf Goethe, daß sie fast zur Liebe wurde; er nahm sich vor, diese Bekanntschaft fortzusetzen. Sogar auf politische Grundsätze kam einige Male die Rede, denn Goethe hatte bereits die ‚Patriotischen Phantasien' des wackeren Justus Möser in Osnabrück gelesen, die Graf Görtz und die Andern eben erst erhalten hatten; er konnte darüber berichten und seine eigene Meinung sagen, wobei denn auch wieder eine erfreuliche Übereinstimmung zu Tage trat.

Am meisten aber war Goethe mit Knebel zusammen; sonst vertrieb er sich die Zeit in Mainz mit Eislaufen und dem geliebten Zeichnen. Auch schrieb

er einen Brief an Wieland, weil es die neuen Freunde wünschten. Und Knebel unterstützte Goethes Bemühen um Versöhnung, indem er sich zu gleicher Zeit an Bertuch, den Gehilfen Wielands, wandte:

Was sagt unser Wieland zu Goethens Brief? Nur böse muß er niemals werden! Keine Menschen in der Welt würden sich geschwinder verstehen, wenn sie beisammen wären, als Wieland und Goethe. Ich bin versichert und sehe es aus Allem, daß sich Klopstock und Goethe lange nicht so verstanden haben. Goethes Kopf ist sehr viel mit Wielands Schriften beschäftigt; daher kommt es, daß sie sich reiben. Goethe lebt in einem beständigen innerlichen Krieg und Aufruhr, da alle Gegenstände aufs heftigste auf ihn wirken. Es ist ein Bedürfnis seines Geistes, sich Feinde zu machen, mit denen er streiten kann; und dazu wird er nun freilich die schlechtesten nicht aussuchen. Er hat mir von allen denen Personen, auf die er losgezogen ist, mit ganz besondrer, empfundener Hochachtung gesprochen. Aber der Bube ist kampflustig! Er hat den Geist eines Athlethen! Wie er der allereigenste Mensch ist, der vielleicht nur gewesen sein mag, so fing er mir einmal des Abends in Mainz ganz traurig an: „Nun bin ich mit all den Leuten wieder gut Freund, den Jacobis, Wieland! Das ist mir gar nicht recht. Es ist der Zustand meiner Seele, daß, so wie ich Etwas haben muß, auf das ich eine Zeit lang das Ideal des Vortrefflichen lege, so auch wieder Etwas für das Ideal meines Zorns. Ich weiß, Das sind lauter vortreffliche Leute! Aber just deshalb! Was kann ich ihnen schaden? Was nicht Stroh ist, bleibt doch."

„Ich mußte herzlich über seine Naivetäten dieser Art lachen" erzählte Knebel, aber, fuhr er fort, „aber die ernsthafte Seite seines Geistes ist sehr ehrwürdig." Und er rühmte Goethes erstaunliche poetische Zeugungskraft:

Ich habe einen Haufen Fragmente von ihm, unter andern zu einem ‚Doktor Faust', wo ganz ausnehmend herrliche Szenen sind. Er zieht die Manuskripte aus allen Winkeln seines Zimmers hervor.

An demselben Tage, wo Goethe die Bekanntschaft mit den weimarischen Herren machte, lag Fräulein v. Klettenberg schwer krank darnieder. Sie hatte schon manche bedenkliche Krankheit durchgemacht; darum war ihr junger Freund diesmal nicht sehr besorgt.

Frau Rat saß des Abends noch an ihrem Bette, als alle Andern schon fort waren. Da flüsterte die Kranke mit schwacher Stimme: „Der Doktor?"

„Er ist weggegangen" antwortete die Rätin. Sie glaubte, daß der Arzt gemeint sei.

„Nein" sagte die Kranke und deutete auf sie, die Elisabeth Goethe.

„Meinen Doktor meinen Sie?"

Die Kranke nickte.

„Ach, Der glaubt so wenig, daß Sie sterben, daß er mir aufgetragen hat, Ihnen zu sagen, wie er morgen zum Prinzen von Weimar nach Mainz reisen werde. Dreimal hab' ich schon angefangen, ihn auf Ihren Tod vorzubereiten; es ist aber Alles vergebens. »Sie stirbt nicht!« sagt er immer; »Das kann nicht sein! Sie stirbt nicht!«

Die Kranke lächelte: „Sag' ihm Adieu!" flüsterte sie. „Ich hab' ihn sehr lieb gehabt."

Als Goethe aus Mainz zurückkehrte, war diese Freundin eben vor einer Stunde begraben.

„Die mir so lieb, so viel war!“ klagte er.

ꝏ

In der Mitte Januar empfand er die große Freude, daß eine abgestorbene Freundschaft sich wieder belebte. Von Herder kam ein Brief, und sogleich hatte Goethe die Vorwürfe, die er gegen diesen Mann hegte, vergessen. Herder wußte ihn jetzt besser zu würdigen. Auf einem neuen Fuße konnten sie sich wieder verbinden. Jedenfalls war Goethe besten Willens.

Der Moment, in dem mich Dein Brief traf, lieber Bruder, war höchst bedeutend. Ich hatte mich eben mit viel Lebhaftigkeit des Wesens und Unwesens unter uns erinnert, und siehe: Du trittst herein und reichst mir die Hand! Da hast Du meine, und laß uns ein neu Leben beginnen mit einander! Denn im Grund hab' ich doch bisher für Dich fortgelebt, Du für mich.

Sei Du mir auch immerfort hold und gut, liebe Schwester! Mir wird's recht wohl, daß ich an Eurem Buben und Haushalt wieder teil habe.

ꝏ

Der Gast, der Ende Januar in seine Stube trat, war diesmal wirklich der geliebte Fritz aus Düsseldorf. Jacobi reiste in Amtsgeschäften nach dem südlichen Deutschland; für die Hin- und Rückfahrt hatte er sich auf eine Woche in Frankfurt eingerichtet. Die beiden Freunde konnten sich nun so recht in Ruhe über Alles aussprechen, über ihre äußeren Verhältnisse, ihre inneren Nöte, Hoffnungen, Ziele und zur Erholung

über die gemeinsamen Bekannten. Viel ward über Wielands ‚Merkur' und Georg Jacobis ‚Iris' verhandelt, an denen beiden Fritz mit Geld beteiligt war. Ob Goethe nicht Beiträge liefern könne? Nein, mit dem ‚Merkur' wollte er nichts zu schaffen haben; gerade von dieser Seite mißfiel ihm ja der sonst so schön und reich begabte Wieland. Wie oft standen in diesen Heften schiefe, verkehrte, alberne Urteile über Kunst, Künstler, Kunstsachen, kurz: über Werke des Genies! Sie durften nicht mit Beiträgen Goethes abwechseln. Für die ‚Iris' aber wollte er gern etwas hergeben. Allerlei Gedichte. Vielleicht paßte die Oper ‚Erwin und Elmire' in diese Damen-Zeitschrift? Fritz griff rasch zu und schrieb dem Bruder, daß er sogleich Raum schaffen müsse für dies „Drama mit Sang, so schön, so herrlich, daß Du närrisch werden wirst, wenn Du's liest." Er schrieb auch gleich ein Lied daraus ab: „Ihr verblühet, süße Rosen . . ." Und fügte hinzu: „Das ‚Veilchen', das Goethe einst Lottchen schickte, gehört auch in dies Drama."

Fertig war diese ‚Elmire' übrigens noch nicht, aber nun war die Peitsche da, und Tantchen Fahlmer drängte, daß in acht Tagen das letzte Stück Abschrift nach Düsseldorf abgehen müsse. Diese „Oper" war ein Schauspiel in Prosa, wohinein Lieder gewoben waren; die gewöhnlichen deutschen Theatergesellschaften konnten es aufführen, wenn sie über zwei männliche und eine weibliche Singstimme verfügten. Das Gespräch über weibliche Erziehung, womit das Stück beginnt, ist uns bekannt; im Übrigen bot diese Oper oder Operette, was man damals bei diesen Bezeichnungen in einem deutschen

Theater erwartete: einen sentimentalischen und romantischen Liebeshandel, bei dem die Liebenden zum Schluß sich versöhnt und vergnügt in die Arme fallen.

Am 3ten Februar, als Fritz Jacobi zur Abreise einpackte, kamen wieder zwei thüringische Prinzlein auf ihrer Bildungsfahrt durch Frankfurt. Der Zufall wollte, daß der ältere Prinz wiederum Karl August hieß; der jüngere nannte sich Georg; Beide waren die zukünftigen Beherrscher des Meininger Ländchens. Ihr Lehrer und Führer, Heim, leitete es ein, daß sie den Dr. Goethe zu Tische luden. Vier Stunden saßen sie mit ihm zusammen, und nun schilderte auch der meiningische Karl August den neuen Bekannten mit großem Wohlgefallen:

Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amüsant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen, in der Statur des Gotters, und hat seine ganz eigenen Fassons, sowie er überhaupt zu einer ganz besonderen Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigenen Ideen und Meinungen über alle Sachen. Über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter. Er hat mir sehr wohl gefallen. Sein sanftes Gefühl, seine Richtigkeit des Ausdrucks, der Denkungsart, des Urteils, seine angenehme Lebhaftigkeit verdienen Bewunderung.

Goethe behagte sich in der Gesellschaft, aber er wuchs an diese Prinzen und ihren Lehrer doch nicht so an wie an Karl August von Weimar und Knebel.

Mit Knebel unterhielt er nun einen Briefwechsel; ihn bat er um Empfehlungen an die Prinzen und fragte auch einmal: „Fühlt Graf Görtz was für mich?“

Zufällig lernte er gerade jetzt die weimarische Welt noch besser und auf eine bequeme Art kennen. Ein Frankfurter Landsmann, der Maler Georg Melchior Kraus, ein Junggeselle von mittleren Jahren, hielt sich viel bei auswärtigen Vornehmen auf; so war er auch eine Zeit lang in Weimar gewesen, und dort hatte es ihm so gut gefallen, daß er sich entschloß, ganz dahin zu ziehen. Er zeigte Goethen Bildnisse, die er dort gemalt, zum Beispiel Wieland mit seiner ganzen Familie, den Kapellmeister Wolf am Flügel und seine schöne Frau als Sängerin neben ihm stehend. Er erzählte auch von Bertuch, Musäus, Kirms, Berendis, Ludecus, Buchholz und seinen übrigen Freunden in jenem Städtchen; er rühmte die gütige Herzogin-Regentin und die Herren und Damen an ihrem Hofe. Nach seinen Berichten hätte man glauben können, daß in dem kleinen thüringischen Neste für eine Künstlernatur eine angenehmere Gesellschaft sich finde als im großen Frankfurt.

Die Reichsgräfin Auguste zu Stolberg, von der wir lasen, war ein Mädchen von 21 Jahren, nicht schön, etwas kränklich, etwas schwärmerisch, erfüllt von hohen, frommen Idealen wie alle ihre Geschwister. Sie hielt sich in der holsteinischen Heimat, in einem protestantischen Kloster bei Ütersen, auf, wo sie eine Stiftsdamen-Stelle hatte. Ob er den Dichter des ‚Werthers' kenne, hatte sie den Freund Boje gefragt, und Boje konnte antworten, daß er kürzlich bei Goethe in Frankfurt gewesen und neue Gedichte von ihm für

seinen ‚Musen-Almanach‘ mitgebracht habe. Boje konnte also den Vermittler zu Goethe machen, und nun schrieb die junge Gräfin, ohne sich jedoch zu nennen, einen innigen, dankbaren, verehrenden Brief an diesen großen und guten Dichter. In der Mitte Januar (1775) erhielt Goethe ihre Zeilen. Er war gerade damals in einem höchst erregten, angespannten, wo nicht überspannten Zustande; der liebende Zuruf der entfernten Ungenannten, deren Bild er sich nach eigener Lust ausmalen konnte, machte ihm erst recht das Herz warm. Dies Herz tastete wohl schon längst nach einem Gegenstande für seine Liebe. Aber was sollte er einer Ungesehenen antworten? Er nahm das nächste Blatt:

Meine teure — ich will Ihnen keinen Namen geben, denn was sind die Namen Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin? Oder ein Wort, das einen Komplex von all denen Namen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem

Ich kann nicht weiter schreiben! Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu, gleich den ersten Augenblick!

Ich komme doch wieder. Ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was ist Das als Liebe? Mußte Er Menschen machen nach seinem Bild, ein Geschlecht, das ihm ähnlich sei, was müssen wir fühlen, wenn wir Brüder finden: unser Gleichnis, uns selbst verdoppelt!

Er wußte nicht weiter. Erst nach acht Tagen entschloß er sich, das Blatt fort zu schicken, wie es war.

Haben Sie Geduld mit mir! Bald sollen Sie Antwort haben. Hier indeß meine Silhouette. Ich bitte um die

Ihrige, aber nicht in's Kleine; den großen von der Natur genommenen Riß bitt' ich. Adieu! ein herzlichstes Adieu!

Das war am 26sten Januar. Dann kam Fritz Jacobi. Das Blatt lag noch da, und nun schrieb Goethe eine zweite Fortsetzung.

Der Brief ist wieder liegen blieben. O haben Sie Geduld mit mir! Schreiben Sie mir, und in meinen besten Stunden will ich an Sie denken.

Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, meine Beste, ich bin's. Und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein klein Kind, weiß Gott! Noch einmal adieu!

Drittes Kapitel

Eine Braut oder nicht?

Januar bis Mai 1775

Zwischen Weihnachten und Fastnacht war in jenem Jahrhundert die Zeit der zahlreichen und großen gesellschaftlichen Feste: Theaterbesuch, Konzerte, Bälle, auch Maskenbälle — in den Städten, wo sie erlaubt waren — Schlittenfahrten und prächtige Mahlzeiten. Dies Jahr machte Dr. Goethe den Trubel mit. Er paßte allerdings nicht sehr gut zu den andern jungen Leuten, und zu den älteren erst recht nicht. Aber er hatte für diesmal seine Freude an den Aufregungen. „Wir sind jetzo, besonders ich, des Lebens recht froh" schrieb er am 18ten Januar der Mama La Roche; „es ist ein starkes Treiben." Er sah auch ihre Maxe jetzt öfter; sie war guter Hoffnung, besuchte aber noch die Konzerte und manche Gesellschaften.

Und er sah die Töchter der Vaterstadt mehr als sonst und jetzt in Putz und Glanz; er schwätzte und tanzte mit ihnen. Liese Schönemann gefiel ihm am besten; eine Sechzehnjährige, schlank, blond, blaue Augen im ovalen hübschen Gesicht. Er machte ihr den Hof. Er stellte sich auch in ihrem Hause vor und ging überall hin, wo er sie anzutreffen hoffte. Er ward sorgfältig mit seiner Kleidung,

suchte ihren Beifall. Er, der Stolze, den Beifall von so einem jungen blonden Mädchen! Er war wie verwandelt. „So ein Faßnachts-Goethe in Schwarm und Saus!“ sagte er selber. Er kam sich verdoppelt vor oder in zwei Menschen gespalten; es waren aber nicht solche Paare wie Clavigo und Carlos oder Faust und Mephistopheles, sondern . . . Nun man konnte sagen: ein Goethe für Jungfer Schönemann und ein anderer Goethe für Gustchen Stolberg; denn er wußte jetzt, wer jene Ungenannte war. Am 13ten Februar, früh nach dem Aufstehen, fühlte er plötzlich den Drang, dieser fernen neuen Freundin sein Herz auszuschütten.

Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuß auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von einen paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird — der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Faßnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte — der nicht an Sie schreiben mag — der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt.

Aber nun gibt's noch einen: Den im grauen Biberfrack, mit dem braunseidnen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet — dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird — der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maße

auszudrücken sucht — weder rechts noch links fragt, was von Dem gehalten werde, was er machte, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten kämpfend und spielend entwickeln lassen will: Das ist Der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben.

Dann wandten sich seine Gedanken wieder der „niedlichen Blondine" zu, deren Augen unter all den geputzten Menschen der Magnet waren, denen er willenlos folgte.

Warum ziehst du mich unwiderstehlich,
Ach! in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden,
Ungemischter Lust!
Ahndungsvoll hatt' ich dein Bild empfunden,
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei soviel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

\+

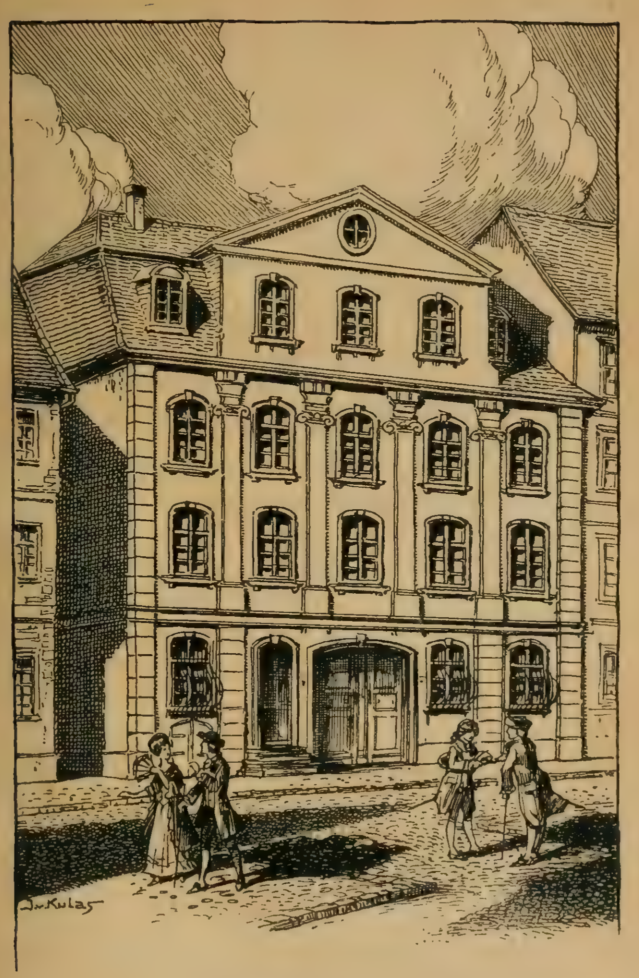
Herz, mein Herz, was soll Das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch' ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr!

Weg ist Alles, was du liebtest,
Weg, worum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh!
Ach, wie kamst du nur dazu?

Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück!

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest:
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise —
Die Verändrung, ach! wie groß!
Liebe, Liebe, laß mich los!

Die blonde Liese, oder wie Goethe lieber sagte: „Lilli“ gehörte zur reformierten Kolonie. Sie hatte den Vater längst verloren; ihre tatkräftige Mutter war zuerst seine Geschäfts-Nachfolgerin gewesen; nachher hatte sie mit einem Kaufmann Wegelin ein neues Bankgeschäft begründet; in diesen reformierten Kaufmannsfamilien war es nichts Ungewöhnliches, daß die Töchter und Frauen in den Kontoren halfen. Madame Schönemann galt für sehr reich, zumal als sie mit einem Aufwande von 70—80 000 Gulden für ihre Familie ein neues Haus „zum Liebeneck“ am Kornmarkte baute und einrichtete. Sie hatte vier Söhne und eine Tochter; alle wurden sehr gut erzogen. Liese zeichnete recht



Schönemanns Haus am Kornmarkt

hübsch, sang mit lieblicher Stimme und spielte das Klavier zu allgemeiner Bewunderung. In der Wirtschaft war sie schon recht tüchtig. Für gewöhnlich wurde nach der Sitte und Lehre der frommen Vorfahren einfach gelebt; aber die Familie war ausgebreitet, und vom Geschäft her pflegte man mit vielen einheimischen und auswärtigen Kaufleuten Freundschaft; also ging es im Hause recht gesellig zu, und die einzige Tochter bewegte sich trotz ihrer Jugend in dieser Geselligkeit sehr gewandt; ja, dies Kind stand bereits in Gefahr, eben durch die Gewöhnung an die große Gesellschaft, die Menschen gering zu schätzen und von der Welt keine Freuden mehr zu erwarten.

Anwärter auf ihre Hand hatten sich schon eingestellt, ehe sie halb erwachsen war; die Mutter begünstigte einen jungen Vetter, aber Liese blieb gleichgültig. Jetzt schlug ihr Herz; der viel beredete Dichter war ein ganz neuer Eindruck, und gar gern schwirrte sie mit ihm im Tanze herum. Manchem fiel das Paar auf, nämlich daß Goethe diesmal die Lust mitmachte. Der Maler Kraus erwähnte es gegen seinen weimarischen Freund Bertuch:

Goethe ist jetzo lustig und munter in Gesellschaften, geht auf Bälle und tanzt wie rasend, macht den Galanten beim schönen Geschlecht: Das war er sonsten nicht! Doch hat er noch immer seine alte Laune. Im eifrigsten Gespräch kann ihm einfallen, aufzustehen, fortzulaufen und nicht wieder zu erscheinen. Er ist ganz sein, richtet sich nach keiner Menschen Gebräuchen: wenn und wo alle Menschen in feierlichen Kleidern sich sehen lassen, sieht man ihn im größten Negligee, und ebenso im Gegenteil.

Am 28sten Februar war der letzte Fastnachtsball; Goethe trat als einer der Ersten in den Saal; er

dachte, was eigentlich nicht der Stunde gemäß war, an das Fräulein im Holsteinischen; jetzt besaß er ihren Schattenriß und konnte sie nun auch nach diesem schwarzen Bilde lieben. Nun strömten aber die in hellen Farben strahlenden Schönen und ihre Anbeter zur Tür herein, und „viel Freude und Lieb umgab mich", wie er bald darauf an Gustchen berichtete. „Morgens, da ich nach Hause kam, wollt' ich Ihnen schreiben, ließ es aber und redete viel mit Ihnen."

Auf welche Weise konnte er jetzt noch, wo die Fastenzeit aller Geselligkeit ein Ende machte, mit der jungen schönen Lilli zusammen kommen? In ihrem Hause am Kornmarkt waren der Beobachter zu viele. Also machte er Lilli mit Tantchen Fahlmer bekannt und suchte Diese in den Kreis der Schönemanns zu ziehen. „Lilli ist gar lieb und hat Sie herzlich wert" redete er ihr zu. Oder: „Nehmen Sie das Mädchen an ihr Herz! Es wird Euch beiden wohl tun." Er war glücklich, wenn die Fahlmer seine Erwählte lobte. „Ja, Tante, sie war schön wie ein Engel . . . und, lieber Gott, wie viel ist sie noch besser als schön!"

Lilli hatte nächste Verwandte in Offenbach, die d' Orvilles und Bernards, die dort eine Tabaksfabrik besaßen, und war von Kind auf oft und lange bei ihnen zu Besuch. Goethe aber konnte sich dort bei seinem musikalischen Freunde André einquartieren, der gleichfalls zu den Reformierten französisch-wallonisch-niederländischer Herkunft gehörte. Schon am 6ten März



Offenbach am Main

war Goethe draußen. Hier in den großen Gärten und auf den Spaziergängen durch die Felder oder am Flusse entlang konnten sich die Liebenden öfter allein ergehen; hier sprachen sie freier, verbanden sich noch inniger als vorher in der städtischen Winterluft. „Warum ziehst du mich unwiderstehlich ach! in jene Pracht?" hatte damals Goethe klagend gefragt; jetzt beendete er das Gedicht:

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur!
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur!

Um diese Zeit hatte er auch die große Freude, daß sein kleiner und zuweilen ängstlicher Roman mit Maxe Brentano zu einem guten Schlusse gedieh.

Die junge Frau war zu ihrer Mutter gefahren, um dort ihre Entbindung abzuwarten. Am 12ten März hatte sie ein Söhnchen; die La Roche meldete es auch dem Dr. Goethe sogleich. Als er antwortete, sagte er: nun erwarte er die Maxe sehnlich zurück. „Ich hoffe,

die Dazwischenkunft des Mäuschens wird viel ändern."
Und er fragte die „liebe, kleine Mutter":

Wird denn eine Zeit kommen, daß wir werden einen freundlichen Einfluß auf einander haben?

Er ging auch sogleich zu ihrem Eheherrn, ihm Glück zu wünschen. Da ward er von Brentano so gut aufgenommen, daß er auch die nächsten Tage wieder hinging, um nach neuen Nachrichten zu fragen. Das schrieb er dann wieder nach Ehrenbreitstein,

. . . und ich wünsche, daß die Freundschaft und das Zutrauen, das mir bisher der Mann bezeugt, ungeheuchelt sein möge. Ich glaub's wenigstens, und so hoff' ich, daß ich der Kleinen künftig keinen Verdruß mehr, und vielleicht eine angenehme Stunde hie und da machen werde.

Nach acht Tagen, am 28sten März, ließ er die „liebe Frau" noch einmal durch ihre Mutter grüßen.

Ich hab' ihr bisher mein Wort gehalten und versprach ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne neigen würde, wollt' ich wiederkehren. Ich bin wieder da und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin und Hausfrau und Mutter bleibt.

Die guten Freunde fragen nicht, ob sie uns zu paß kommen oder ob wir gerade verliebt sind.

Im Anfang Februar, als Goethe mitten im Fastnachtstrubel war, erschien Dr. Jung aus Elberfeld. Er hatte daheim verschiedenen Blinden den grauen Staar gestochen und das Augenlicht wiedergegeben; Das hatte sich herumgesprochen und war als ein Beweis seltener Kunst in die Zeitungen gekommen. Darauf hin lud ihn ein alter reicher Patrizier, der Herr v. Lersner, ein, nach

Frankfurt zu kommen und auch an ihm sein Glück zu versuchen; er versprach ihm tausend Gulden, ob die Operation gelinge oder nicht. Jung, der seit Jahren in Schulden steckte, nahm die Einladung an, obwohl er selber seinem Wissen und Können nur halb traute. Goethe bot dem Freunde die Kost bei seinen Eltern



Dr. Jung

und eine hübsche Stube in der Nachbarschaft an. Jung kam auf acht Wochen; er operierte Herrn v. Lersner und sieben andere Blinde oder Halbblinde; Alles schien zu glücken. Man pries ihn laut; namentlich die Schacherjuden, denen er wieder zum Licht verholfen, lohnten ihn mit großem Geschrei in den Straßen, da sie es mit Gelde nicht konnten oder nicht gern taten; aber als die

Wochen vergingen, zeigte sich, daß von allen seinen Patienten gerade der Herr v. Lersner ungeheilt geblieben war; die Sehkraft, die er gleich nach dem Schnitt gehabt, war wieder verschwunden. Tief beschämt nahm Henrich Jung die tausend Gulden an; abschlagen durfte er sie nicht, da so viele Gläubiger und seine kleine Familie daheim auf das Geld warteten. Der ärztliche Beruf, worin er außerhalb der Augenbehandlung wenig verstand und fast keine Kundschaft hatte, war ihm höchst verleidet; er kam sich wie ein trauriger Pfuscher vor.

Vom 24sten Februar bis 21sten März hielt sich Fritz Jacobi wieder in der Stadt auf, wo ihm Goethe und die Fahlmer lebten. Ihm wurde jetzt die Werbung Goethes um Lilli anvertraut, denn zwischen den beiden Freunden gab es kein Geheimnis. Ihre Freundschaft wuchs noch. Wie ein Verliebter schrieb Fritz, als er wieder in Pempelfort angelangt war, an seinen Goethe:

Auf und ab gehe ich nun wieder auf eben dem Boden, zwischen eben den Wänden und Türen, wo ich zuerst Dich lieb gewann, wo ich nach unserer ersten Trennung Dich — nicht wieder fand, wo ich in tiefer Verstummung wandelte, Dir nachsann, der Liebe pflegte im eigensten Innern meiner Seele, wo ich bald darauf Wiedersehen hoffte, vorauskostete, ahndete. Und Das all nun erfüllt! Ich so glücklich! Gott, was für ein Strom von Tränen da aus meinem Auge brach!

Am 30sten März erschien auch Klopstock wieder; es hatte ihm am Hofe zu Karlsruhe nicht lange gefallen, obwohl der Markgraf selber ihm sehr viel Ehre erwies und aufrichtig zugetan blieb. Der Niedersachse strebte zur frischen Seeluft zurück. Vielleicht erzählte Goethe auch ihm, daß er jetzt auf Freiersfüßen gehe, wie er es auch Herdern brieflich andeutete. Jedenfalls bemerkte

der Dichtervater die Erregung, in der sich der junge Mann befand, und man sprach darüber. Am 15ten April schrieb ihm Goethe:

Ich bin noch ziemlich in dem Zustande, in dem Sie mich verlassen haben. Nur daß es manchmal schlimmer wird und dann von oben herab wieder ein Tau-Tropfe des Universal-Balsams fällt, der Alles wieder gut macht. Ich beschäftige mich, soviel ich kann, und Das tut dann was. Indeß muß Jeder seinen Kelch austrinken, spür' ich wohl . . .

Was für einen Kelch hatte er denn auszutrinken? Ein Mädchen schön, gut und reich erwiderte seine Liebe!

Ja, eben Das stellte ihn vor die verdrießliche Frage, was nun geschehen solle. Heiraten, einen Hausstand gründen, einen Beruf ausüben, Kinder aufziehen, Ehre unter den Mitbürgern genießen — zu allen diesen guten Sachen war gerade er noch nicht vorbereitet. Eine Braut, zumal eine solche wie Lilli, hatte das Recht, ihn ganz für sich zu fordern; er sollte also auf seine Freiheit verzichten und in einen Käfig gehen. Er sollte nun sein Leben lang keine Andere mehr lieben als diese Elisabeth Schönemann. War Das möglich? Liebte er nicht sogar jetzt, wo dies Mädchen ihm so ganz neu war, auch jene Nie-Gesehene im fernen Holstein? Hatten ihn nicht bei den Vergnügungen der letzten Wochen auch Andere gereizt? Kannte er nicht draußen in Offenbach die arme, gute Lotte Nagel, die gleichfalls Anziehung auf ihn ausübte?

Ach, er sollte besser nicht daran denken, das Schick-

sal eines weiblichen Wesens an das seine zu knüpfen! Daß er ein wunderlicher Mensch war, wußte Jedermann; er aber kannte besser als die Übrigen das Ängstliche, Bedrohliche, Unstete in seinem Innern. „So geht's mit mir immer unter der öberst" schrieb er um diese Zeit in einem Briefe, und in einem andern: „Von meinen Verworrenheiten ist schwer was zu sagen"; in einem dritten: „Ich bin ganz unerträglich" und „Mit mir nimmt's kein gut Ende"; in einem vierten bat er Fritz Jacobi: „Bleib bei mir, lieber Fritz! Mir ist, als wenn ich auf Schrittschuhen zum ersten Male allein liefe." Ebenso bat er die Gustchen Stolberg:

Liebe, liebe, bleiben Sie mir hold! Ich wollt', ich könnt auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug' rasten. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen! Gute Nacht! Ich dachte, mir sollt's unter'm Schreiben besser werden. Umsonst! Mein Kopf ist überspannt!

Und im nächsten Briefe an Gustchen wiederholte er dieses Flehen um geduldigen Beistand schon wieder:

Laß mich auch nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich Dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich, ich bitte Dich! Verfolge mich mit Deinen Briefen dann und rette mich vor mir selbst!

Der Liebhaber der schönen Lilli war trunken, hatte aber nicht den rechten Bräutigamsrausch. Er bildete sich nicht ein, daß Alles gut werde, wenn er nur sein Mädchen bekomme. Er hatte auch nicht das männliche Kraft- und Sicherheitsgefühl, aus dem die Ehe eigentlich hervorgeht.

Aber auch wenn er sich in der verliebten Erregung schöne Dinge vorgelogen hätte, so waren doch Andere

da, die nüchtern blieben: seine Eltern und namentlich Lillis Mutter.

Madame Schönemann konnte sich den künftigen Gatten für ihr tadelloses Töchterchen unter Vielen aussuchen. Die älteren Geschäftsfreunde machten auf ihre Söhne und Neffen aufmerksam. Die ledigen Kaufleute suchten sich selber in ein günstiges Licht zu setzen. Man hätte vielleicht auch gegen einen Advokaten nichts einzuwenden gehabt, wenn Dieser in seinem Berufe sonst eifrig war und gute Aussichten hatte; Das traf aber bei Dr. Goethe nicht zu — er hätte sich denn sehr ändern müssen. Am meisten aber sprach gegen Goethe der Glaubensunterschied. Kalvinisten und Lutherische waren zweierlei Menschenklassen, namentlich in einer Stadt, deren Obrigkeit die Reformierten immer noch wie fremde Einwanderer und Sektierer nur eben duldete. Um so fester schlossen sie sich zusammen und sie hatten ja auch Grund zu großem Selbstbewußtsein. Wohlstand, Sittlichkeit, Ordnung, Gediegenheit herrschte bei ihnen; sie waren sämtlich anständige Leute und hatten unter sich nicht Krethi und Plethi, wie die Lutheraner und Katholiken. In den größeren allgemeinen Kirchen gewöhnt man sich an ein lockeres Leben-und-Lebenlassen; zum Begriff der Sekte gehört die Strenge. Paßte der junge Dichter Goethe in diese ehrenwerte und handeltreibende Gesellschaft der Reformierten? Gewiß, die abweichenden Lehrsätze des reformierten und lutherischen Glaubens waren nicht von Bedeutung; aber wie hielt es denn gerade dieser Lutheraner überhaupt mit der Religion? Wenn ihn Lilli danach fragte, mußte er wohl ebenso ausweichend und unbestimmt antworten wie sein Faust:

Mein Kind, wer darf Das sagen:
„Ich glaub' einen Gott!"
Magst Priester, Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Über den Frager zu sein.

Und wie stand es mit seiner Moral? Sein neuer und doch schon berühmter Roman stifte großen Schaden, behaupteten Viele. Stellte man ihn selber darüber zur Rede, so tat er, als ob ihn Das — der Nutzen oder Schaden — nichts angehe. Er handle, wie ihn der Geist treibe, und kümmere sich nicht um die Folgen. Wahrhaftig, er wandte sich gegen das „respice finem", gegen diesen Hauptsatz aller ehrbaren Bürger, daß man bei Allem, was man tue, die Wirkungen und Folgen vorausbedenken müsse!

Kurz, der Liebeshandel, der da zwischen Dr. Goethe und Demoiselle Schönemann entstanden war, mußte für unerwünscht erklärt und den Beiden mußte gesagt werden, daß sie gut täten, sich zu einer gleichgültigen Bekanntschaft herabzustimmen. Vielleicht sah es Goethe selber ein, ehe es Andere ihm deutlich machten. Als Herder und die Herderin ihrem wiedergewonnenen Freunde zum baldigen Ehestande Glück wünschen wollten — im Anfang Mai — da antwortete er ihnen:

Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahrem Leid und Freud der Erde wähnt' ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus in's weite Meer geworfen.

Lillis Mutter wäre sich über Goethe noch rascher im Klaren gewesen, wenn sie seine noch ungedruckten Handschriften gekannt hätte. Er brüte über allerlei Eiern, hatte der Dichter Ende Januar an Georg Jacobi geschrieben: „worunter auch freilich Gukuke und Basilisken flück werden, welche für Ihre Menagerie nicht taugen.“ Ja, gewiß! ein ganz greulicher Basilisk war darunter, der wirklich in keiner „Menagerie“ vorgezeigt werden durfte; ‚Hanswursts Hochzeit‘ war er benannt. Das sollte offenbar das zotigste, schmutzigste, roheste Stück werden, das man sich denken konnte; der Dichter von ‚Werthers Leiden‘ wollte einmal versuchen, ob er auch am andern Ende des Liebeswesens ein Meisterdichter sein könne. Der Unterleib, Vorder- und Hinterteil, sollte sozusagen für die Poesie gewonnen werden. Die Erfahrung, daß gerade keusch lebende Menschen sich der Zotologie ergeben, machte man öfters in jenem Jahrhundert, wo das Zotenreißen und das Schwelgen in schmutzigen Reden eine sehr häufige Belustigung in allen Klassen der Gesellschaft war. Aber sicherlich hatte Goethe bei diesem Versuche auch eine höhere und feine besondere Absicht. Er stellte die Natur und die Zivilisation, die ewig Krieg führenden Ideen, in zwei Puppenspiel-Gestalten, Hanswurst und Kilian Brustfleck, einander gegenüber. Brustfleck hat den Hanswurst erzogen, der Zivilisierte das Naturkind: was man so gewöhnlich unter Erziehen versteht; es war ihm nur um die äußeren Manieren zu tun gewesen, um den Schein der Bildung. Und nun freut er sich seines abgeschlossenen Werkes und steht zu Anfang des Stückes ganz anders da als der armselige

Professor Faust, der sich nicht einbildete, er könne was lehren, „die Menschen zu bessern und zu bekehren." Denn so spricht Kilian:

Hab' ich endlich mit allem Fleiß,
Manchem moralisch-politischen Schweiß
Meinen Mündel Hanswurst erzogen
Und ihn ziemlich zurecht gebogen.
Zwar seine tölpisch-schlüffliche Art
So wenig als seinen kohlschwarzen Bart,
Seine Lust, in den Weg zu scheißen,
Hab' nicht können aus der Wurzel reißen.
Was ich nun nicht all kunnt bemeistern,
Das wußt' ich weise zu überkleistern.
Hab' ihn gelehrt, nach Pflicht-Grundsätzen
Ein paar Stunden hinter einander schwätzen,
Indeß er sich am Arsche reibt
Und Wurstel immer Wurstel bleibt.
Hab' aber auch die Kunst verstanden,
Auszuposaunen in allen Landen,
Ohne just die Backen aufzupausen,
Wie ich tät meinen Telemach lausen,
Daß in ihm werde dargestellt
Das Muster aller künft'gen Welt.

Dieser treffliche Ehrenmann und Pädagoge irrt sich jedoch ein wenig, denn gerade sein Telemach ist gründlich unbildsam; Hanswurst spielt ja immer sein eigenes grobes Spiel neben der gebildeten Komödie der Andern. Der „Narr" spricht, wie er denkt, und nennt die Dinge beim rechten Namen. Jetzt, wo er zum Abschluß seiner Studien Hochzeit machen soll und wo der Vormund sorgsam alle Umstände dieses großen Festes voraus bedenkt, sagt er denn auch recht deutsch heraus, worauf es ihm, dem Bräutigam, bei der Hochzeit ganz allein

ankommt. Kilian erschrickt über diese Roheit — nicht des Denkens, sondern des offenen Aussprechens.

Ach, an den Worten und Manieren
Muß man den ew'gen Wurstel spüren!
Ich hab's — dem Himmel sei's geklagt! —
Euch doch so öfter schon gesagt,
Daß ihr euch sittlich stellen sollt!
Und tut dann Alles, was ihr wollt!
Kein leicht-unfertig Wort wird von der Welt verteidigt;
Doch tut das Niedrigste, und sie wird nie beleidigt.

Goethe fand nicht oft genug die übermütige Laune, die dazu gehört hätte, dies so kühn angelegte Stück über den Anfang hinauszubringen. Auch reizten ihn jetzt solche Pläne mehr, bei denen er an die junge Lilli denken konnte. In einem neuen Drama nannte er sein Mädchen ‚Claudine von Villabella'; sich selbst aber spaltete er wieder einmal, jetzt in zwei Brüder: den artigen Pedro, der anständig um die junge Schöne wirbt, und den wilden Crugantino, der unter Räubern und Dieben lebt, wie Prinz Heinz in Shakespeares Historien neben Falstaff und andern wüsten Gesellen.

Mit Mädeln sich vertragen,
Mit Männern 'rumgeschlagen,
Und mehr Kredit als Geld:
So kommt man durch die Welt!

Wahrlich, auch aus diesem Wildfang hörte man Goethe sprechen und sich rechtfertigen:

Wißt ihr die Bedürfnisse eines jungen Herzens, wie meins ist? Ein junger toller Kopf? Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht einer, der halbweg was wert ist, lieber in die weite Welt gehn?

Auch die Fortsetzung klang echt goethisch: „Ich höre nicht gern andrer Leute Meinung; verzeiht, daß ich euch die meinige sage!"

Dies neue Schauspiel war übrigens ähnlich wie die ‚Elmire' als Oper eingerichtet; es setzte sogar ziemlich viele Stimmen voraus. Neu war es insofern, als Aristokraten und Banditen darin auftraten statt der Hufschmiede, Töpfer, Faßbinder, Jäger und Bauern, die man bisher in den Singspielen gewöhnt war. Der Liebhaber-Räuber aus vornehmer Familie bereicherte die Bühnen-Figuren. — Eine Ballade vom untreuen Buhlen war sehr wirksam in die Handlung hineingewoben; unter den Liebesliedern war auch eins im Volkston, das zwei Mädchen zu Ehren des Mannes singen, den sie „meinen."

Vom hohen, hohen Sternenrund
Bis 'nunter in tiefen Erdengrund
Muß Nichts so schön, so Liebes sein
Als nur mein Schätzel allein!

Er ist der stärckst' im ganzen Land,
Ist kühn und sittsam und gewandt,
Und bitten kann er, betteln fein —
Es sag einmal eins: „nein!"

Und Das, was über Alles geht,
Ihn über König und Herrn erhöht:
Er ist und bleibet mein!
Er ist mein Schätzel allein!

Vom hohen, hohen Sternenrund
Bis 'nunter in tiefen Erdengrund
Muß Nichts so schön, so Liebes sein
Als nur mein Schätzel allein!

Es läßt sich kaum sagen, an wie vielen Dramen der erregte junge Dichter in den ersten vier, fünf Monaten dieses Jahres 1775 baute und bildete. Als ihn der Prinz von Meiningen im Februar danach fragte, nannte er die ‚Elmire' und den ‚Julius Caesar.' Aber schon einen Monat später gab er vier Akte eines Schauspiels ‚Stella' der Freundin Fahlmer zum Lesen und Abschreiben. Er hatte offenbar Freude an dem schönen Namen Stella; eigentlich müßte das Stück nach dem männlichen Helden ‚Fernando' heißen, denn aus dessen Charakter geht alle Handlung hervor. Auch ‚Die Allmacht der Liebe' wäre eine passende Bezeichnung, oder auch ‚Der treue Untreue.'

Das Thema ist Dasjenige, was den jungen Mann Goethe am meisten und tiefsten beschäftigte. Liebe ist Rausch, also auch Täuschung, also auch Betrug. Der Liebende verspricht lebenslängliche Treue, und auf diesen Schwur baut die Geliebte ihr Glück. Nun gibt es beharrliche und eingeschränkte Naturen, die sich in Allem und auch in der Liebe ziemlich gleich bleiben.

Diese rühmt man wegen ihrer Treue. Andern Menschen aber ist solche Stetigkeit nicht gegeben; sie können nicht lange am selben Platze, bei derselben Tätigkeit bleiben und halten es auch nicht bei derselben Frau oder demselben Manne aus. Fernando hat Zäzilie aus Liebe geheiratet; er lebte ganz glücklich mit ihr, von außen gesehen, hörte auch nicht auf sie zu lieben, aber nach zwei, drei Ehejahren war ihm Nichts mehr recht; er fühlte sich wie ein Gefangener, schnappte nach Freiheit. „Franz“ sprach er zu seinem Verwalter, „ich muß fort! ich wäre ein Tor, mich fesseln zu lassen! Dieser Zustand erstickt alle meine Kräfte! Dieser Zustand raubt mir allen Mut der Seele! Er engt mich ein! Was liegt nicht alles in mir? Was könnte sich nicht alles entwickeln? Ich muß fort! In die freie Welt!“ — So verläßt er sein braves Weib und ein junges Kind. Er schweift herum, verliebt sich in Stella, eine junge Waise, entführt sie, lebt mit ihr auf einem Landgute, ist selig. Nach ein paar Jahren des Glückes faßt ihn die Unruhe wieder, und eines Tages ist er auch für diese Geliebte verschwunden. Aber er ist kein Schmetterling, kein Don Juan; bei seinem Herumtreiben in Kriegszügen und friedlichen Reisen steht ihm bald Zäziliens, bald Stellas Bild vor den Augen. Er sucht zuerst die angetraute Gattin wieder auf: sie ist verarmt und fortgezogen; Niemand weiß wohin. Nun fühlt er Stellas Anziehung um so stärker. Der Zufall will es, daß er bei ihr auch Zäzilien findet.

Im gemeinen Leben verfällt ein Mann wie Fernando dem Haß und der Verachtung. Die verlassene Frau schmäht ihn, mindestens so lange, bis er

Buße tut. Zäzilie aber entschuldigt die Untreue Fernandos und aller Männer. „In den Augenblicken der Leidenschaft betrügen sie sich selbst; warum sollten wir nicht betrogen werden?“ Und von ihrem entflohenen Gatten sagt sie: „Er brauchte mehr als meine Liebe; ich konnte ihm zuletzt nichts sein als eine redliche Hausfrau.“ Auch Stella hat nie aufgehört, den Mann, der sie verlassen hat, zu lieben. Die Eine wie die Andre nimmt ihn wieder an: ohne Vorwurf, ohne einen Gedanken, daß er sich demütigen und Strafe erleiden müsse. Beide sind also ganz auserwählte Frauen.

Damit entsteht nun aber die schwierigste Lage. Fernando liebt Beide, und Beide lieben ihn. Da sie so großmütigen Wesens sind, will Jede zu gunsten der Andern verzichten, aber auch Keine den Verzicht der Andern annehmen. Die Verwirrung ist grenzenlos, und es bleibt nur die Hoffnung, daß Der, „der in unser Herz diese Gefühle legte, die uns oft so elend machen, auch Trost und Hülfe dafür bereiten kann.“

Wie kam Goethe dazu, dieses Stück zu dichten, und gerade jetzt? Hatte ihm Fritz Jacobi ein ähnliches Erlebnis erzählt? War Tantchen Fahlmer beteiligt? Beschäftigte ihn, was er über Swifts Doppelliebe zu zwei Frauen, von denen die Eine Stella hieß, gelesen? Oder regten ihn Schauspiele von Lessing und Weiße an, den Gegenstand in seiner Weise auszuführen? Oder erfüllte ihn gerade jetzt seine eigene neue Liebe zu Lilli mit dem Gefühl, daß er selber nicht im stande sei, treu zu bleiben und auf Lebenszeit an der Seite

immer der selben Frau seine Tage abzuspinnen? Jedenfalls war dies Schauspiel ein wunderliches Werk für einen Verliebten!

Am 6ten März übergab er die ersten Bogen der Fahlmer zum Abschreiben für Fritz. Bald nachher schrieb er ihr:

Liebe Tante, ich wußte, was Stella Ihrem Herzen sein würde. Ich bin müde, über das Schicksal unsres Geschlechts von Menschen zu klagen; aber ich will sie darstellen: sie sollen sich erkennen, wo möglich wie ich sie erkannt habe, und sollen, wo nicht beruhigter, doch stärker in der Unruhe sein.

Was meinte er hier mit „unserem Geschlecht von Menschen?“ Doch wohl Diejenigen, die stets lieben, aber keiner ausschließlichen, erstarrenden Liebe fähig sind. „In drei Stunden hoff' ich Lilli zu sehen“ steht gleich danach im selben Briefe zu lesen. Und dann kommt er auf das Drama zurück:

Haben Sie das Verlangen zum fünften Akt überwunden? Ich wollte, Sie hätten einen dazu gemacht!

Der fünfte Akt: Das ist der Sündenfall der Dichter, die Verfälschung ihres Werkes, die sie dem Publikum zuliebe begehen, die Erfindung einer schönen Beseitigung der Notstände und Ängste. Das Leben kennt diese Notstände wohl, aber die befriedigenden Abschlüsse ereignen sich höchst selten. Unserm Dichter war es ja auch nur darum zu tun gewesen, den liebenden und untreuen Mann zwischen zwei edlen Frauen zu zeigen und an diesen beiden Frauen sich zu laben. Doch der Leser und Zuschauer will nach der Entwicklung-Ver-

wicklung einen beruhigenden schönen Schluß haben. Und so schrieb Goethe einen, der ihm vielleicht nur darum behagte, weil er den Philistern ein neues Ärgernis hinwarf. Alle Drei lieben einander: also laßt sie alle Drei zusammen leben! So, wie es die Sage erzählt vom Grafen v. Gleichen, der seiner deutschen Ehefrau aus dem Kreuzzuge eine schöne Morgenländerin als Teilhaberin mitbrachte.

Allerdings, für Lillis Bewerber, für den künftigen Schwiegersohn der Madame Schönemann, war diese liebevolle Dreiheit ein absonderlicher Schluß eines absonderlichen Theaterstücks.

Viertes Kapitel

Das Rumoren um den ‚Werther'

Bis zum Frühjahr 1775

Unterdessen wanderten des unglücklichen Werthers Briefe in immer neue Länder, Orte und Häuser. Und das Echo, das sie weckten, wurde immer mannigfaltiger.

Zuerst hatte Goethe erfahren, was zu erwarten war: daß junge Menschen den Roman ganz anders aufnahmen als ältere, und die feurigeren Naturen anders als die kühleren. Als er aus diesen beiden Lagern die verschiedenen Urteile hörte, philosophierte er: weder das Lob der Einen, noch der Tadel der Andern beweise etwas.

Das Buch ist weder fürtrefflich noch elend. Es hat nur deine ganze Gestalt, guter Jüngling; es enthält Alles, was sie bezeichnet: diese blühende Wange, diesen hoffenden Blick, diese vordringende Stirn. Und weil dir's gleich sieht, weil es vor dir steht, wie du vor dir selbst oder deinem Spiegel, so nennst du's Deinesgleichen — oder, welches eins ist: deinen Freund — oder, welches eins ist: fürtrefflich. Du, Alter, hingegen würdest ein Gleiches tun, wenn diese Blätter so viel Erfahrung, Klugheit, praktischen Sinn enthielten.

Den großen Erfolg des Buches erklärte dieser Umstand, daß hier ein edler, empfindender und liebender Mensch zu Seinesgleichen sprach, doch noch nicht ganz. Es sind ja die meisten Helden der Romane und Schauspiele junge Leute von vorzüglicher Art. Die meisten dieser Helden erleben sogar zehnmal, hundertmal mehr als der Legationssekretär Werther und die Amtmannstochter Lotte. Aber noch niemals hatten die deutschen Leser eine Geschichte als so wahr empfunden, wie Diese; es kam ihnen gar nicht in den Sinn, daß diese Briefe und Berichte von einem Literaten erdacht und gemacht sein könnten. Die Leser lebten das Schicksal eines Mitmenschen, eines Nachbarn hier Tag für Tag mit. Denn die Geschichte spielte in keiner abenteuerlichen Welt unter Fürsten, Prinzessinnen, Edelleuten und Räubern, sondern in der eigenen oder nächsten Stadt; man konnte bei jungen Leuten, die man öfters sah, an Werther, Lotte und Albert denken. Weil die Erzählung als wahr empfunden wurde, wurde denn auch an vielen Stellen auf die Modelle gedeutet und erzählt. Sehr bald erschien dann auch ein Schriftchen ‚Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers', worin ein Herr v. Breidenbach, preußischer Werbe-Offizier in Wetzlar, auseinandersetzte, was an der Geschichte eigentlich richtig sei. Das war ein neuer Verdruß für Christian und Lotte Kestner, die sich übrigens schon sehr beruhigt hatten, da sie bemerkten, daß der Roman ihrem Ansehen durchaus keinen Abtrag tat. Aber auch Goethe mußte nun oft Bescheid geben oder den Bescheid verweigern, wenn zudringliche Leute gern in die tatsächlichen Grundlagen des Romans eingeweiht sein wollten. Er erfuhr

jetzt, was die Redensart besagt: sich selbst eine Rute binden.

Kein Ruhm ohne Strafe! Nachahmungen des Romans, Gegenstücke dazu, Dramatisierungen, Gedichte an Werther oder Lotte folgten sehr bald in bunter Reihe. Ja, da der Roman mit Pulver und Blei endet, so mußte er auch als eine berühmte Mordgeschichte seinen Weg ins niedere Volk machen, abgemalt auf die großen Wachstuchrollen, die die Orgelspieler und Straßensänger mit sich führten und deren einzelne Bilder sie singend mit der Stange deuteten. Ein solcher Bänkelsänger, Martin König, wurde vom preußischen Legationssekretär Ganz in Wetzlar scherzeshalber nach Usingen an den dortigen Major v. Bretschneider geschickt: da der Herr so schön dichten könne, möge er ihm doch eine „entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther“ abfassen. Bretschneider hatte seinen Spaß an der Aufgabe; sein Scherz aber ging als blutiger Ernst auf die Gassen und Märkte:

Hört zu, ihr Junggesellen
Und ihr, Jungfräulein zart,
Damit ihr nicht zur Höllen
Aus lauter Liebe fahrt!

Die Liebe, traute Kinder,
Bringt hier auf dieser Welt
Den Heil'gen wie den Sünder
Um Leben, Gut und Geld.

Ich sing euch von dem Mörder,
Der sich selbst hat entleibt;
Er hieß: der junge Werther,
Wie Doktor Goethe schreibt.

So witzig, so anständig,
So zärtlich als wie er,
Im Lieben so beständig
War noch kein Sekretär.

Ein Pfeil vom Liebesgotte
Fuhr ihm durch's Herz geschwind.
Ein Mädchen, sie hieß Lotte,
War eines Amtmanns Kind,

Die stand als Vize-Mutter
Geschwistern treulich vor,
Die schmierte Brot und Butter,
Dem Fritz und Theodor.

Dem Lieschen und dem Käthchen —
So traf sie Werther an . . .

Und nun folgte in unzähligen Versen die ganze Geschichte is zum traurigen Schlusse:

Man grub ihn nicht in Tempel,
Man brannte ihm kein Licht:
Mensch, nimm dir ein Exempel
An dieser Mordgeschicht'!

Solche Nachahmungen, Abwandlungen, Ergänzungen und Verzerrungen sind noch nicht das Schlimmste, was dem Urheber eines Werkes zustoßen kann. Peinlicher ist es, wenn er bemerken muß, daß er von Vielen, von den Meisten nicht verstanden wird. Goethe hatte klar, schlicht und ohne Hinterhalt erzählt; dennoch spürte er bald, daß die Leser den Sinn des Buches entstellten. Eines Tages bekam er eines seiner eigenen Exemplare zurück, das durch mehrere Hände gegangen war; da hatte Jemand ein Wort aus Rousseaus ‚Émile' auf das weiße Blatt vor den Titel geschrieben: „Tais-

toi, Jean-Jacques; ils ne te comprendront point!“ An diesen Rat wurde Goethe jetzt leider oft erinnert!

Die Leser waren eben auf einen solchen neuen, ganz eigenen Menschen und Schriftsteller noch nicht vorbereitet. Das gedruckte Buch hat ursprünglich die Belehrung, Erbauung und Besserung der Menschen zum Zweck; später durfte es auch einer vergnüglichen Unterhaltung gewidmet sein. Eine dieser beiden Aufgaben hatte aber auch nach der allgemeinen Ansicht die Dichtkunst: „Nützen wollen die Dichter oder sie wollen ergötzen“ hatte Horaz es ausgedrückt. Weiter: alle Dichterwerke haben es mit der Moral zu tun; sie wirken mehr oder weniger auf unser sittliches Denken und Handeln ein. Auch war ja das Bücherschreiben ursprünglich ein Geschäft der Geistlichkeit, der ersten Trägerin aller Wissenschaften, gewesen; auch als Verfertiger poetischer Arbeiten waren zumeist Gelehrte und Lehrer aufgetreten, und an ihren Arbeiten war der Zweck allemal die Hauptsache. Man stimmte die Leier für Frömmigkeit und Tugend, für die Ehre Gottes und den Ruhm des Landesfürsten; nebenbei war dann eine harmlose Ergötzlichkeit, auch ein bißchen Hanswursterei freigegeben.

Daß es einen Dichter geben könne, der einen Roman wie den ‚Werther‘ ohne moralische Absichten verfaßte und in die Welt sandte, war wirklich nicht zu erwarten und ging nicht in die Köpfe. Ebenso wenig, daß ein hochbegabter Mann grundsätzlich nicht an die Folgen seines Handelns denken wollte. Der ‚Werther‘ behandelte sittliche Angelegenheiten und übte starke Wirkungen aus; also war man berechtigt und ver-

pflichtet, die Moral des Werkes und Verfassers zu prüfen.

Das Buch war erfüllt vom Kultus der Liebe. Und zwar einer zwecklosen, sinnlosen, unerwünschten, verbotenen Liebe. Einer überspannten und krankmachenden Liebe. Einer geistigen und reinen Liebe. Ja, auch gegen diese Reinheit und Geistigkeit mußte man Bedenken haben. Die natürlichen und vernünftigen Ziele der zärtlichen Gefühle zwischen Mann und Weib sind Begründung eines Hausstands, christliche Kindererziehung und auch das Vergnügen des Ehebetts: Hier in diesem Romane fielen solche vernünftigen Zwecke unter den Tisch! Ja, das vernünftige und löbliche Verhältnis zwischen Albert und Lotte war als der dunkle Hintergrund genommen, vor dem Werthers phantastische Liebe hell erstrahlte. War es jungen Leuten zu wünschen, daß sie solche unnütze Werther-Liebe für das Höhere, Schönere, für die rechte Liebe hielten? Wohin kämen wir, wenn jede Grete, Dörte und Hanne ebenso verehrt sein wollten wie diese Lotte! Und welcher Unsinn, welcher Schaden entstünde, wenn die Jünglinge ihre Kräfte verzehrten und elend dahin welkten, weil ihnen diese Lene, jene Lotte unerreichbar ist! Bei jungen Menschen ist die Empfindung, die Schwärmerei, die Hitze des Gefühls leider häufig; sie sollte nicht noch durch Bücher genährt werden! Kann denn Gutes herauskommen, wenn ein Liebender sein Mädchen auf die Dauer vergöttert? Ein mäßiges Räuschlein wird ja zugestanden; hier aber handelte es sich um schweren Rausch!

Lessing war gewiß kein Philister, aber auch ihm mißfiel diese Werther-Liebe. „Glauben Sie,“ schrieb er

an Eschenburg, „daß je ein römischer und griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche [Liebesraserei], welche [gegen die Natur etwas zu wagen] antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche klein-große, verächtlich-schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß."

Der noch ernstere und allgemeinere Vorwurf gegen den Roman war, daß er eine „Apologie des Selbstmordes" sei. Goethe hatte keineswegs daran gedacht, eine solche Verteidigungs- oder Lobrede zu schreiben; er ging von der Tatsache aus, daß Jerusalem sich erschossen hatte, und machte sich nun zum Geschäft, den Weg zu diesem Ende Schritt für Schritt sich selber auszumalen und Andern zu schildern. Dabei führte er dann freilich die Gründe an, die ein solcher Selbstmörder für seinen Entschluß wohl aufschreiben könnte, und zeigte außerdem mancherlei Mitwirkendes, was dem Unglücklichen vielleicht unbewußt bleibt und seine Tat doch auch erklären hilft. Aber was für die Wirkung des Buches noch wichtiger ist: die Leser lernten den Werther als einen edlen, vorzüglichen Menschen lieben und achten, ehe sie sich darüber klar wurden, daß er nicht durchaus gesund ist, daß seine ganze geistige und Gemütsbeschaffenheit zur Selbstvernichtung führen kann. Ganz gleich was der Dichter wollte und nicht wollte, seine Leser vereinigten nun die Vorstellung des Selbst-

mörders mit der Vorstellung eines sehr guten, feinfühlenden, liebenswerten und bis zu seinem Ende klar denkenden Menschen, und damit war allerdings dem Selbstmorde das Schändliche und Abschreckende, das ihm in der Christenheit anhaftete, in etwas abgenommen. Wohl war der Glaube lächerlich, daß manche Menschen durch diesen Roman verführt werden könnten, nun auch wie Werther zu handeln; wahrscheinlich genug aber war es, daß andere Unglückliche, die dem Selbstmord zustrebten, sich an Werthers Gestalt, an seinen Niederschriften in ihrem Vorsatz bestärkten und dies Buch bei ihrer Tat so nahe bei sich hatten, wie Werther bei der seinen die ‚Emilia Galotti'!

Goethe erfuhr diesen Vorwurf, daß er den Selbstmord gelehrt habe, sogleich aus seiner Nähe. In den ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen' wurde der Roman sehr gepriesen, und dabei brauchte der Lobredner auch den Satz: „Glücklicher Mann, der du mit Werther sympathisieren — fühlen kannst, daß er in seinen Umständen, bei seiner empfindungsvollen Denkungsart gerade so handeln müssen, sei mir gegrüßet unter den wenigen Edlen!" Vierzehn Tage später erklärte sich Goethes guter Bekannter und Drucker, der Hofrat Deinet, ein gewesener Theologe, an derselben Stelle anderer Meinung.

Der Verleger dieser Zeitung hat nunmehr selbst die ‚Leiden des jungen Werthers' gelesen, hat aber das Glück nicht, mit Werthern zu sympathisieren und sich unter den Edlen grüßen zu lassen, die's fühlen, daß man in gewissen Umständen so handeln müsse, wie Werther getan hat. Selbstmord ist immer ein Beweis von Abwesenheit der Vernunft. Sowohl Diese als die Religion befehlen, daß wir unsern

Nächsten lieben sollen als uns selbst. Wer seinem eigenen Leben gram ist, Dem gebe ich das meinige gewiß nicht in Verwahrung.

Deinet vermied noch das scharfe Wort gegen Goethe; die sogenannte Schwarze Zeitung des Magisters Ziegra in Hamburg nahm kein Blatt vor den Mund. Hier war die Religion angegriffen, also mußten ihre Hüter auch das Schwert schwingen. „Im Grunde ist die ganze Scharteke nichts Anders als ein modernisierter ‚Don Quixote'" erklärte der Ungenannte. „Nicht als Löwenritter, sondern als ein verliebter Narr betrachtet. Allein Don Quixote ist noch viel vernünftiger als Werther und redet durchgängig mit wahrer Hochachtung von der Religion als Dieser." Dem entrüsteten Theologen war es nicht zweifelhaft, daß Goethes Roman „keinen andern Zweck" habe, „als das Schändliche von dem Selbstmord eines jungen Witzlings abzuwischen," „und diese giftige Schlange ist von unsern Zeitungsschreibern so häufig angepriesen worden!" Der Rezensent faßt die Handlung des Buches in seiner Weise zusammen und wehklagt:

Alles Dieses wird mit einer die Jugend hinreißenden Sprache ohne die geringste Warnung oder Mißbilligung erzählt. Vielmehr schimmert die Zufriedenheit und Achtung des Verfassers für seinen Helden allenthalben durch. Natürlich kann die Jugend keine andere als diese Lehren daraus ziehen: Folgt euren natürlichen Trieben! Gaukelt in der Welt herum! Will man euch zu ordentlichen Berufsgeschäften führen, so denket an das Pferd, das sich unter den Sattel bequemte und zuschanden geritten wurde. Will es zuletzt nicht mehr gehen, wohlan! ein Schuß Pulver ist hinlänglich, aller eurer Not ein Ende zu machen. Man wird euern Großmut bewundern, und den Schönen wird euer Name heilig sein. Und was ist zuletzt das Ende von diesem Liede? Dieses: lasset

uns essen und trinken und fröhlich sein — wir können sterben, wann wir wollen! Ohngefähr sind wir geboren und ohngefähr fahren wir wieder dahin, als wären wir nie gewesen.

Welcher Jüngling kann eine solche verfluchungswürdige Schrift lesen, ohne ein Pestgeschwür davon in seiner Seele zurückzubehalten, welches gewiß zu seiner Zeit aufbrechen wird! Und keine Zensur hindert den Druck solcher Lockspeisen des Satans!

Ja, noch kräftiger äußerte sich in derselben Zeitung — ihr eigentlicher Name war: ‚Hamburgische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit' — der als frommer Eiferer weithin bekannte Hauptpastor Goeze. Er kam mit Bibelsprüchen daher: „Ich sage euch, wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, Der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen" und „Wir wissen, daß ein Totschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend." Er wolle zwar nicht sagen, daß der Verfasser eine Vermehrung der Selbstmorde „intendiert" habe.

Aber vorher hätte er sie sehen können und müssen. Sollten sie sich also ereignen, so stehen sie gewiß zu seiner Verantwortung vor jenem strengen Richterstuhle.

Und noch einmal, nach einigen Wochen, kam Goeze auf den Gegenstand zurück:

Man hat mir sagen wollen, daß die ‚Leiden des jungen Werthers' in Leipzig konfisziert und bei hoher Strafe verboten wären. Wie sehr ist zu wünschen, daß diese Nachricht Grund haben möge! Sollte Dieses auch nicht sein, so wäre es doch zu wünschen, daß alle Obrigkeiten diesen Schluß noch fassen und solchen auf die eclatanteste Art, die möglich ist, vollziehen möchten. Ich weiß zwar wohl, daß dieses Mittel nicht zureicht, dieses so weit ausgestreuete giftige Unkraut auszurotten; allein die Wirkung würde es doch haben, daß dadurch die

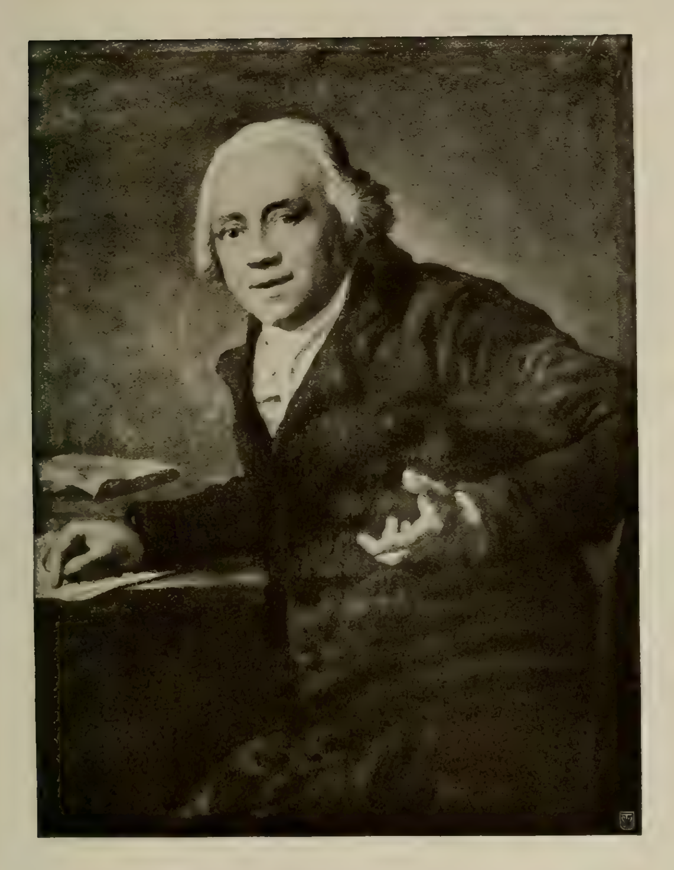
Vorstellungen, welche durch diese so giftige Schrift in vielen, sonderlich jungen Gemütern, veranlasset worden sind, kräftig alteriert und den leichtsinnigen Rezensenten Zaum und Gebiß angelegt würden, daß sie es sich nicht ferner unterstehen würden, ihre Posaunen zum Lobe solcher Schriften zu erheben ...

Ewiger Gott! wer hätte von uns vor zwanzig Jahren denken können, daß wir die Zeiten erleben würden, in welchem mitten in der evangelisch-lutherischen Kirche Apologien für den Selbstmord erscheinen und in den öffentlichen Zeitungen angepriesen werden dürften!

Wie redlich sie es meinen, so werden doch derartige laute Gottesstreiter, die häufig und heftig anklagen, um ihre Mitmenschen zu verbessern, gewöhnlich nur von einer kleinen Partei ernst genommen. Man mußte in diesem Falle zwar zugestehen, daß die Alt- und Rechtgläubigen, zu deren Wortführern der Hamburger Goeze gehörte, noch sehr zahlreich waren; aber sie stellten doch mehr eine Menge als eine Macht dar; man hielt sie für alt und absterbend. Goethe lebte fern von dieser langsam vermodernden Kirche: seinetwegen mochten die Pfaffen reden und schreiben! Oder auch einmal, wie in Leipzig, handeln, wo die Obrigkeit den ‚Werther‘ aus den Handlungen wegnahm und die fernere Verbreitung verbot. Das hinderte den Siegeslauf des Buches gar nicht.

Aber im Januar 1775 trat auch Friedrich Nicolai gegen den ‚Werther‘ auf den Plan, und sein Geschoß ließ den Dichter nicht unverletzt. Dieser Berliner Buchhändler, Verleger, Zeitschriftenherausgeber, Schriftsteller und Dichter war ein Häuptling der deutschen

Aufklärer; er stand in der Mitte eines sehr großen Freundeskreises, zu dem Männer wie Lessing und Mendelssohn, auch manche Freunde und Bekannte Goethes: Merck, Höpfner und Andere gehörten. Nicolai war der fleißigste Arbeiter für die achtbare Partei der nüchternen, wohlmeinenden, verständigen, fortschrittsfreudigen Bürger. Bisher bestand zwischen dieser Partei und den undeutlicheren Gruppen, zu denen Goethe gehörte, noch keine Feindschaft; vorauszusehen war sie freilich. Nicolai eröffnete nun den Kampf mit seiner Schrift: ‚Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch.‘ Er wandte sich nicht gerade gegen Goethes Werk selbst, das er aufrichtig, wenn auch nur mäßig bewunderte, sondern gegen die Genie-Mode einerseits, gegen die Werther-Krankheit anderseits. Die Genies verachteten Vernunft und Wissenschaft, also die Göttinnen der Aufklärung; der Schriftsteller Nicolai ärgerte sich auch darüber, daß die Genies die gesittete Büchersprache mißhandelten. Goethe hatte durch seinen ‚Götz‘ und seine Puppenspiele eine volkstümliche Redeweise mit vielen abgehackten Wörtern und Sätzen in die Bücherwelt hineingetragen; solche Äußerlichkeiten oder Nachlässigkeiten lernen die Nachahmer am schnellsten. Zum Beispiel fing Matthias Claudius seine Besprechung des ‚Werther‘ mit dem Satze an: „Weiß nicht, obs'n Geschicht oder'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her und weiß einem die Tränen recht aus'm Kopf herauszuholen.“ Und der Lobredner in den ‚Frankfurter Gelehrten Anzeigen‘ brauchte den Satz: „Möcht' nicht Albert sein, um aller Welt Güter nicht.“ Diese Sprache wandte



Nicolai.

Nach dem Gemälde von Anton Graff.



Gräfin Auguste zu Stolberg
(in späteren Jahren, als Gräfin Bernstorff).

Nach einer Vorlage im Besitz von Graf Günther Bernstorff auf Gartow.

nun Nicolai auch in seiner Spottschrift an, um sie lächerlich zu machen. Etwa so über Werther: „'ch seh'r seid'n Kerl, der's Große liebt“ oder über den Albert: „'s ja'n Greuel, hast nicht gelesen, wie'r eifersüchtig war, wie'r Lotten spitze Reden gab, als er den armen Werther in aller Unschuld bei'r fand.“

Nicolai strafte also in der Rolle des deutschen Oberkritikers, die er immer gern spielte, vornehmlich die bisherigen Rezensenten. Er wiederholte den Satz jenes Frankfurters, indem er ihn noch mundartlicher machte: „Möcht' nit Albert sein, um aller Welt Güter nit“ und fragte, ob denn Werther der bessere, Albert der schlechtere Mensch sei. Werther ist ein von seinem Dichter vorzüglich gezeichneter Charakter, aber keineswegs ein Mann, den wir lieben und loben sollten. Bei seinem guten, weichen Herzen ist er dennoch ein Egoist, der sich mit seinem kranken Herzen beschäftigt, statt den Mitmenschen zu dienen, und der seine großen Talente nie zu etwas Nützlichem braucht.

Die ganze Welt lag ja vor ihm. Und war er, der Edelsten einer, der Welt nichts zu leisten schuldig? Warum wollt' er einzeln sein? Wenn ihn Menschen „haben mochten, sich an ihn hängten, deren Weg nur so eine kleine Strecke mit seinem ging,“ warum schlendert' er nicht ihren Weg mit ihnen eine Strecke weiter, bloß weil's Menschen, „eine rechte gute Art Volks,“ waren? Er würde viel besser mit sich gestanden haben! Die vielerlei Menschen, die allerlei neue Gestalten, die dem in sich und in seine Leidenschaften eingeschlossnen gleichgültigen Werther sonst nur ein buntes Marionettenspiel machten, würden ein heilsames Kühlungs- und Stärkungsmittel worden sein, wenn er teilgenommen und bedacht hätte: Sie sind ja, was ich bin, Menschen! Die Kräfte, die in ihm ungenutzt ruhten, hätt' er sie entwickelt und gebraucht, so würd' ihm in kurzem die

Welt wenigstens so gefallen haben wie der kleine Knabe, den er ungeachtet seines Rotznäschens küßte, und die Welt würd' ihm die Hand geboten haben eben wie's freimütige Kind.

Goethe hatte den Mann Werther gar nicht als Muster angepriesen; dennoch lag für ihn ein Stachel in solchen Sätzen. Nicolai fragte ihn gleichsam: „Willst du nicht auch ein guter Bürger werden und in unsern Reihen für die Aufklärung und Tugend deiner Landsleute wirken? Denn es geht nicht an, daß du mit deinen großen Talenten immer nur spielst, wie es dir gerade Vergnügen macht. Du bist nicht zum trägen Einsiedler, sondern in die Gesellschaft geboren!"

Nicolai tat nun aber ein Weiteres, um eine richtige sittliche Schätzung Werthers, seiner Verliebtheit und seines Selbstmordes unter den Landsleuten auszubreiten. Er erzählte Werthers Geschichte, wie sie nach den gleichen Anfängen auch anders hätte kommen können. Dabei änderte er in Goethes Romane nur den Schluß dahin ab, daß Albert und Lotte noch nicht verheiratet sind, daß Albert den Selbstmordplan Werthers durchschaut und ihm Pistolen schickt, die nicht mit Kugeln, sondern mit Blasen voll Hühnerblut geladen sind. Werther drückt im feierlichen Moment ab, fühlt den Anprall, wird mit Blut besudelt, glaubt zu sterben, bis Albert dazu kommt und ihn ernüchtert. Albert tritt ihm nun edelmütig die Braut ab; Werther wird Ehemann, und nach zehn Monaten ist ein Söhnchen da. Nun aber wird die Geschichte ernster. Jetzt erfährt Werther erst die wirklichen Leiden des Lebens: schwerste Krankheit Lottens, Tod des Kindes, Verarmung, Mangel

und Zwang zu unlieber Arbeit. Er wird bei diesen Erfahrungen tüchtiger als zuvor, aber der alte Mißmut kommt doch noch oft über ihn. Auch Lotte wird unzufrieden mit diesem Ehegenossen; sie schaut sich nach Unterhaltung um.

s'war da ein junges Kerlchen, leicht und lustig, hatt' allerlei gelesen, schwätzte drob kreuz und quer, und plaudert' viel, neust-aufgebrachtermaßen, vom „ersten Wurfe“, von „Volksliedern“ und von „historischen Schauspielen“, zwanzig Jährchen lang, jed's in drei Minuten zusammengedruckt wie ein klein Teufelchen, ein Pandämonium. Schimpft' auch allweil auf'n Batteux[1]; Werther selbst konnt's schier nicht besser. Sonst konnte der Fratz bei hundert Ellen nicht an Werthern reichen, hatte kein' Grütz' im Kopf und kein Mark in'n Beinen. Sprang ums Weibsen herum, fispelte hier, faselte da, streichelte dort, gab's Pfötchen, holt'n Fächer, schenkt'n Büchschen, und so gesellt' er sich auch zu Lotten.

Sie spielt nur mit dem Genieknaben, will nur den Gatten mit ihm reizen. Es kommt zu bösen Neckereien, zum Streit, und schließlich trennt sich das berühmte Paar! Lotte kehrt zu ihrem alten Vater zurück.

Lotte weinte Tag und Nacht, liebte Werthern in der Seele und wollt' doch nicht Unrecht gehabt haben. Werther schlug sich mit der Faust wider die Stirn. „Hui!“ schrie er: „unbeschreiblich fressender ist der Gram weder je sonst einer. Ich habe Lotten und soll sagen: sie liebt mich nicht! Besser war's, da sie mich liebte, und hatte sie nicht!“

Da erscheint Albert wieder, der gute Geist der Beiden. Er führt sie wieder zusammen. Zuvor aber hält er dem Freunde eine Scheltrede:

[1]) Charles Batteux (1713—80) war der angesehenste Ästhetiker der Zeit. Pandämonium hier: Inbegriff, Konzentration aller bösen Geister.

Bist'n Tor, Werther, und hast die arme Lotte auch betört! Ich hab' sie gekannt: ein gutes Landmädchen, lustig und fromm; konnte kleine Spiele spielen, konnte frohen Muts tanzen, aber auch den Kindern Brot schneiden; liebte herzlich häusliches Leben, ob's gleich wußte, „daß's kein Paradies, aber doch im Ganzen ein Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist." Da liebt' ich's Mädchen und wollt' sie haben, denn solche Frau braucht' ich. Drauf kamst du und stimmtest die Weise viel' Töne höher. Da sollt's lauter innige Empfindung sein, lauter starke Anspannung, keine Einschränkung, keine Überlegung: Wir hielten's „Herzchen wie ein krankes Kind, gestatteten ihm all seinen Willen", lebten immer in der Zukunft, „wo ein großes, dämmerndes Ganze vor unserer Seele ruhte, wo wir unser ganzes Wesen hingeben mochten, uns mit der Wonne eines einzigen großen herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen." Dies verschluckte das weibliche zärtliche Geschöpf begierig und hielt sich am glücklichsten, „wenn's im freundlichen Wahne so hintaumeln konnte." Ja! wohl, guter Werther, wär' der Wahn besser als die Wahrheit, wenn er nur nicht aufhören müßte! Nun hat er bei dir aufgehört; das gute Weibchen taumelt noch drin fort, und du wunderst dich, daß ihr nicht zusammen kommen könnt? Hohe, überschweifende Empfindung, lieber Werther, steht gut im Gedicht, aber macht schlechte Haushaltung.

So sprach Nicolai allen braven Hausvätern und Hausmüttern aus der Seele. Sein Buch fand großen Beifall; man empfand es allenthalben als ein Wort zur rechten Zeit. Sogar Wieland lobte es, der mit diesem Manne verfeindet war. Tausende lachten nun über den schwärmenden Werther und sein närrisches Gefolge. Der gesunde Menschenverstand triumphierte. Ohne Zweifel hatte Nicolai die Genie- und Empfindungsnarren besiegt.

Goethe ergrimmte nicht wenig über diese Tat des

Berliner Philisters. Man konnte nicht einfach darüber hinwegkommen. Die ekelhafte Tragikomödie mit dem Hühnerblut verdarb auch ihm nun die Phantasie. Daß Nicolai dies häßliche Bild gemalt hatte, nahm ihm Goethe fast am meisten übel. Die Blutposse war doch unnötig! Wenn Albert die Selbstmordabsicht ahnte und bereit war, die Braut abzutreten, so brauchte er doch nur vernünftig mit dem Freunde zu reden. Goethe schrieb eine kleine dramatische Szene über diesen Gegenstand nieder.

Aber auch Nicolais Nörgelei über Werthers Charakter ärgerte ihn. Gewiß, mit einem andern Kopf und anderm Herzen hätte sich Werther nicht zu erschießen brauchen. Es braucht sich kein schöner Geist in Berlin zu erheben, um Das der Welt zu verkünden!

Ein junger Mensch, ich weiß nicht wie,
Starb einst an der Hypochondrie
Und ward denn auch begraben.
Da kam ein schöner Geist herbei;
Der hatte seinen Stuhlgang frei,
Wie's denn so Leute haben.
Der setzt' notdürftig sich auf's Grab
Und legte da sein Häuflein ab,
Beschaute freundlich seinen Dreck,
Ging wohl eratmet wieder weg.
Und sprach zu sich bedächtiglich:
„Der gute Mensch, wie hatt' er sich verdorben!
Hätt' er geschissen so wie ich,
Er wäre nicht gestorben!"

Noch eine andere Antwort kritzelte der zornige Dichter nieder:

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen!
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!
Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen!

Aber noch manchmal wurde sein Ärger wieder hervorgerufen. „Wo ich in eine Stube trete," schrieb Goethe im März 1775 einer Freundin, „find ich das Berliner Hundezeug; der Eine schilt drauf, der Andre lobt's, der Dritte sagt: »Es geht doch an«, und so hetzt mich Einer wie der Andre." Seine bisherige Freude am Roman war ihm vergangen; ja sein ganzes Autorwesen war ihm verleidet. Er wollte, so fuhr er gegen dieselbe Freundin fort, künftig seine Frauen und Kinder — damit meinte er seine Dichtungen — in ein Eckelchen begraben, ohne es dem Publikum auf die Nase zu hängen, wo sie liegen. „Ich bin das Ausgraben und Sezieren meines armen Werthers so satt!"

Wenn aber ein Gerede auf dem literarischen Markte entstanden ist, da mischen immer neue Leute sich hinein, und Manche rufen ihr Wörtlein dazu, bloß weil sie das Lärmen vergnügt. Auch Goethes Freund Merck nahm die Sache von der lustigen Seite; besonders daß die Leipziger Tugendwächter das Buch verboten hatten, machte ihm Spaß. Er ließ eine Künstlerromanze ‚Pätus und Arria' drucken, meinte aber Werther und Lotte.

Jener Römer Pätus hatte Ursache gehabt, sich selbst aus der Welt zu schaffen, aber nicht Mut genug fassen können; da stieß sich seine Gattin Arria den Dolch in das eigene Herz und versicherte sterbend: „Pätus, es tut nicht weh!“ Merck verwandelte nun seinen Freund Goethe, der bei Weygand in Leipzig den ‚Werther‘ hatte drucken lassen, in einen jungen Bildhauer, der ebendort Figuren von Pätus und Arria ausstellte:

Als wär' es nicht schon schlimm genug,
Daß man Sowas muß lesen,
Wie in dem blinden Heidentum
Der Mensch verderbt gewesen!
Ist's nötig, daß der Jugend wird
Solch Beispiel eingepräget
Von Leuten, die durch Satans List
Selbst Hand an sich geleget?

Der Autor entrüstet sich also über den unmoralischen Bildschnitzer:

Hätt' er davor beim Hofrat Böhm
Jus publicum gehöret
Und, was vom Mist und vom Damast
Herr Schröder gründlich lehret,
So könnt' man ihn doch irgendwo
In ein Kollegium setzen,
Und er braucht nicht durch seine Kunst
Die Sitten zu verletzen!
Und nun stellt er vor Weygands Tür
Das Bild gar aus zum Schauen,
Und Alles lauft hin, Jung und Alt,
Die Männer und die Frauen.
So schlimm der Gegenstand auch war,
So muß man doch gestehen:
Viel Kunst und noch viel mehr Natur
War an dem Werk zu sehen.

Und dann: so ist die Jugend schwach,
Setzt sich gleich an die Stelle
Und überleget nicht genau
Den Unterschied der Fälle . . .
Doch Leute, die bei Jahren war'n
Und die in Ämtern stunden,
Die hatten bald das Ridikül
Von dieser Tat gefunden
Und strichen sich das Unterkinn
Und schwur'n auf ihre Ehre:
Man mache zu viel Lärm, daß nun
Ein Narre wen'ger wäre.
Auch mancher steif-honette Mann,
Den Gott und seine Gaben
Vor einer Sünde dieser Art
Vorlängst verwahret haben,
Wünscht' sich und seinem Weibe Glück,
Daß er in seinem Leben
Durch kein gefährlich Ding wie Dies
Ein Ärgernis gegeben.
Das alles half dem Lärm nicht ab,
Der mehrte sich indessen;
Die Jungens und die Mädchen war'n
Gar auf das Ding versessen,
Und man befürchtete mit Recht,
Das Herz möcht' ihnen brechen,
Und wenn sie sich einst satt geküßt,
Sie möchten sich erstechen.
Da kam ein schöner Geist herbei . . .

Damit war wieder Nicolai gemeint; doch über ihn sagte der Spötter nicht viel, denn er hatte es besonders auf das Leipziger Verbot abgesehen. Und Merck wünschte auch mit Nicolai gut zu stehen. Der andere Freund Goethes, Jakob Lenz in Straßburg, liebte gleichfalls

das Burleske; er schrieb um diese Zeit eine literarische Posse ‚Pandämonium Germanikum', in der er Goethe, Klopstock, Herder und Lessing verherrlichte, dagegen Wieland, Weiße und viele andere Schriftsteller der Zeit verhöhnte. In diesem Spottdrama spricht nun der Küster zum Pfarrer über die Wirkung von Goethes ‚Werther': „Da ist der Antichrist plötzlich hereingetreten, der ihnen allen die Köpfe umgedreht hat, daß sie sich das Leben nehmen wollen." Und: „Die Weiber sind alle bestürzt auf das Ding! Sie sagen, sie haben Sowas in ihrem Leben noch nicht gehört. Denn sehen Sie, es ist kein einzig Weib, das nicht glaubt: heimlich in der Stille haben sich schon ein zehn, zwölf arme Buben um sie zu Tode gegrämt, und Dieser erschießt sich gar! Das ist ihnen nun ein gar zu gefundenes Fressen!" Als Das der Pfarrer hört, zittert er für seine Frau. Der Küster muß auch der seinigen zureden:

Mein armes Weibchen, was machst du denn? Du wirst doch nicht toll sein und dir auch deinen Werther schon angelegt haben? Ich wollte dich! Es ist wohl gut, daß in Teutschland keine Inquisition ist, aber es ist doch nicht gar zu gut. Ich wollte mein Leben dran setzen, einen solchen Rebellen, einen solchen —

Küsters Frau: Er ein Rebell?

Küster: Red' mir nicht! Was für schnöde Worte er im Munde führt! Wenn man Das alles auseinandersetzte, was der Werther sagt!

Küsters Frau: Er sagt es ja aber in der Raserei, da er nicht recht bei sich war.

Küster: Er soll aber bei sich bleiben, der Hund! Wart' nur, ich will ein Buch schreiben; da will ich dich lehren und Alle, die den ‚Werther' mir so gelobt haben. Kurz und gut,

Weib, lieber doch einen Schwager als einen Werther, kurz von der Sache zu reden.[1])

Lenz aber war auch ein sehr ernsthafter Grübler, und die sittlichen, wie die religiösen Fragen lagen ihm so nahe am Herzen wie Wenigen. Also setzte er sich auch mit dem Oberphilister in Berlin auseinander und schrieb zehn Briefe über die Moralität des ‚Werther'. Er sandte sie Goethen zum Druckenlassen; er gab seine Arbeiten gewöhnlich in dieser Weise an den einen oder andern Freund. Goethe mochte nun nicht in eigener Sache als Auftraggeber zu einem Drucker gehen und so reichte er die Schrift an Fritz Jacobi weiter. Dieser aber riet ab; er habe diese herzigen Briefe mehrenteils mit Entzücken gelesen, antwortete er, aber gar zu viele Stellen seien doch zu flach, hingehudelt, ein Sausen und ein Wirrwarr. So blieb denn diese Verteidigungsschrift ungedruckt.[2])

Viel Aufsehen machte — aus einem besonderen Grunde — eine dramatische Satire, die Ende Februar 1775 ohne Orts- und Verlagsangabe, natürlich auch ohne Verfassername, erschien; betitelt war sie: ‚Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten'. Mit Prometheus war Goethe gemeint, mit dessen Geschöpf Deukalion Goethes Geschöpf Werther: die Rezensionen über den Roman wurden also auf's Korn genommen. Ein lustiger Einfall war es, daß man die Rezensenten weder mit ihrem wahren, noch einem Schimpfnamen

---

[1]) Schwäger nannten sich die von demselben Weibe Angenommenen.

[2]) Bis 1918.

benannte, sondern durch kleine Bildchen bezeichnete. Wieland erschien als Merkur, Claudius gleichfalls unter der Vignette seiner Zeitschrift als Wandsbecker Bote, Nicolai, auf den es besonders abgesehen war, als Orang-Utang; andere Beurteiler des Buches durften sich als Gans oder Ente oder Eule oder Esel erkennen. All dies Volk sprach, gackerte, schrie durcheinander; zwischendurch und als Prologus und Epilogus bewegte sich der Verfasser in Hanswurst-Manier. Das ganze Ding war nur Mittelware; aber es gab auch Leute, die Spaß daran fanden und es für genialisch erklärten, denn Goethe war ein Genie, und von wem anders konnte dieser Spott über alle seine Rezensenten herrühren als vom Verfasser des ‚Werther'?

Nicolai, der auch sonst schon allerlei über Goethes Zorn auf ihn erfahren hatte, wunderte sich, daß Goethe nun einen solchen heftigen Angriff drucken ließ. „Darf ich meine Meinung nicht über eine wichtige moralische Frage sagen?“ fragte er den gemeinsamen Freund Höpfner. „Oder ist das Wohl der Gesellschaft gar nichts wert? Und da Herr Goethe sich Alles, auch mit der größten Unanständigkeit, gegen Andere erlaubt, darf ein Andrer seine Werke gar nicht beurteilen?“

Am tiefsten aber ward Wieland getroffen: Als ihm Goethe auf Anregung der weimarischen Herren jenen freundschaftlichen Brief geschrieben, hatte er höflich geantwortet, war aber den Eindruck nicht los geworden, daß sich der übermütige junge Mann auch jetzt noch über ihn lustig machen wolle. Fritz Jacobi suchte ihn zu überzeugen, daß Goethe es gut und aufrichtig meine, und Wieland glaubte es schon beinahe,

bis er den ‚Prometheus‘ in die Hand bekam, etwa am 10ten März, und sich nun noch ärger gemißhandelt sah als bisher. Denn in dieser Posse trat Wieland auf, wie er um Goethes Gunst bettelte:

Sieh da! Ihr Diener, Herr Prometheus!
Seit Ihrer letzten M[ainzer] Reis'
Sind wir ja Freunde, soviel ich weiß:
Ist's mir vergönnt, den Sporn zu küssen?

Die weimarischen Reisenden, die jene Versöhnung zwischen Wieland und Goethe bewirkt hatten, waren jetzt in Paris; ihr Anführer, Graf Görtz, erhielt dort den ‚Prometheus‘ gegen Ende des Monats. „Dieser Goethe ist ein gemeiner Kerl!“ war sein erster Gedanke. Die Schrift sei eine Unfläterei, schrieb er seiner Frau nach Weimar; Wieland solle nur ja nicht antworten; es sei unter seiner Würde, „sich mit bösen Bubens abzugeben.“ Und der Graf fügte hinzu: „Das ist sicher: Goethe und ich werden uns nie im selben Zimmer befinden.“

Knebel und Herzog Karl August waren über den Vorfall betrübt. Sie mochten ihren neuen Freund Goethe nicht aufgeben und wußten diesen bösen Hieb gegen Wieland doch auch nicht zu entschuldigen. Knebel klagte seinen Kummer brieflich dem wackeren Salzmann in Straßburg, und Dieser gab die Klage an Goethe weiter. Goethe wußte aber schon von Jacobi und Andern, was man jetzt von ihm glaubte und redete. Zuerst trotzte er: „Das Publikum mag von mir denken, was es will!“ Er wollte sich auch um der Freunde willen keine Mühe geben, den Autor zu entdecken.

Aber am 9ten April ließ er einen Zettel drucken, um ihn seinen nächsten Briefen beizulegen:

Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den ‚Prometheus' gemacht und drucken lassen, ohne mein Zutun, ohne mein Wissen. Mir war's, wie meinen Freunden und dem Publiko, ein Rätsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte.

Ich glaube, diese Erklärung Denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir auf's Wort trauen. Übrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen aus ihrem Betragen gegen mich in der Stille näher kennen zu lernen.

„Goethe ist'n feiner Bursche" meinte Wieland gegen Gleim, als er diese Erklärung gelesen; „hat einen Lumpenkerl gefunden, der Vater zu seinem Bastard sein will." Selbst Goethes guter Freund Merck zweifelte diesmal an seinem Worte. Nicolai aber erfuhr von einem seiner Brieffreunde, daß kein Andrer als Goethe bei einem Formschneider in Offenbach die Holzschnitte bestellt habe, die das Originellste an dem Büchelchen waren, und daß jener Wagner nicht fähig sei, aus Eigenem soviel Witz aufzubringen, und: „der arme Teufel braucht auch Geld." Das ungefähr ließ dann Nicolai in seiner ‚Allgemeinen deutschen Bibliothek' drucken. Kurz: Wenige glaubten der Erklärung Goethes.[1])

ꕥ

[1]) Die Wahrheit scheint folgende zu sein: Goethe war der Urheber des Gedankens, seine Rezensenten zu verhöhnen, und schrieb auch einen großen Teil der Spottverse. Von ihm rührt die Idee her, seine Kritiker in Bildchen auftreten

Solche Spott- und Streitschriften beschäftigten ein paar Wochen die Köpfe, höchstens Monate. Goethes Roman aber wanderte noch lange in immer neuen Bezirken herum. Er wurde in die verschiedensten Sprachen

---

zu lassen, und er zeichnete die Vorlagen für die kleinen Holzschnitte. Er wollte in dem Pößchen namentlich ausdrücken: ein Mann wie ich arbeitet ruhig fort, gleichviel wie das Vieh um ihn herum seine verschiedenen Stimmen hören läßt. Aber es kamen ihm Bedenken, und so trat er das Halbfertige an Wagner ab, seinen Freund von Straßburg her, der jetzt in Frankfurt als Literat sein Brot zu verdienen suchte und vermutlich auch im Goetheschen Hause etwas unterstützt wurde. Wagner fügte Eigenes hinzu und durfte sich nach der Abmachung mit Goethe für den Verfasser des Ganzen ausgeben, was er auch tat. Und Goethe handelte in dieser Angelegenheit zwar nicht wahrhaftig, aber doch nicht sehr gegen die Sitten seiner Zeitgenossen. Man muß nämlich bedenken, daß die Gelehrten im achtzehnten Jahrhundert sich gewöhnlich hinter dem Busche zu verstecken pflegten, wenn sie ihre Pfeile abschossen. Ein sehr großer Teil aller polemischen Schriften erschien ohne Verfassernamen oder mit erdichteten Namen. Von Lessing, Herder und vielen Andern haben wir Beispiele, daß sie ihre Geisteskinder geradezu verleugneten. Auch die Vorschiebung Anderer als Verfasser mit oder ohne Erlaubnis war nicht selten. Zum Beispiel gab sich Klinger für den Urheber eines Dramas aus, das Lenz nicht öffentlich auf seine Kappe nehmen wollte. Eine Folge dieser häufigen Art Lügen war, daß sie unter Kennern kaum geglaubt wurden, also auch nur für Halblügen gelten durften.

Wenn man aber fragt, wieso Goethe so bald nach seiner Versöhnung mit Wieland einen Angriff gegen Diesen richten konnte, so erklärt sich Das leicht. Er war durch die weimarischen Herren etwas überrumpelt worden; er hatte gewissermaßen seine Parteigenossen verraten. Aber seitdem hatte in seinen Augen Wieland den Kampf wieder aufgenommen.

übersetzt, und so „deutsch“ gerade diese Dichtung allen Deutschen erschien, so gewann sie doch in Frankreich, England, ja man kann sagen: überall sehr viele Leser und Bewunderer. Es erschienen auch immer neue Nachahmungen, Gegenstücke, Verhöhnungen, Dramatisierungen. Die bildenden Künstler blieben auch nicht untätig. Chodowiecki hatte zu Nicolais Büchlein hübsche Vignetten beigesteuert und illustrierte dann auch eine französische Ausgabe des Originals. Andere Maler und Kupferstecher folgten; es gab bald sehr schöne englische Kupferstiche zu Ehren des berühmten Liebespaares.

Goethe erlebte also in jeder Hinsicht das Schicksal eines sehr berühmten, sehr erfolgreichen Autors. Ach, wie sehr überwog das Verdrießliche!

Denn im Januarheft 1775 seines ‚Merkurs‘ verspottete Wieland Goethes Freund Lenz und die Genies überhaupt. Er höhnte zum Beispiel, ein Angehöriger der Genie-Gesellschaft dürfe „schreiben, was gar Niemand, was er selbst nicht verstunde.“ Goethe empfand Das um so mehr, als er selber an der Abfassung der dort heruntergemachten ‚Anmerkungen über's Theater‘ beteiligt gewesen war. Er bereute also seine übereilte Versöhnung mit diesem Feinde seiner Genossenschaft. „Wieland ist und bleibt ein Scheißkerl“: machte er sich gegen die Fahlmer Luft. „Ewige Feindschaft sei zwischen meinem Samen und ihrem Samen!“

Fünftes Kapitel

Reise in die Schweiz

Mai bis Juli 1775.

Goethes seelischer Zustand forderte schon längst eine Entspannung oder Ablenkung oder Befreiung oder Heilung: wie man es nennen will. „Ich lebe wie immer in Strudelei und Unmäßigkeit des Vergnügens und Schmerzens": so drückte er es zuletzt aus. In seiner Liebe zu Lilli wußte er nicht aus und ein. Sehr nahe lag da der Gedanke an eine zeitweilige Ortsveränderung. Goethe hatte die italienische Reise noch vor sich, die sein Vater für eine Krönung aller Ausbildung hielt. Aber auch ein näheres Reiseziel war gegeben: das Städtchen Emmendingen im „Briesgau", denn der Vater war zu alt, seine Tochter zu besuchen, und die Mutter allem Reisen abhold; da mußte wohl jetzt der Bruder nach Kornelien sehen und ihr erstes Kindchen begrüßen.

Allem Schwanken machte ein Brief der jungen Grafen Stolberg ein Ende; die beiden Brüder schrieben ihm aus Hamburg, zugleich mit Gustchen, und meldeten ihm, daß sie, Christian und Fritz, auf einer Reise in die Schweiz demnächst in Frankfurt eintreffen und ihn umarmen würden. Emmendingen lag auf dem weiteren

Wege. Sogleich nahm sich Goethe vor, bis dahin mit ihnen zu gehen. „Ach, Gott, Ihre Brüder kommen" antwortete er der fernen Freundin. „Unsere Brüder . . Zu mir! Liebe Schwester, das liebe Ding, das sie Gott heißen, sorgt doch sehr für mich. Ich bin in wunderbarer Spannung, und es wird mir so wohl tun, sie zu haben!"

Die beiden Grafen waren von ihrer Göttinger Studentenzeit her mit einem schlesischen Freiherrn Kurt v. Haugwitz befreundet, und Dieser hatte ihnen von Paris aus eine gemeinsame Reise durch Süddeutschland und die Schweiz vorgeschlagen. Haugwitz kam zuerst in Frankfurt, dem Treffpunkte, an. Zweiundzwanzig Jahre alt, ein sanfter und kluger Mensch, verstand er sich mit Goethe sogleich recht gut. Ein paar Tage nach ihm kamen die Stolberge von Norden her gefahren, und nun stieg die Lust hoch. Die beiden Brüder und Goethe wetteiferten in Lebhaftigkeit; Haugwitz sah stille zu.

Von den Brüdern war Christian ein Jahr älter, Fritz ein Jahr jünger als Goethe; diese beiden Jünglinge waren in einer Weise einig und übereinstimmend, wie man es auch bei Brüdern selten findet. Friedrich war schöner und auch begabter; man konnte ihn für den vollkommensten Jüngling halten; Einige verglichen ihn mit den griechischen Heroen, selbst mit Herkules. „Seine Miene hat etwas unbeschreiblich Erhabenes" bezeugte gerade in diesen Tagen der jüngere Boje, der die Brüder von Göttingen bis Kassel begleitet hatte. „Und wenn man ihn sprechen hört! Alles, was er spricht, so frei, so edel, so deutsch!" Die beiden Jüng-

linge waren unter der Obhut vortrefflichster Eltern in Holstein und Dänemark aufgewachsen. Dort wohnten ihnen, nachdem Vater und Mutter zur himmlischen Heimat hinübergeschlummert waren, noch drei sehr geliebte Schwestern. Von diesen Schwestern schwärmten sie dem neuen Freunde Goethe vor. Fritz erglühte jetzt aber auch für eine Engländerin, die er in Hamburg kennen gelernt hatte. Diese Sophie Hanbury begehrte er eben jetzt zur Braut. Beide Brüder waren Enthusiasten, dem Genie-Kultus ergeben; in Klopstock, dem Freunde ihres Elternhauses, sahen sie von Kind auf ihren Führer. Jetzt entzückte sie vor allem die herrliche bergige Landschaft, die sich ihnen seit einigen Tagen aufgetan, und es entzückte sie ihr neuer Freund und Alles, was ihn umgab.

Auch Goethes Mutter hatte ihre helle Freude an den vier vollkräftigen jungen Männern, die sich jetzt in ihren Räumen bewegten. Sie nannten sich nach dem bekannten Volksbuche selber die vier Haimonskinder; dann war sie, die Mutter, die Frau Aja, von der geschrieben steht: „Zuletzt ging sie in den Keller und holte vom besten Wein." Das versäumte denn auch die neue Frau Aja keineswegs. Einige Male ward auch Klinger in den Kreis gezogen, der sich eben in der Heimat aufhielt; er mußte die Edelleute auf einem Ausfluge nach Mainz begleiten, und sie besuchten auch seine arme Mutter in ihrem kleinen Häuschen und rühmten seine schöne Schwester Agnes, die Putzmacherin.

Am vergnügtesten waren die Grafen darüber, daß Goethe sie eine Strecke begleiten wollte; wie weit, konnte er selber noch nicht sagen.

Am 15ten Mai ward die Reise angetreten: alle Vier hatten sich die gleiche niedersächsisch-englische Kleidung machen lassen, die durch den ‚Werther‘ berühmt geworden war: blauer Frack mit gelben Knöpfen, ledergelbe Weste und Hosen, Stiefel mit braunen Stulpen, grauer runder Hut. „Wir Vier sind bei Gott eine Gesellschaft, wie man sie von Peru bis Indostan umsonst suchen könnte“ schrieb Christian Stolberg an eine seiner Schwestern, „und so herrlich schicken wir uns zusammen.“ Die lautesten, erregtesten waren immer Goethe und Fritz. Über Goethe staunten die Andern oft:

Es ist ein gar herrlicher Mann. Die Fülle der heißen Empfindung strömt aus jedem Wort, aus jeder Miene. Er ist bis zum Ungestüm lebhaft, aber auch aus dem Ungestüm blickt das zärtlich liebende Herz hervor. — —

Es ist ein wilder, unbändiger, aber sehr guter Junge. Voll Geist, voll Flamme. Und wir lieben uns schon sehr. Schon sag ich? Seit der ersten Stunde waren wir Herzensfreunde. — —

Goethe und Fritz Stolberg konnten sich auch über ihre Liebesnöte das Herz ausschütten. Der Eine hatte seine Liese Schönemann in einem Gedichte als „Belinde“ angeredet, der Andere seine Engländerin „Selinde“ getauft: jetzt konnten sie sich abwechselnd vorstellen, daß ihnen das Schicksal ihre Belinde und Selinde gönnte oder entzog. Aber die hängerliche, weinerliche Stimmung hielt bei so vollkräftigen jungen Männern nicht stand, zumal bei dieser Fahrt in den herrlichen Frühling hinein. Die beiden Grafen staunten über die Fruchtbarkeit und Lieblichkeit dieser Gegenden, über die Alleen von alten Wallnußbäumen, über die vielen

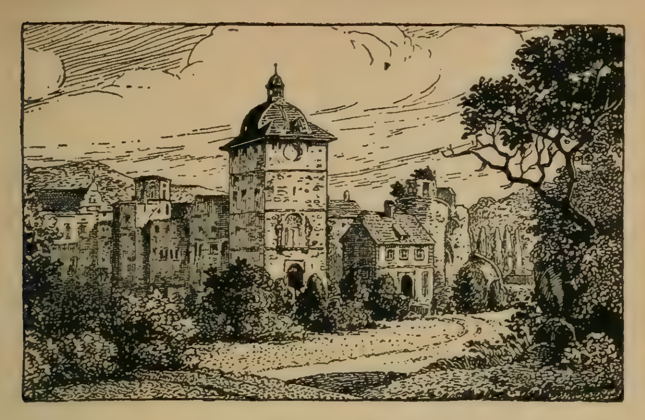


Das Heidelberger Schloß

Obstbäume auf den Wiesen und Feldern, die doch der Saat so gar keinen Abbruch zu tun schienen.

In Darmstadt ward Merck aufgesucht; er fand Gefallen an Goethes neuen Freunden und begleitete sie eine Tagereise. In Mannheim war die Antikensammlung das Sehenswerteste. Aber auch über die ganze Stadt verwunderten sich die Reisenden; wie ein Waffelkuchen war sie gebaut: lauter Vierecke, lauter gleiche Straßen, lauter einförmige Häuser, von Stein und schön genug, Alles nach der Schnur, aber wie langweilig! Und wenig Menschen!

Im nahen Heidelberg mußte man das große Faß und die Schloßruine aufsuchen. „Es war ein Anblick, an dem wir uns nicht satt sehen konnten" schrieb Stolberg. „Da ist ein alter Turm, der vom Blitz gespalten ist; die eine Hälfte liegt gesunken, und die andere steht: Das ist so malerisch, wie ich noch nie etwas gesehen habe." Goethe zeichnete den Anblick.



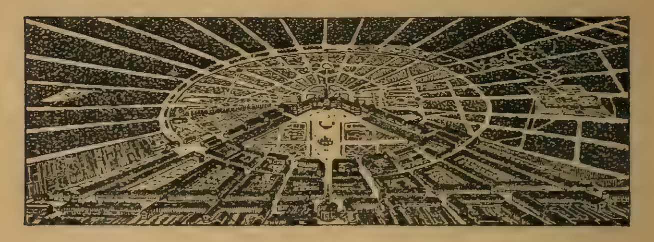
Eingang zum Schloß

Unsere Reisenden erreichten Karlsruhe am 17ten Mai des Abends: Das war nun wieder eine künstliche Stadt! Das Schloß lag inmitten eines Kreises; ein Drittel dieses Kreises war als Stadt gebaut, genau nach dem Zirkel; die Straßen glichen den Rippen eines Fächers; die andern Zweidrittel des Kreises waren ebenso als Kunstgarten und Wald angelegt; wie die Strahlen eines Sternes gingen alle Wege vom Schloßturm aus. Menschen gab es auch hier nur wenige, dreitausend etwa, alle vor ihrer Herrschaft im Bogen gruppiert. Auch hier war Fritz Stolberg des Lobes voll:

Der Wald umringt den Garten, worin das Schloß liegt. Vom Schloß an bis zum Walde geht's durch alle Schattierungen von Kunst zur Natur hindurch; die letzten Schattierungen sind die schönsten; Das versteht sich. Hier gehen die Fußsteige durch den Wald, hier durch's Gebüsch, daß man sich durcharbeiten muß, hier durch blühende Sträucher und hier durch melancholische Tannen. Die Bouquets würden Dir sehr gefallen. Und eine Pflanzschule

von Ahornen, Die ist allerliebst. Das Ganze hat einen gewaltigen Umfang.

Die Leute sind recht gut. Dem Markgrafen sieht man's beim ersten Blick an, daß er ein rechtschaffener, edler, wahrhafter Mann sei. Er hat etwas Kaltes im ersten abord; Das verliert sich aber bald, sowie man sich auch an sein durchdringendes, spähendes Auge gewöhnt. Ebenso sieht man's der Markgräfin an, daß sie eine gescheite und gelehrte



Karlsruhe

Frau sei. Sie sattelt oft ihr Steckenpferd und tummelt's herum: da muß man mit herumtraben. Der Erbprinz: c'est peu de chose; der zweite Prinz ein guter Junge. Des Erbprinzen Frau ist ein gutes Weibchen, sehr wohl gebildet, aber gar nicht schön, sehr höflich und ohne alle Gêne. Ihre Schwester, die Braut des Herzogs von Weimar, der morgen kommt, ist ein gar gutes Mädchen: so natürlich, so originell, aber auch nicht schön . . .

Wir leben in Freuden und Herrlichkeiten wie der reiche Mann. Mittag und Abend an der fürstlichen Tafel, die fürstliche Livree und Equipage zur Bedienung. Ja, uns Reichsgrafen bot man gar einen Kavalier zur Aufwartung an: Das schlug dann freilich unsere Bescheidenheit aus.

Goethe mußte auf den Fürsten, dem sein Schwager Schlosser diente und der in Klopstock so sehr die deutsche Dichtkunst geehrt hatte, begierig sein; noch tieferen Ein-



Herzog Karl August. Ende 1773.

Von Heinsius.

Nach einem Gemälde der Universität Jena.



Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt,

spätere Herzogin von Weimar.

Nach einem Miniaturbildnis (1774).

druck machte ihm Karl Augusts Braut. „Luise ist ein Engel" schrieb er in seinem nächsten Briefe an die Fahlmer; „der blinkende Stern" — das Zeichen des fürstlichen Ranges — „konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Busen fielen und die ich in der Brusttasche aufbewahre." Als Karl August nun von Straßburg her — von seiner Pariser Reise rückkehrend — anlangte, war er so erkältet, daß er kaum reden, ja kaum hören konnte. Immerhin bemerkte Goethe, daß der junge Fürst ihm noch so wohl gesinnt war wie zuletzt in Mainz. Mit dem Grafen Görtz stand es anders; Knebel jedoch hielt nach wie vor zu Goethen.

Straßburg war das nächste Ziel. Von Goethes Gefährten lebten dort noch Salzmann und Lenz; namentlich der kleine, seltsame Lenz freute sich über alle Maßen, daß sein heiß geliebter, hoch verehrter Goethe nun da war; er wich ihm nicht von der Seite. Goethe versank manchmal in Erinnerungen. „Diese alte Gegend, jetzt wieder so neu — das Vergangene — und die Zukunft." Er saß vor der Stadt, unter den hohen Linden beim Wirtshaus zum Wasserzoll und schrieb Briefe. „Das Münster dort, dort die Ill!" Und dachte auch der letztvergangenen Tage.

Ich habe viel, viel gesehen. Ein herrlich Buch die Welt, um gescheuter daraus zu werden. Wenn's nur was hülfe! — —

Alles ist besser, als ich dachte. Vielleicht, weil ich liebe, find' ich Alles lieb und gut.

Fritz Stolberg hatte in Straßburg die Entscheidung erhalten: jene Sophie Hanbury konnte ihm nur Freund-



Emmendingen

schaft, nicht Liebe versprechen. Ein tiefer Schmerz — aber der junge Mann starb nicht sogleich daran, und nachher erst recht nicht. Goethe dagegen wußte nicht, woran er war und was er wünschen oder fürchten sollte. Er fühlte sich zu Lilli gehörig und verglich sich eben darum mit einem durchgebrochenen Bären, einer entlaufenen Katze. Was noch aus diesem wunderlichen Verhältnisse werden sollte, mußte die fernere Reise aufklären.

Am 27sten Mai ging er allein mit Lenz weiter; Lenz war bei Schlossers schon Freund im Hause, die fremden Edelleute konnte man nicht ohne Umstände dorthin nehmen.

Emmendingen, das man über Offenburg und Kenzingen erreichte, liegt im Tale der vom Schwarzwald herunter eilenden Elz, unter einer großen Burgruine; die Grafen von Hochberg, die diesen Teil des



Schlossers Wohnhaus

Breisgaues einst beherrschten, hatten hier ihr Schloß gehabt. Jetzt gehörte die Grafschaft zu Baden-Durlach, und Goethes Schwager verwaltete sie unter den Titeln eines Hofrats und Landschreibers. Er war Oberamtmann über 20 000 Seelen in 29 Ortschaften; die Residenz Karlsruhe war weit, und Schlosser ließ sich auch nicht gern etwas darein reden. Den Wohlstand, die Sittlichkeit, die Bildung dieses seines Völkleins zu heben, Das war gewiß eine schöne Aufgabe. Außerdem hatte Schlosser viele Genüsse durch seine gelehrten Studien, seine zahlreichen vortrefflichen Freunde, seine Schriftstellerei, seine sonstigen Steckenpferde. Aber neben ihm siechte und trauerte sein junges Weib dahin. Sie war von der Seele aus am Leibe krank und entsetzlich verweichlicht. Sie lag im Bette, konnte sich keinen Strumpf anziehn, konnte keinen Brief schreiben, konnte sich nicht mit ihrem Kindchen abgeben, noch

weniger ihre Wohnung fertig einrichten oder ihren Haushalt leiten. Man lebte in einem geräumigen Amtshause, besaß eigene Äcker und Wiesen, sah sich inmitten einer schönen Landschaft, aber davon genoß die arme Frau selten etwas. Sie fror auch im Sommer, fürchtete jeden Luftzug, jeden Wassertropfen. Aber eben, weil es sich mehr um ein Seelenleiden handelte, hatte sie doch auch bessere Zeiten. Dann erfreute sie ihren Gatten durch Gesang und Zitherspiel oder durch Vorträge an ihrem schönen Flügel. Sie zeigte sich immer gut und freundlich gegen ihn, so daß er sie nie zu lieben aufhörte; nur vor seiner leiblichen Liebe schauderte ihr. Trat ein Gast in ihre Einsamkeit ein, der ein neues geistiges Leben mit sich brachte, so richtete sie sich an ihm auf wie eine welke Pflanze in einem Wasserglase; auch diese Gäste sahen in ihr einen Engel, ein herrliches Gemüt, aber erkannten sie zugleich auch als untauglich für diese Welt. Ihre Unbrauchbarkeit als Hausfrau blieb aus zwei Gründen erträglich: Schlosser bezog das höchste Beamtengehalt, 2000 Gulden, und war von sich aus wohlhabend; also konnte er es auch gestatten, daß zwei Freundinnen Korneliens, die Schwestern Gerock, ihr immer noch Gesellschaft leisteten und statt ihrer die Hausfrau vertraten.

Es versteht sich, daß man bald diese, bald jene Kur bei der Kranken versuchte. Aber in der Seele mußte die Heilung beginnen. Als ihres Bruders baldige Ankunft in Aussicht stand, schöpfte eine Straßburger Freundin Hoffnung, denn zu Korneliens Leiden gehörte auch ihre Sehnsucht nach der heimatlichen Gesellschaft und vor allem nach ihrem Bruder. „Gott

lasse es ihr an Leib und Seele gedeihen! Was für Freude für seine Schwester, wann sie den besten Bruder sieht!"

Wirklich tat das Wiedersehen Wunder — für den Augenblick. Sie konnte schon den zweiten Tag mit ihm und Lenz spazieren gehen.

Wieviel hatten sie einander zu sagen! Die Schwester: wie es ihr in ihrer Ehe gehe, in diesem fremden Lande — so schön, aber einsam! Sie sprachen vom Manne, vom Kindchen, von den Gerocks; der Bruder berichtete über Vater und Mutter, über alle die Menschen und Dinge der Heimat und ganz besonders über seinen wunderlichen Zustand mit Jungfer Schönemann und ihren Leuten. Ach, Kornelie konnte sich die Lilli, wie sie ihr geschildert wurde, auch nicht wohl als ihre Nachfolgerin im Hause am Hirschgraben denken und ebensowenig ihren Bruder als Ehemann und Hausvater. Sie hatten wohl beide, Bruder und Schwester, nicht die rechten Eigenschaften für den Ehestand, wenn auch aus verschiedenen Ursachen. Sie beide hätten immer bei einander bleiben, auf die Ehe ganz verzichten sollen!

Aus Frankfurt fand Goethe hier einen Brief von Tantchen Fahlmer vor. Sie berichtete sehr anschaulich über die Aufführung seiner ‚Elmire'; dem Dichter war die Schilderung lieber, als wenn er hätte im Theater sein müssen. Er antwortete, daß es ihm gut gehe und daß er noch ein Stückchen weiter reise.

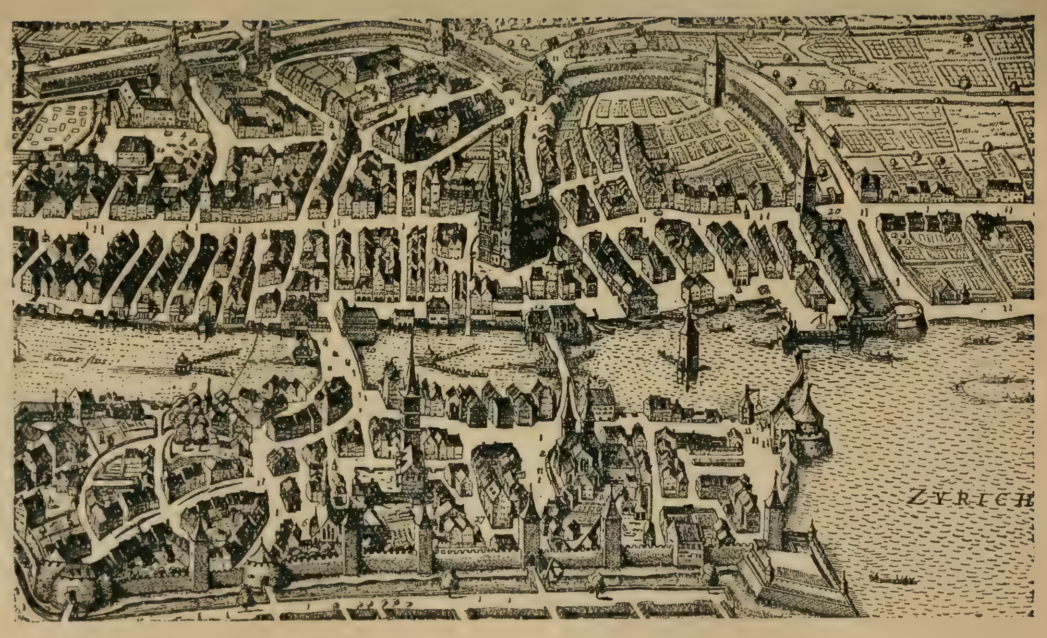
Ich bin jetzt in der Luft. Schlafen, Essen, Trinken, Baden, Reiten, Fahren war ein paar Tage her der selige Inhalt meines Lebens . . .

Ich geh' nach Schaffhausen, den Rheinfall zu sehen, mich in die große Idee einzuwickeln. Denn noch, fühle ich, ist der Hauptzweck meiner Reise verfehlt, und komme ich wieder, ist's dem Bären schlimmer als vorher.

Auch die Stolberge und Haugwitz trafen nun in Emmendingen ein: da war Kornelie schon wieder krank und unsichtbar. Die Edelleute, die eine vollständige Schweizer Reise machen wollten, fuhren dann nach Basel weiter; Goethe blieb bis zum Pfingstmontag, den 5ten Juni, bei den Seinen. Dann fuhr er über Freiburg und den Schwarzwald nach Schaffhausen.

Am 7ten Juni trat er in die Schweiz ein und stand „vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins." Am nächsten Tage erreichte er Lavaters Heimat.

Goethe hatte kürzlich zwei ganz neue, von Fürsten künstlich geschaffene Städte: Mannheim und Karlsruhe, mit zwei ganz alten, langsam herangewachsenen Handels- und Gewerbestädten: Frankfurt und Straßburg vergleichen können; Zürich mutete nun wieder wie eine echte deutsche Reichsstadt an; es war eine uralte, langsam entstandene Siedlung von Handwerkern, Geistlichen und Kaufleuten an einem schiffbaren Flusse, eingeschlossen von Mauern, Toren und Türmen, ein Gedränge von engen Gassen. Aber diese Stadt war im Innern bergig und lag zwischen nahen Bergen; erst recht aber zeichnete sie der große See aus, der nach ihr benannt wird. Die Lage, die Umgebung waren also ganz schweizerisch und für Goethes Augen ein Neues.



Zürich um 1700. Nach der Leydener Galerie agréable du monde

Aber nicht die Stadt, die Landschaft, die fernher schimmernde Alpenwelt, und die ganze freie Schweiz hatten ihn hierher gezogen, sondern ganz allein der Mensch Lavater. Goethe und Lavater genossen leiblich und seelisch ein großes Wohlgefallen aneinander, fast so wie Liebende verschiedenen Geschlechts. Sie begegneten sich auch recht gut in ihrer Religion und Weltanschauung, denn Beide glaubten an das Genie, an die Erleuchtung aus dem Unbewußten, an den Gott in uns; sie hielten sich also nicht an Dogmen und Theorien der Priester und Schriftgelehrten, erhofften das Heil auch nicht von angehäufter Wissenschaft und angestrengter Grübelei, sondern „der Geist wehet, von wannen er will“ und „welche der Geist Gottes treibet, Die sind Gottes Kinder.“ Lavater schaute beständig nach Menschen aus, die ungewöhnliche seelische Kräfte offenbarten, die in dieser schlechten Gegenwart noch an die Wundertäter des Alten und Neuen Testamentes erinnerten. Sobald er Goethes gewahr geworden, hatte er ihn als einen vom Genie Besessenen verehrt, als eine dem Urquell nähere Seele, als eine Stimme, deren Sprache nicht selten auf göttliche Eingebung zu deuten schien. Lavater sah also zu Goethe hinauf, obwohl er der Ältere war und sich auch für viel verständiger halten mußte als diesen noch unsicher taumelnden Freund, obwohl er ferner unter den Menschen sich eines viel größeren Vertrauens erfreute als dieser plötzlich aufglänzende Dichter. Wie hätte Goethe gegen einen solchen Bewunderer und Liebenden unempfindlich und undankbar sein können? Und lag es nicht zutage, daß der religiös

und sittlich festgegründete Lavater auch ihm, gerade ihm, dem Unsteten, viel zu geben hatte?

Aber die beiden Männer waren zu dieser Zeit noch stärker miteinander verbunden: durch eine gemeinsame Arbeit. Lavater ließ jetzt sein großes Werk erscheinen: ‚Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe.‘ In Leipzig wurde es gedruckt; der erste Band war heraus, der zweite in Arbeit, und Goethe überwachte die Drucklegung, schrieb auch Manches hinzu und strich Anderes weg, ohne sich jedoch als Mitarbeiter zu nennen. Über diese Dinge war nun viel zu reden, und so hätte sich Goethes Fahrt nach Zürich auch schon aus der Notwendigkeit von wissenschaftlichen Beratungen und vielen gemeinsamen Bilderprüfungen begründen lassen.

Selbstverständlich litt Lavater nicht, daß sein Freund sich in dem Gasthofe zum Schwert einrichtete, wo er bei seiner Ankunft abgestiegen war. Sie mußten ja alle Viertelstunden beisammen sein, die der viel in Anspruch genommene Geistliche seinen Geschäften abstehlen konnte. Er bewohnte noch kein Pfarrhaus, weil er noch keiner regelrechten Gemeinde diente; eben in diesen Tagen wurde er an der Kirche des Waisenhauses vom Helfer zum ersten Prediger befördert. Bei seiner Verheiratung vor neun Jahren war er bei seinem Vater, einem alten Arzte, verblieben, und da wohnte er mit seiner kleinen Familie jetzt noch. Das Haus hieß ‚zum Waldreis‘ und lag in der Spiegelgasse, die von der Münstergasse zum Neumarkt führt; von der Zinne dieses Hauses genoß man einer schönen Aussicht; Lavaters



Goethe
Stich von Heinrich Lips nach einem Gipsmedaillon
von einem Schüler Nahls

Freund Zimmermann hat sie in einem Buche gerühmt: „Ein einziger Blick umfaßte die ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Zürichsee und seine reichen Ufer und über diesem Spiegel die höchsten Schneegebirge in ihrer Majestät."

Beide Eltern Lavaters lebten noch, und die alte Mutter hatte das oberste Regiment im Hause. Ihre Sohnstochter war als Mädchen unter mehr als zwanzig



Lavater

Geschwistern aufgewachsen; sie kannte das Leben nicht anders als ein Dienen. „Das allerliebste Kindermütterchen, das liebste Töchterchen und Schwesterchen" hatte Lavater sie in einem Briefe an Goethe genannt. „Nichts weniger als schön, aber voll Anmut und edler Jungfräulichkeit. — Ungelehrt, ungestutzt, ohne Koketterie und Prätension. — Ein gutes, herzgutes, sanftes, taubenähnliches, lang und zart und reinlich gebildetes, geduldiges, unschuldiges Herzenslämmchen." Zwei Kinder

liefen in den Stuben herum; ein kleiner Kasparli war damals gestorben, als der Vater sich im Emser Bade erholte; ein neues ‚Herzenswürmeli' sollte demnächst seine Stelle einnehmen.

Auch mit den Freunden und Gehilfen Lavaters ward Goethe rasch vertraut. Den jungen Theologen Passavant, der eine Art Famulus im Hause war, kannte er schon von der gemeinsamen Heimat Frankfurt her.



Anna Lavater-Schinz Nette

Ein hannöverscher Edelmann v. Lindau, der gleichfalls für Lavater las und schrieb, war ihm neu. Unter den Zeichnern und Stechern, die für die Physiognomik gebraucht wurden, rührte sich am meisten der erst siebzehnjährige Lips aus Kloten; Lavater hatte ihn ausbilden lassen; sonst wäre er dem Handwerk seines Vaters, eines Dorfbarbiers, gefolgt.

Seine Bekanntschaft mit dem Doktor Diethelm Lavater, der ein wackerer Arzt und Apotheker geworden war, konnte Goethe jetzt erneuern. Von den Geistlichen

der Stadt hingen zwei jüngere Männer, Pfenninger und Häfeli, mit herzlicher Liebe an Lavater; auch einen anderen Amtsbruder, Heß, der in der Bibelauslegung Eigenes zu sagen hatte, konnte man zu den Freunden rechnen. Innig verbunden war Lavater dann noch mit einem Arzte in Richterswil am See, dem Doktor Hotze.

Namentlich wurde Goethe jetzt aber zur ‚Bäbe' geführt als zu einer Frau, die seine Schriften gut kenne



Heiri — Kaspar Lavater

und Alles, was er mache, so sorgsam im Herzen erwäge wie kaum ein andrer Mensch weit und breit. Diese Barbara Schultheß im Schönenhof war die Ehefrau eines Fabrikanten und Hauptmanns, achtundzwanzig Jahre alt, jetzt die Geburt ihres fünften Kindes erwartend. Eine Männin nannte sie Lavater, der sie als seine beste Freundin oder, wie er es ausdrückte, als ‚Warnerin und Stab' verehrte. „Sie spricht fast nichts und fühlt ohne Wortgepränge": so schildert er sie gegen Herder. „Sie ist nicht schön und nicht fein gebildet.

Nur stark und fest ohne Grobheit. Sie ist streng und stolz, unausgebreitet. Eine treffliche Frau, eine herrliche Mutter. Auch ihr Schweigen ist belehrend." Als Goethe sich nun mit ihr unterredete, war er ihr in kurzer Zeit fast ebenso zugetan wie Lavater. Männer, die ihren Empfindungen und daher auch Schwankungen sehr unterworfen sind, verlangen nach Führung; sie sträuben sich aber, von andern Männern gemeistert zu werden, lassen sich dagegen den Rat und Tadel einer älteren Freundin gefallen oder suchen ihn geradezu. Und in der Regel haben auch nur Frauen genug guten Willen zum selbstlosen, geduldigen, freundlichen Aufnehmen aller Darbietungen und aller Launen und Leidenschaften solcher Männer. Von jetzt an stand also Barbara Schultheß unter den Wenigen, mit denen Goethe in einem selbstgezogenen Kreise lebte und die er vor sich sah, wenn er seine Geistererscheinungen niederschrieb. Was sie dazu sage, begehrte er immer zu wissen.


Barbara Schultheß

Außer Passavant sah Goethe hier noch einen jungen Landsmann wieder, von dem er sich geliebt, ja verehrt wußte. Christoph Kayser, der Sohn des Organisten an der Katharinenkirche in Frankfurt, lebte seit wenigen Wochen hier, um sich in dem wohlhabenden Zürich sein Brot als Musiklehrer zu gewinnen. Er hatte schon daheim angefangen, Goethesche Gedichte zu komponieren, die ihm der Verfasser gab, noch ehe sie gedruckt wurden:

„Ihr verblühet, süße Rosen“ und die an Lilli gerichteten Verse: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich, ach, in jene Pracht?“ Und Goethe hatte seinerseits angefangen, in diesem jungen, schüchternen, schwerfälligen, aber innerlich so heiß brennenden kleinen Musiker seinen künftigen musikalischen Verbündeten zu sehen, mit dem



Christoph Kayser

zusammen er große poetisch-musikalische Werke unternehmen könnte.

So sah sich Goethe hier in der schweizerischen Stadt fast wie in einer Heimat empfangen; ja, es schienen ihn mehr Freunde zu umgeben als daheim. Das Beste aber war die Freude, die er an seinem hiesigen Hausvater haben konnte. Denn er sah, daß dieser nach außen, nach dem Ausland hin so überaus geschäftige Lavater doch auch in seiner Familie und in seinem Amte nichts versäumte, vielmehr als Muster eines Geist-

lichen, eines Freundes, eines Gatten, Sohnes und Vaters gelten konnte.

Zwei Tage nach Goethe trafen die Grafen Stolberg und der Freiherr v. Haugwitz in Zürich ein; es war gerade der Sonntag, wo Lavater seine Abschiedsrede als Waisenhaushelfer hielt. Auch die Edelleute befreundeten sich rasch mit ihm und seinen Nächsten. Da ihnen Zürich sehr zusagte, so beschlossen sie, eine längere Zeit hier zu verbringen, und mieteten sich in einem Bauernhause am See, eine halbe Stunde von der Stadt, zwischen Weinbergen an der Siehl, eine Stube. Und dort bei ihrem Bauern Jochen Berly fühlten sie sich wohler als in dem prächtigsten Schlosse.

So oft es seine Zeit erlaubte, führte Lavater seine deutschen Gäste in der Stadt und im Lande herum. Am 12ten Juni des Nachmittags zogen sie aus, um den berühmten alten Bauern ‚Chlijogg' zu besuchen, dessen Bild man schon aus den ‚Fragmenten' kannte.

Ein anderer Bauer, Heinrich Boßhard von Rümikon bei Winterthur, begleitete sie. Dieser Mann hatte bis vor kurzem nicht nur in drückendster, sondern auch verachtetster Armut gelebt, in Lumpen gekleidet, oft dem Hunger preisgegeben, in der halb verfallenen, schmutzigen Hütte seines Vaters. Sein eigener Fleiß zu ländlicher und Fabrikarbeit hatte nicht hingereicht, das Elend seiner Eltern zu vertreiben; jeden Geldverdienst rissen die Gläubiger an sich. Endlich bemerkten einige Fabrikherren in Winterthur, daß Heinrich, der nie in eine Schule gekommen war, wunderliche Kenntnisse besaß:



Zürich: Aussicht vom Gasthof zum Schwert.

Von Perignon.

Stich von Née.



Zürich: Aussicht von der »Katze« auf See und Berge.

Aus Ebels „Anleitung".

in der alten und neuen Geographie, in allen Teilen der Bibel, auch in verschiedenen Sprachen. Als man ihn prüfte, staunte Jedermann über das Gedächtnis dieses verlumpten Bauern, der Predigten hersagen konnte, die er als Kind gehört, der ganze Bücher der Bibel auswendig wußte und, was das Stärkste war, in zwei verschiedenen Verdeutschungen. Nun fand Heinrich zuerst in der Nähe, dann auch in Zürich Gönner, denn es zeichnete ihn nicht bloß dies sonderbare Wissen aus, das mit der größten Unwissenheit gemengt war — zum Beispiel verstand er sich auf das gewöhnlichste Rechnen nicht — sondern auch sein bescheidener Sinn, seine Dankbarkeit für die kleinste Guttat und sein eifriges Streben nach eigenem, klarem Denken.

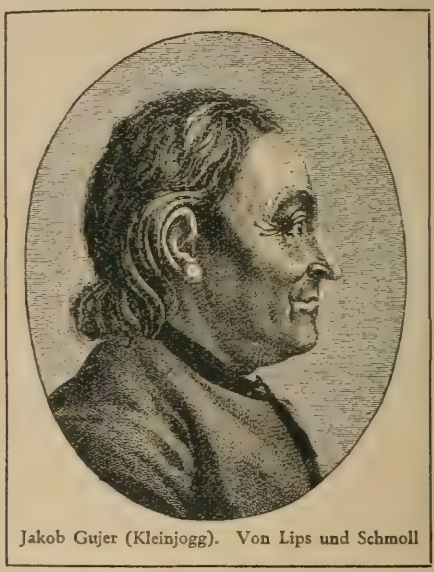


Heinrich Boßhard

So kam es, daß er zufällig bei Lavater eintrat, als die Edelleute und Goethe auch da waren, und daß sie ihn aufforderten, mit ihnen zum Kleinjogg zu gehen.

Dieser Alte — sein Schriftname war Jakob Gujer — stammte von Wermetschwyl, einem Dorfe zwischen dem Greifen- und Pfäffiker See. Dort hatte er vor vielen Jahren mit einem Bruder, der sich ihm, dem Jüngeren, unterordnete, das Gütchen der Eltern übernommen, einen kleinen Besitz von achttausend Gulden Wert, auf dem aber fünftausend Gulden Schulden ruhten. Dies Gütchen hatten dann die beiden brüderlichen Familien bewirt-

schaftet und ganz langsam in die Höhe gebracht. Zufällig wurde der Züricher Stadtarzt Dr. Hirzel auf Kleinjogg aufmerksam und lernte ihn dermaßen schätzen, daß er im Jahre 1761 ein Buch über ihn herausgab: ‚Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers' betitelt. Das Buch machte Aufsehen, ward vom Hauptmann Frey zu Basel



Jakob Gujer (Kleinjogg). Von Lips und Schmoll

ins Französische übersetzt, und nun sprach man auch in Frankreich von dem Socrate rustique, dem paysan philosophe, und die Engländer wurden gleichfalls aufmerksam. Um 1769 wurde ein großes Lehngut, das vom Stand[1]) Zürich vergeben wurde, frei; es war verkommen und verdorben; die Ratsherren, zu denen auch Hirzel

[1]) Stand: status rei publicae, état, Staat.

gehörte, boten es dem berühmten Chlijogg zur Wiederherstellung an, und er übernahm es, ohne sein angestammtes Gütchen aufzugeben. In kurzer Zeit verdoppelte er auch hier die Erträge; nun konnte auch dieser Katzenreutihof, am Katzenbach, dem Ausfluß des Katzensees gelegen, als ein Mustergut gezeigt werden; es wirkte auf die Bauern der Gegend so belehrend oder beschämend, wie die Väter der Stadt im Sinne gehabt hatten, und Kleinjogg gehörte nun zu den Züricher Berühmtheiten. Ein großer Neuerer war er jedoch keineswegs; vielmehr verhielt er sich als echter Bauer gegen alle Bücherweisheit mißtrauisch. Seine Erfolge verdankte er eigentlich nur seinem Fleiße, seiner Liebe zur Sache und einigen gesunden Grundsätzen. Er hatte damit angefangen, daß er nur so viel Vieh behielt, als bei ihm recht gut gedeihen konnte, und nur so viele Äcker in Pflege nahm, wie er recht gut von Unkraut reinigen, reichlich düngen und sonst in ihrer Bodenbeschaffenheit verbessern konnte. Er war also von sich aus, wie die Gelehrten es ausdrücken, von der extensiven zur intensiven Kultur übergegangen. Dazu kam nun seine Lebensweise. Nie besuchte er Wirtshäuser und Lustbarkeiten und erlaubte es auch den Seinigen nicht. Sein Haus hatte die Weinschankgerechtigkeit; er verzichtete auf diesen leichten Gewinn, damit seine Kinder nicht verdorben würden. Auch als er berühmt wurde, blieb er im Auftreten der einfachste Bauer; sein Feiertagskleid, einen grauen Kittel von Zwilch, der mit eisernen Heften geschlossen wurde, hatte er mit seinem Bruder gemeinsam, denn nie verließen beide zusammen den Hof. Überhaupt herrschte zwischen den beiden Familien, die nun auf drei

Generationen angewachsen waren, vollkommene Arbeits- und Gütergemeinschaft. Ihre Kinder heirateten nur, wenn der neue Tochtermann oder die neue Sohnsfrau bereit war, in diese Einigkeit und Gemeinschaft einzutreten. Alle Söhne und Töchter der beiden Stammväter waren tüchtige Menschen und fühlten sich glücklich. Knechte und Mägde hatte man auf dem alten Hofe nie gehabt; im neuen Lehngute fanden diese Angenommenen es sauer, mit den Kindern des Hauses Schritt zu halten.

Die Bedeutung einer solchen vorbildlichen Landwirtschaft war beträchtlich. Bisher hatten die Schweizer gemeint, ihr karger, felsiger Boden könne ihnen unter keinen Umständen die nötige Nahrung geben, und sie wußten es nicht anders, als daß Schwaben ihre Kornkammer war. Wie aber, wenn die Machthaber in Schwaben bei Mißernten die Ausfuhr verboten? Kleinjogg zeigte nun, daß die Schweizer das Doppelte und Dreifache an Getreide hervorbringen könnten; auch war er einer der Ersten, die fremdländische Frucht der Kartoffel anzubauen und sie im eigenen Haushalt zu erproben. Zuerst aß man ihr Fleisch vorsichtig, nachdem man sie in der Schale abgekocht; dann stampfte man sie zu einem Brei, und danach versuchte man, Brot daraus zu backen, was in gehöriger Verbindung mit Roggenmehl auch gut gelang. Als nun im Anfang der siebziger Jahre die große Hungersnot über die Schweiz wie über ganz Deutschland kam, so daß in den meisten Bezirken zwei- oder dreimal so viel Menschen starben als geboren wurden, und Unzählige bis zur Arbeitsunfähigkeit entkräftet wurden, da konnte bei aller Not auch in der

Schweiz die Kartoffel als die Frucht gepriesen werden, die das schlimmste Elend verhütete; das Schicksal des Volkes hing jetzt nicht mehr völlig vom Gedeihen und der Ernte des Korns ab. In solchen vorsorglichen Wirtschaften wie Kleinjoggs hatten die liebreich gepflegten Äcker aber auch in diesen Unglücksjahren noch ziemlich Korn getragen.

Dieser tüchtigste Bauer schien den Städtern, die ihn aufsuchten, auch ein geborener Philosoph zu sein. Seine Aussprüche, so einfach sie klangen, wurden mit Andacht aufgenommen. Er wußte ja nichts von Dem, was die gelehrten Philosophen treiben; er grübelte nicht einmal über geistliche oder sittlich-geistliche Dinge und über Bibelworte nach, was doch auch viele Landleute taten. Seine Gedanken bezogen sich immer auf sein eigenes Lebensgebiet; eben darum flossen bei ihm Denken und Tun in Eins zusammen. Sein Denken war also immer ein klares, sicheres, geprüftes, bewährtes; wie er Herr in seiner Haushaltung war, so stand er auch als Denker ganz frei und königlich da. Den Frommen schien er allerdings eben deshalb und weil er auf vieles Beten und Bibellesen keinen Wert legte, ein bloßer Erdenmann zu sein. Daß Christus uns erlöst hat, nahm er als eine vollendete Tatsache an, nämlich so, daß wir nichts hinzuzufügen brauchen. Zweierlei aber ist unsere Pflicht: den Platz und Beruf vollkommen auszufüllen, in den uns Gott gesetzt hat, und gegen alle Nächsten zu handeln, wie wir behandelt zu werden wünschen.

Kleinjoggs Ruhm, von Hirzel und Frey begründet, war durch Lavater noch in neue Kreise getragen worden, zum Beispiel zu Goethen. In seinen ‚Fragmenten‘ hatte

er seine Freude ausgedrückt, daß dieser so lehrreiche Mann nicht im Dunkeln geblieben war.

Wenige Menschen hab' ich so scharf geprüft, von so manchen Seiten, in so verschiedenen Situationen beobachtet, und Keinen, nicht Einen, durchaus sich so gleich, so fest, so zuverlässig, so lauter, so rein, so unbestechlich, so selbständig, so in sich lebend, so einfach, so ganz nur Das, was er ist, nur Das, was er sein will, so einzig in seiner Art gefunden, wie diesen in meinen Augen ganz unvergleichbaren Mann. —

So oft ich bei Kleinjogg war, so oft rufte seine Gegenwart und seine Wirksamkeit in mir eine Art von Gefühl auf, das noch in keines Menschen Gegenwart in meinem Herzen rege wurde. Nicht ein warmes enthusiastisches Gefühl. Es war, wie wenn ein dunkles Menschenideal in meiner Seele lebendig und beleuchtet werden wollte. So was Einfaches, Zartes, Unausdrückbares regte sich sanft in mir. Es war nicht Ehrfurcht, nicht Liebe, nicht Freundschaft. Es war eine stille Erweiterung meiner Seele. Ein sanftes Ahnden der unverdorbenen Menschheit, die vor mir stünde!

Diese ganze wahre Menschengestalt vor mir! Der ganze Mensch Bauer! Der ganze Bauer Mensch! So ohne Sorgen, ohne Anstrengung, ohne Plan. Ein Licht ohne Blendung. Wärme ohne Hitze. So inniges Gefühl seiner selbst: ohne Selbstsucht. Solch ein Glauben an sich: ohne Stolz. Nicht glänzender, nicht tiefer Verstand, aber so gesund, so unansteckbar vom Hauche des Vorurteils. So unbestechlich, so durch keine Labyrinthe verführbar. Immer in Arbeit und Ruhe. Voll edler Betriebsamkeit und einfältiger Gelassenheit. So immer in seinem Kreise. So eine Sonne in seiner Welt. So schön in seiner Tätigkeit. In seiner Unangestrengtheit, seiner Offenheit, so herrlich. So seine ganze Seele herausgebend und ohn' es zu fühlen, ohne daran zu denken, daß er gibt. So treffend Alles, was er sagt. Immer Gold im Erdenkloß. Oft Diamante auf dem Mist. Immer so ein Ganzes. Alles so fließend aus seiner Ganzheit, so rückfließend in sie . . .

Wenn wir Jemand zu einem schönen Frauenzimmer

führen, sollten wir nicht vorher sagen, sie sei eine vollkommene Venus. Hatte nicht auch Lavater den kritischen Sinn der jungen Männer allzu munter gemacht? Gar zu begierig auf ein Wunder in Gestalt eines alten Bauern? Sie schritten fröhlich dahin, und ganz glückselig gab ihnen zunächst der andere seltsame Bauer Boßhard Rede und Antwort. In seiner Lebensgeschichte gedachte er später auch dieses Tages als eines der schönsten. Ihm war ja noch nie widerfahren, daß so vornehme Leute ihn wie ihresgleichen behandelten.

Diese Edeln begegneten mir recht freundschaftlich, und ich wußte vor Freude nicht, wo ich stand.

Kleinjogg führte uns in seinen Gebäuden herum, und am Tische unterhielten wir uns mit den weisen Reden dieses Landmanns . . .

Auf dem Heimweg weinte ich Freudentränen über mein namenloses Glück, von solchen Edlen geliebt zu werden. Ich bat den Gott meiner Jugend, der mir schon so oft aus dem tiefsten Elend ausgeholfen, um die Gnade, würdig zu werden der Liebe, mit der ich geliebet wurde.

Durchnäßt langten unsere Wanderer wieder in der Stadt an, aber es war ein erwünschter Regen nach langer Trockenheit gewesen. Gern dachte Goethe des Abends an diese Erweiterung seines Gesichtskreises, und besonders an den trefflichen Kleinjogg.

Ich ging ohne Ideen hin von ihm und kehre reich und zufrieden zurück. Ich habe kein aus den Wolken abgesenktes Ideal angetroffen, keinen moralisch-philosophischen Bauern, Gott sei Dank! Aber eins der herrlichsten Geschöpfe, wie sie die Erde hervorbringt, aus der auch wir entsprossen sind.

Nach dem alten Meister der Bauern der noch ältere Schulmeister, der Patriarch der Züricher Gelehrten!

Bodmer war jetzt ein munterer Greis von siebenundsiebzig Jahren. Nachdem er ein halbes Jahrhundert lang an der bescheidenen Akademie Zürichs die Geschichte und Politik vorgetragen, war er erst kürzlich in den Ruhestand getreten. Nun lebte dieser Lebhafte nur seiner Schriftstellerei. Drei Kinder hatte er mit seiner Frau gehabt; sie waren alle drei gestorben; um so mehr hatte sich Bodmers Väterlichkeit auf alle jungen Menschen erstreckt, die gute Leistungen versprachen. Fast alle Gelehrten der Stadt waren seine Schüler gewesen und behielten eine Art Sohnesverhältnis zu ihm; aber auch aus dem Reiche hatte er sich zweimal Jünglinge herbeigerufen, sie in sein Haus, an seinen Tisch, unter seine Flügel genommen, bis ihnen unter diesen Flügeln zu eng und zu warm wurde. Der Erste hieß Klopstock, der Zweite Wieland.

Bodmer war ein höchst wohlmeinender, rechtschaffener, aufgeklärter und mutiger Mensch, ein Republikaner, wie er sein soll, — aber solche ehrwürdigen und hilfsbereiten Väter und Lehrer haben doch auch etwas Drückendes für die nachfolgenden Geschlechter.

Sehr unbehaglich war seine Stellung in der deutschen Literatur geworden. Vor vielen, vielen Jahren hatte er sich als Ästhetiker und Kritiker großes Verdienst erworben; er war ein kleiner Lessing gewesen, ehe der größere auftrat, hatte mit seinem Freunde und Kollegen Breitinger, der jetzt gleichfalls noch lebte, den damaligen Geschmacksbonzen Gottsched bekämpft; er hatte auch schon auf Schätze der englischen Literatur aufmerksam gemacht, als sie noch

Niemand beachtete, und auch sonst Gutes geleistet. Er konnte jetzt noch für den besten Kenner der gesamten deutschen Literatur gelten; sicherlich wußte kein Anderer über ihre ältesten Werke gleichguten Bescheid; aber er las auch das Neueste. Da er auch in den antiken und anderen Literaturen zu Hause war, so hatte er immer etwas Eigenes zu sagen und konnte Jeden belehren. Aber sein Geschmack, seine Ansichten zeigten doch jetzt immer den sehr alten Mann. Bereits seit 1721 ließ er seine flinke Feder laufen: kein Wunder, daß ihm schon manche Jahrgänge neuer Schöngeister eine dauernde Ruhe gönnten! Das Schlimmste war, daß dieser sonst so brave Mann sich auch für einen Dichter hielt und daß er „der Natur zum Trotz", wie Wieland es ausdrückte, überaus fleißig das Papier mit Poesie beschrieb und gar nicht damit aufhören wollte.

Es war ein Wagnis, den Dr. Goethe, das echteste und neueste Genie, diesem überalteten Kunstrichter und Wasserpoeten gegenüberzustellen. Gern ging Lavater nicht mit Goethe und den Grafen Stolberg zu seinem alten Lehrer; aber ein Fernbleiben wäre eine Beleidigung gewesen.

Bodmer empfing sie freundlich. Er wohnte in einer Vorstadt am rechten Limmatufer, „am Schönenberg"; die Aussicht aus seinen Fenstern über die Stadt, über einen Teil des Sees und auf die Berge war ganz herrlich. So hatte Goethe doch gleich Etwas hier, das er freudig rühmen konnte. Aber auch die Lebhaftigkeit des alten Schulmeisters gefiel ihm sehr. Der Mann hatte seit vielen Jahren nur Wasser getrunken und war doch ganz Feuer! Schön sah er freilich nicht aus: ein Greislein

mit kahlem Vorhaupt und grauen Augenbrauen, die bis in die Augen hingen, mit eingefallenen Backen, zusammen-



J. I. Bodmer. Nach A. Graff von Nordheim

geschrumpften Lippen, die kaum noch die Zähne bedeckten; das schwarzseidene Käppchen auf der hohen hintergehenden Stirn über der scharfen Nase.[1]) Aber wie

[1]) So hat ihn Heinse geschildert.

gesagt, es war viel Leben in dieser Ruine, und mit dem Stock, auf den er sich stützte, fuchtelte Bodmer zuweilen bedrohlich genug herum, sobald er in Eifer kam, was oft geschah. Schade, daß er Goethes Werke ebenso wenig hatte genießen können, wie der junge Mann die seinigen! Und es mußten auch sonst noch allerhand Gesprächsstoffe vermieden werden. Bodmer begriff auch gar nicht, wie Goethe, dieser Unchrist, dieser zügellose, wohl gar gottlose Mensch, und der mystische Schwärmer und streng sittliche Prediger Lavater so innige Freunde sein konnten. Von Goethe erwartete der Alte trotz dem ‚Werther' und dem ‚Götz' als zukünftige Leistungen nur allerhand Possen. Als man ihm sagte, daß der junge Mann an einem ‚Doktor Faust' arbeitete, meinte er, eine Farce lasse sich von einem Schwindelkopf leicht daraus machen.

Aber ihre Unterredung verlief höflich und freundlich, und der Alte kam nach einigen Tagen auch zum Waldreis angestapft, um den Besuch zu erwidern.

Es wären nach der Sitte der Zeit noch sehr viele andere Gelehrte, Schriftsteller und ansehnliche Persönlichkeiten zu besuchen gewesen; aber nur in einigen Fällen überwand man sich dazu; bei den Meisten ließ man es auf ihre Ungnade ankommen. Der Chorherr Breitinger konnte versäumt werden, weil er sich gar zu öffentlich als Feind Lavaters gezeigt hatte; seine zwei Bände ‚Kritische Dichtkunst' gehörten zu den vielen Lehrbüchern, die Goethe unbenutzt ließ. Der berühmteste Dichter der Stadt war Salomon Geßner; ihm mußte man zugestehen, daß er als Schriftsteller, Zeichner, Maler, Radierer immer Hübsches leistete. Von Haus aus war er Buch-

händler; jetzt versah er das Amt eines Ratsherrn und verwaltete Besitzungen des Staates. Ein gesetzter, verständiger Mann, der mit den Künsten sehr geschickt spielte und seinen Mitphilistern recht glücklich die Idyllen vormalte, an denen sie sich gern erlaben, ganz so wie der Zuckerbäcker zu festlichen Gelegenheiten süße Leckereien für Zunge und Gaumen bereitet. Daß er und Goethe sich als Kunstgenossen anerkennen sollten, war nicht zu verlangen. Ja, mit dem jüngeren Maler, der dieser Stadt entsprossen, mit Lavaters Jugendfreunde Heinrich Füßli, hätte sich Goethe um so besser verstanden; von Füßli sagte man, daß er auf der Leinwand dasselbe Genie sei, wie Goethe als Dramatiker, Erzähler und Liederdichter. Aber Füßli hielt sich jetzt in Italien auf; man konnte eine Anzahl seiner Bilder nur bei dem jüngeren Heidegger betrachten.

Goethes Stellung zu den Zürchern ward von vornherein durch seine Bruderschaft mit Lavater bestimmt. Lavater hatte ziemlich großen Anhang; seine Predigten wurden sehr besucht, und die gemeinen Leute ehrten in ihm den etwas wunderlichen, aber aufrichtigsten und eifrigsten Diener Gottes und der Menschen. Die Gelehrten jedoch, die hier von jeher alle hintereinander her waren, konnten sich nicht darein finden, daß gerade dieser Mann, dessen wissenschaftliche Bildung nur bescheiden geblieben war, der als Dichter nur Schwaches leistete und dem auch die eigentliche Beredsamkeit abging, solche Erfolge und im Auslande einen so ausgebreiteten Ruhm sich erworben hatte. Es ärgerte sie immer wieder, daß so viele vornehme und namhafte Fremde dem Waisenhausprediger Lavater als der vorzüglichsten Merkwürdig-

keit Zürichs nachfragten. Also spotteten sie um so mehr über ihn und erzählten Geschichten über seine Unwissenheit, Schwärmerei, Wunderversuche und Weissagungen. „Es scheint, als wenn die Zürcher alle an Lavaters Ruhme ersticken wollten" schreibt Zimmermann einmal über diese Gelehrten; „à la tête von allem diesen Nebel- und Krötengeschlecht ist der Kanonikus Breitinger, der von Lavater anders nicht spricht als: ‚Der verzweifelte Lappi'."

Lavater ertrug solche Neckereien und zuweilen recht bösartige Angriffe mit Engelsgeduld. Er ging als Mensch und Christ seinen guten Weg getreulich weiter, so daß wohl im Stillen mancher Gegner seufzte: „Ach, wer doch auch so sein könnte!"

Goethe aber gewann seinen freundlichen, unermüdlichen Wirt mit jedem Tage lieber.

Am 15ten Juni in aller Frühe schritten Goethe, Lavater, Passavant, Kayser, Heß und dessen Schwager Schinz zum Seeufer hinab, wo ein bestelltes Boot ihrer harrte. Zuerst ließen sie sich zu dem Bauernhause hinüberfahren, in dem die Edelleute wohnten; hier stiegen die Stolberge und Haugwitz zu ihnen, und nun ging es in die Mitte des Sees hinein.

Noch lag der Nebel über dem Wasser, aber der Tag versprach schön zu werden. Lavater und Goethe gedachten ihrer Fahrt vor einem Jahre, wo sie auf der Lahn und dem Rheine trotz des Regens recht lustig geworden waren. Alle aber gehörten zu Klopstocks Gemeinde, und so mußten sie jetzt auch an die Ode

Klopstocks denken, in der er eine Gesellschaftsfahrt auf eben diesem See schildert:

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch im ruhigen Tal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge,
Voll von Reben, vorbeigeflohn.

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh',
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender;
Schon verriet es beredter
Sich der schönen Begleiterin.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beß're, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher,
Von der tauenden Ros' umkränzt;

Wenn er dringt bis ins Herz und zu Entschließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist . . .

Genug! Jene Lobredner der Mäßigkeit hatten also doch Wein im Schifflein gehabt, und schöne Frauen oder Mädchen waren mit ihnen zur „Au“ gefahren. Da brauchte Klopstock freilich nicht lange die Göttin Freude vom Himmel herunterzubeten. Aber wir Armen!

Ohne Wein kann's uns auf Erden
Nimmer wie dreihundert werden!
Ohne Wein und ohne Weiber
Hol' der Teufel unsre Leiber!

So derb begann Goethe heute das Dichterspiel. Und dann schrieb er, ganz wie damals auf der Lahn, vier Reime auf: Affen, geschaffen, Laus, Schmaus.

„So, nun macht ihr die Verse dazu!" Fritz Stolberg nahm die Aufforderung auf:

Wozu sind wohl Apollos Affen
Als wie zu bouts rimés geschaffen?
Sie halten oft gleich einer Laus
In Klios Haar und Pomade Schmaus.

Bouts rimés: so nannte man damals diese gesellschaftliche Unterhaltung; man mochte sie wohl aus Frankreich überkommen haben. Vier neue Reime wurden aufgeschrieben: Horn, Dorn, Pinsel, Gewinsel. Lavater schmiedete sie zu einer Warnung vor seinem Freunde Goethe zusammen:

Flieh Bruder G[oethe]! Flieh! Er stößt mit seinem Horn!
Weich aus dem B[asili]sk und fürchte seinen Pinsel!
Sein Mund ist abgrundreich, sein Witz ist wie ein Dorn;
Er schafft des Lachens viel und doch noch mehr Gewinsel.

Bohren, geschoren, Schaf, Graf: so stellte Goethe die nächste Aufgabe. Ein Graf mußte sie wohl annehmen, um das Schaf zu überwinden. Auch Christian Stolberg wandte sich gegen den kecken Wolfgang:

Dem Wolf, dem tu' ich Esel bohren,
Dadurch ist er gar baß geschoren;
Da sitzt er nun, das arme Schaf,
Und fleht Erbarmen von dem Graf.

Nicht alle konnten's gut, aber auch diese Andern dichteten ihre Vierzeiler in Goethes Buch hinein, und so hatten die Fahrenden ihr Gespötte und Gelächter.

Allmählich wurden sie stiller und ernster. Die herrliche Landschaft entrang sich den Nebelschleiern und gewann Macht. Im Beschauen versinken wir leicht in uns selbst; das Denken wird zum halben Traum. Der

betrachtende, sich selbst vergessende Mensch verwächst mit seiner Umgebung. Er wird ein Stück der Natur. Sie die große Mutter, und er das kleine Kind.

Ich saug' an meiner Nabelschnur
Nun Nahrung aus der Welt,
Und herrlich rings ist die Natur,
Die mich am Busen hält.

Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, Wolken angetan,
Entgegnen unserm Lauf.

Doch welches ganz andere Bild stand plötzlich vor Goethes Augen? Lilli schwebte ihm entgegen, lächelnd und grüßend!

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so gold du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist!

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne.
Liebe Nebel trinken
Rings die türmende Ferne.

Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Zwei Stunden lang glitten sie so in ihrem Schifflein dahin; dann verlangten die rüstigen Glieder ihr Recht; die Männer ließen sich an Land setzen und gingen zu Fuß weiter, indes ihr Schiffer sie im Wasser begleitete. „Die Ufer des Zürcher Sees sind gar zu schön" er-

zählte Fritz Stolberg einer seiner Schwestern in den nächsten Tagen.

Hart am Wasser geht der Fußsteig, der immer von den schönsten Walnußbäumen beschattet ist. Nußbäume, die so hoch und dick wie die alten Eichen sind; viele davon beugen sich ins Wasser hinein und geben dem Badenden den kühlsten Schatten.

Zu Mittag aßen wir bei einem Landpfarrer, der uns sehr liebreich empfing und uns der Milch, der Butter, des Kalbfleisches, wie Abraham, reichlich vorsetzte. Auch Kuchen und sehr schöne Kirschen.

Von da gingen wir weiter, immer am See. Niedliche Häuser lagen uns zur Rechten; Weinberge erhoben sich über die Häuser, und über die Weinberge hohe Gebirge.

In Horgen löste sich eine Gruppe von der andern. Die Zürcher kehrten zu ihren Geschäften in der Stadt zurück, Goethe, Passavant und die Edelleute dagegen fuhren nach Richterswil weiter, wo sie Lavaters Freund, den vortrefflichen Arzt Hotze, begrüßen konnten.

Dann verließen sie den See und strebten dem Kloster Einsiedeln zu. Auf schmalen, steinichten Fußpfaden ging es immer wieder über Berg und Tal; unzählige Bäche und Rinnsel waren zu überspringen oder durchzuwaten. Bald gingen sie zwischen den schönsten Wiesen hindurch, bald durch unfruchtbare Einöden. Mehrere Stunden wanderten sie noch auf Zürcher Gebiet; dann kamen sie in das katholische Schwyz. Schindel-Leggi war ein Dorf, in dem sie sich erquicken konnten; über diesem Orte nahmen sie Abschied vom Zürcher See, der hier noch einmal

zu sehen war, und Goethe erfuhr wiederum, wie das schöne Mädchen, das in seinem Herzen wohnte, auch in diese Schönheit der Landschaft mit hineintrat:

Wenn ich, liebe Lilli, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lilli, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

Noch eine rauhe Wegstrecke lag vor ihnen, aber sie war nun lustiger zu gehen, weil sie mit lauter wandernden Menschen bezeichnet wurde, wie andere Straßen durch Bäume. Alle diese Menschen kamen ihnen entgegen und alle waren Pilger: Schweizer, Schwaben, Bayern, Elsässer, Lothringer, Franzosen, Italiener; Männer und Weiber. Denn heute war ja Fronleichnamstag; da hatten es sehr viele Wallfahrer so eingerichtet, daß sie gerade heute zum Gottesdienste oben an der Gnadenstätte gewesen waren; nun strebten sie zum Hafen am See und zu den Straßen, die in ihre Heimat führten.

Endlich, nach sieben Stunden, erreichten unsere Freunde den heiligen Ort und erblickten die prächtigen Gebäude inmitten der öden Hochebene. Sie traten in den Flecken ein. Standespersonen wurden in das Gasthaus des Klosters aufgenommen, und unsere Wanderer gehörten durch die beiden Grafen zu diesen Auserwählten.

Am andern Morgen ließen sie sich zu den Sehenswürdigkeiten führen. Die sehr stattliche Klosterkirche war vor fünfzig bis sechzig Jahren neu erbaut; sie



Richterswil.

Von Perignon.

Stich von Denis.



Kloster Einsiedeln.

Von Perignon

Stich von Aveline.

hatte aber eine Vorgeschichte von acht oder neun Jahrhunderten. In diesem neuen Münster eingeschlossen befand sich das eigentliche Heiligtum: eine alte Kapelle, von außen mit schwarzem Marmor überzogen. In dieser Kapelle aber stand über dem Altare das berühmte wundertätige Marienbild; dreieinhalb Schuh hoch, nur von Holz, kein Kunstwerk, aber auf das kostbarste gekleidet und mit vergoldeten Strahlen und Wolken umgeben. Tageslicht drang kaum hierher; deshalb brannten jederzeit vierzehn ungeheure Wachskerzen, deren starker Dampf die heilige Gottesmutter immer noch schwärzer werden ließ. Ein vergoldetes Gitter verhinderte das allzu nahe Hinzutreten der Andächtigen und der Diebe. Über dem Eingang zur Kapelle las man auf lateinisch die Inschrift: „Hier ist volle Befreiung aller Sünder von Schuld und Strafe." Unter dieser Aufschrift sah man eine silberne Platte mit fünf Löchern; jeder Ablaß begehrende Pilger stieß seine fünf Finger hinein, ehe er die Kapelle betrat, und wenn ihn die Nachfolgenden nicht zu rasch verdrängten, betete er an dieser Stelle fünf Paternoster. In den Stein unter dieser silbernen Platte sollte nämlich Gott selber mit seinen fünf Fingern gegriffen haben; er hatte ja auch selber diese Kapelle geweiht; anno 948, wie man ganz genau wußte.

Der Klosterschatz, der nachher besichtigt wurde, enthielt königliche Reichtümer, vornehmlich Meßgewänder für die Priester und Kleider für die heilige Jungfrau. Jede Woche bekam sie ein neues Gewand; die herrlichsten trug sie an den höchsten Feiertagen. Unter den Meßkleidern war eins mit 180 000 Perlen von nicht

geringer Größe besetzt; auch wurde eine Monstranz aus purem Golde gezeigt, fast zwei Ellen hoch, mit mehr als tausend Perlen, 303 Diamanten und mehr als tausend Saphiren, Smaragden, Rubinen geschmückt. Goethe durfte ein Krönchen in die Hand nehmen, das der allerheiligsten Schutzherrin dieses Ortes gehörte: wie gern hätte er diese Zier auf Lillis Goldhaar gedrückt!

Wie zu erwarten, fehlte es in dieser Schatzkammer auch nicht an goldenen und silbernen Dankzeichen nach geschehenen Wundertaten, an nachgebildeten Gliedmaßen, Kindern usw. Auch nicht an „gräßlich schön aufgeputzten Gerippen und Gebeinen von Heiligen beiderlei Geschlechts; unter diesen Gerippen fand sich die heilige Adelheid, Gemahlin jenes ersten Kaisers Otto, der das Heilige Römische Reich Deutscher Nation begründet hat; auf ihrer Brust war ein Türchen angebracht, das man öffnen und alsdann in das Innerste der Heiligen hineinschauen konnte."

Das ganze Kloster bestand aus vier großen Gebäudegruppen, links und rechts von der Kirche und mit ihr auf einer Erhöhung gelegen. Zweihundertunddreißig Personen speisten täglich im Kloster. Gegen hundert wohlgenährte Mönche lebten hier nach der Regel des heiligen Benediktus. Sie hatten drei Bibliotheken, eine Druckerei, ein Kunstkabinett, ein Münzkabinett, eine Naturaliensammlung, denn die Pflege der Wissenschaften war eine Besonderheit ihres Ordens. Für die Naturalien, namentlich auch für die Gesteine, waren Goethes Augen noch nicht geöffnet; von den Bildern prägte sich ein Kupferstich Martin Schöns,

den Tod der Maria vorstellend, in sein treues Gedächtnis.

Sah man sich dann auch im Flecken Einsiedeln um, so schien es, als ob hier alle Häuser Wirtshäuser seien, alle Einwohner von den Fremden lebten und sich im Übrigen einer frommen Betrachtung widmeten, die von Müßiggang schwer zu unterscheiden war. Das Anbetteln der Reisenden war ja auch in den Bezirken fleißiger Landleute durchaus Sitte; ganz ohne Scham taten es die Kinder und jungen Leute, um zu einigem Gelde zu kommen: wozu hätte denn Gott sonst auch die Fremden geschaffen? Einsiedeln aber war gänzlich auf die Gaben der auswärtigen Frommen und Neugierigen begründet. Der Protestant konnte also hier vielerlei Glossen machen und sich zum Beispiel über den Brunnen vor der Domkirche vergnügen, dessen Wasser aus vierzehn Röhren floß. Denn aus einer dieser Röhren hatte Christus getrunken, und die armen Gläubigen mußten nun die Mäuler an sämtliche vierzehn Ausgüsse halten, um den rechten nicht zu verfehlen. Er konnte aber auch die freundlichsten und feierlichsten Eindrücke an dieser Stätte sammeln.

Die katholische Religion erscheint hier in Allem, was sie Inniges, Feierliches und Aufrichtendes hat. Das stille, andachtsvolle Hin- und Herwandeln von Menschen aller Orten, die hier gleichsam wie in einem See der Andacht zusammenfließen. Jeder trägt, Das sieht man, wenigstens eines Jahres Schuld auf dem Herzen. Und dann der Ort, die schöne Wüste, das prächtige religiöse Gebäude, der Reichtum, die Feier und Pracht im Innern, die Demut und gänzliche Hingebung der Zusammenkommenden, ihr Beten, ihr Knien, ihr Verlangen, ihr Beruhigen, ihr sicherer Glaube. Das

Bild der heiligen Jungfrau an allen Orten aufgestellt, immer herrlich, schön, glanz- und liebestrahlend, mit dem süßen Bilde der Liebe und Unschuld in ihren Armen . . .

Manche berühren nur mit den Händen die Mauern der heiligen Kapelle und finden sich unwürdig, hineinzugehen. Andere knien an der Tür oder auf dem Vortritt; sie liegen ruhig zu Scharen da, ohne an den Vorbeiwandelnden hinaufzusehen, indes ein ewiges Hinein- und Herausdrängen an den Toren selbst ist, auf deren weiten Stufen Haufen von Pilgrimen, Fremden und Armen zerstreut liegen.

Auf dem Platz vor der Kirche ist ein Brunnen von Marmor, mit dem schönen Bildnisse der Mutter Gottes geziert. Die reiche Quelle fließt aus vielen Röhren, in deren Wasser Weiber und Mädchen die Füße baden, weil sie ihm eine wundertätige Kraft zuschreiben.

So sah Goethes Freund Karl v. Knebel die Sachen hier an, als er nach Einsiedeln kam. Auch die Grafen Stolberg waren trotz ihrer Liebe zum Gottesmann Luther geneigt, die Schönheit des katholischen Wesens zu empfinden, und Goethe selber hatte an naiver Frömmigkeit stets Wohlgefallen.

Am Nachmittag dieses 16ten Juni trennte sich die kleine Gesellschaft. Den Edelleuten war geraten worden, zu ihrer großen Reise ins Gebirge eine noch günstigere Jahreszeit abzuwarten; Goethe hatte weniger vor und wollte keine Zeit verlieren; Passavant begleitete ihn.

Es war ein schwerer, einsamer Weg diesen Nachmittag. In südwestlicher Richtung gingen die beiden jungen Männer das Tal der Alb aufwärts; Trachslaub und Alpnach hießen zwei elende kleine Dörflein unterwegs. Sie sahen fast keinen Menschen. Gegen

acht Uhr standen sie auf der Höhe des Schwyzer Hakens den beiden Miten oder Mythen gegenüber und staunten nun zum erstenmal die Schneeberge in der Nähe an, denn die nördliche Seite dieser weithin sichtbaren Felsen bleibt das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Nun ging es noch anderthalb Stunden hinab nach Schwyz; aber auch Das war ein anstrengender Weg: „von Klippe zu


J. L. Passavant. Von Schellenberg

Klippe, von Platte zu Platte." — Müd und munter wurden sie zugleich durch dies Bergabspringen; im Gasthaus aber trug Goethe nach der ersten Erholung in sein Notizbuch ein: „Voll Dursts und Lachens; gejauchzt bis Zwölf."

Am andern Morgen sahen sie aus ihrem Fenster die Wolken am Schwyzer Haken hinaufziehen. Dann gingen sie in diesem Flecken herum, der doch der Hauptort

des nach ihm benannten Kantons, des wichtigsten der Waldstätten oder Urkantone, war. Schwyz konnte



Die Mythen, Schwyz und Brunnen. Nach Merian

freilich auch für einen großen Ort gelten, denn die 150 Häuser lagen weit auseinander. Es gab hier sogar „Paläste", nämlich Häuser aus Stein; sie gehörten den

in fremden Kriegsdiensten reich gewordenen Vornehmen, oder es waren Amtsgebäude, Kirchen und Klöster. Alles sah wohlbehäbig aus; viele Gärten und Lusthäuser zeigten sich; die Bäume gediehen; besonders fielen mächtige Walnußbäume auf. Keine Besitzung war von Mauern umschlossen. Und die grünen Wiesen erinnerten daran, daß die Viehzucht und die Herstellung vorzüglicher Käse die wichtigsten Nahrungsquellen des Landes waren. Hohe Berge schützten gegen Osten und Norden, am auffälligsten standen die scharfen Zähne der Mythen da. Ein freundliches Tal gegen Westen führt nach Brunnen; man sieht schon in Schwyz vom Vierwaldstätter See einen Streifen blitzen. Seitwärts war der Eintritt der Muotta in das Schwyzer Tal zu erkennen.

Viel Wissenschaft und Kunst durfte man in diesem katholischen Lande und Orte nicht suchen; aber eine Medaillensammlung gab es hier, die in den größten Städten ihresgleichen nicht hatte. Ein großer Meister dieses Fachs, von dem auch Lavater gern mit Verehrung sprach, Johann Karl Hedlinger, war hier geboren und als Achtzigjähriger hier auch gestorben, nachdem er den größten Teil seines Lebens an fremden Höfen und sonst im Auslande zugebracht. Seine Sammlung enthielt seine eigenen Werke, die er auf Bestellung der Mächtigen angefertigt, und dazu eine reiche Auswahl von älteren Musterstücken. Jetzt zeigte sein Neffe und Schwiegersohn, Landammann Hedlinger, das Ererbte den Liebhabern.

Um ein Uhr mittags griffen Goethe und Passavant wieder zum Stabe. Der Rigi war ihr Ziel. Zuerst

ging's zum schönen Lowerzer See, der damals eine Stunde lang und eine kleine halbe Stunde breit war.



Am Lowerzer See. Bussingen, Lowerz, Röthen zwischen Roßberg und Rigi (vor dem Bergsturz von 1806)

Zwei rüstige Maidli fuhren die jungen Männer hinüber. Für Goethe waren diese rudernden Schönen ein

neues Bild, und er vergaß es nie. Zwei Inselchen lagen in diesem See; auf beiden hatten früher Burgen gestanden; jetzt gab es auf der größeren ein angenehmes Landhaus, eine Kapelle und eine Waldbruder-Wohnung, auf der kleineren eine Einsiedelei mit einer Kapelle. Auf einer dieser Inseln stiegen sie aus, den Waldbruder zu sehen.

Solche Reisenden, die es gelüstete, die weite und höchst malerische Aussicht vom Rigi zu genießen — es waren bisher schon ziemlich viele Schweizer, aber sehr wenige Ausländer oben gewesen — gingen entweder von Lowerz oder Arth oder Küßnacht oder Vitznau hinauf. Für Goethe und Passavant war jetzt der erstere Pfad der nächste. Er begann sehr steil; doch ging man einige Male über kleine Ebenen. Allenthalben zeigten sich Wälder und Weiden; wegen beider galt der Berg für sehr „fruchtbar." Zehn oder elf Dörfer lagen um ihn herum; sie betrieben im Sommer auf den Höhen etwa 150 Sennereien; die ganze Nutzung des Berges konnte man auf 100000 Gulden schätzen.

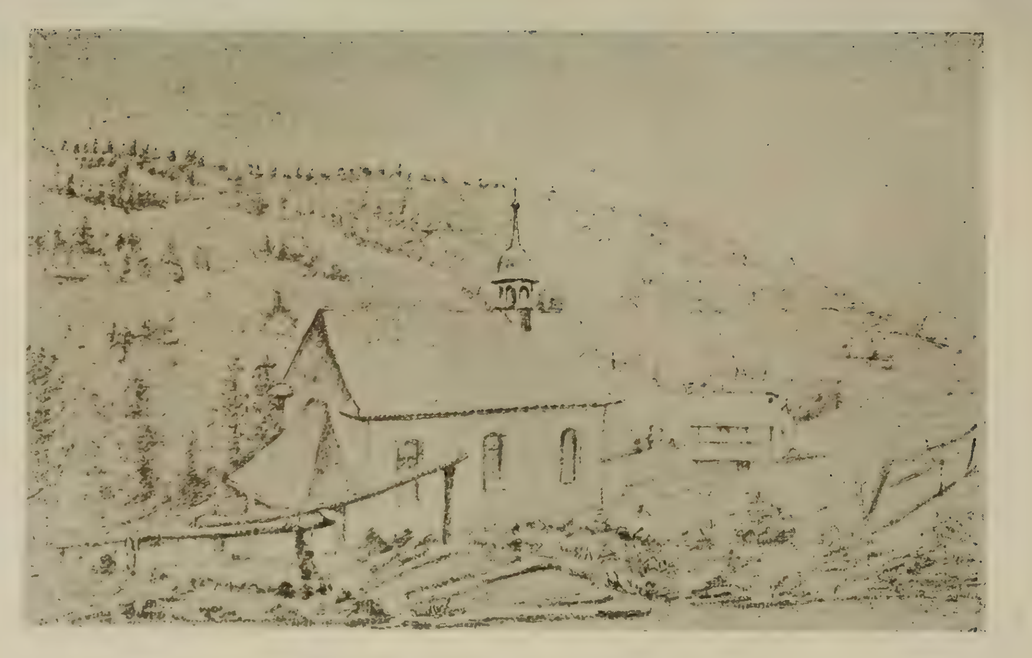
Drei Stunden hatten unsere Freunde zu steigen, ohne eine große Aussicht zu genießen; dann gelangten sie zum Klösterli. Es war halb Acht des Abends. An diesem Platze stand seit beinahe hundert Jahren eine Kapelle „zu Unsrer Lieben Frauen im Schnee." Neben ihr wurde im Sommer von einigen Kapuzinern ein Hospiz gehalten; drei Gasthäuser waren gleichfalls mehr für Wallfahrer als für andere Fremde bestimmt. Auch einige Gebäude der Hirten gehörten zu der kleinen Siedlung. Diese Nacht war für Goethe die erste, die er auf einem hohen Berge verbrachte.

Am andern Morgen, es war ein Sonntag und der 18te Juni, zeichnete Goethe von seinem Wirtshause aus die Kapelle und sah sich in der Nähe um. Er erfreute sich an den Wasserfällen, die hier allerorten von Felswänden oder sonst vom Berge herunterstürzten; die Aussicht in die Ferne wollte noch nicht viel besagen. Auch die Stube des Gasthauses wurde abgezeichnet.

Nach einem frühen Mittagessen stiegen die Freunde weiter hinauf, jetzt immer in westlicher Richtung, zum Kalten Bad. Das war ein von drei Felswänden und einer Einsiedlerhütte eingeschlossener viereckiger Platz, in dem ein hölzerner Badkasten stand; durch diesen Badkasten lief eine Quelle, die zwischen zwei Felsen hervorströmte. Von diesem sehr kalten Wasser wurde gesagt, daß es gegen Rücken-, Kopf- und andere Schmerzen sehr heilsam sei; die Landleute und fremde Bresthafte badeten sich darin mit den Kleidern und ließen dann die Kleider wieder an sich abtrocknen. Wie überall, so gab es auch von diesem Orte eine Sage: drei fromme Schwestern haben sich vor den Nachstellungen eines österreichischen Landvogts hierher geflüchtet, als sonst noch keine Menschen hierher kamen, und in dieser Felsengrotte, an diesem Quell bis an ihr Ende ein beschauliches Leben geführt. Das „Bad" hieß deshalb auch Drei-Schwestern-Brunnen. Die Aussicht war hier schon weit und schön: auf den Vierwaldstätter und andere, kleinere Seen, auf die Kantone Luzern und Unterwalden.

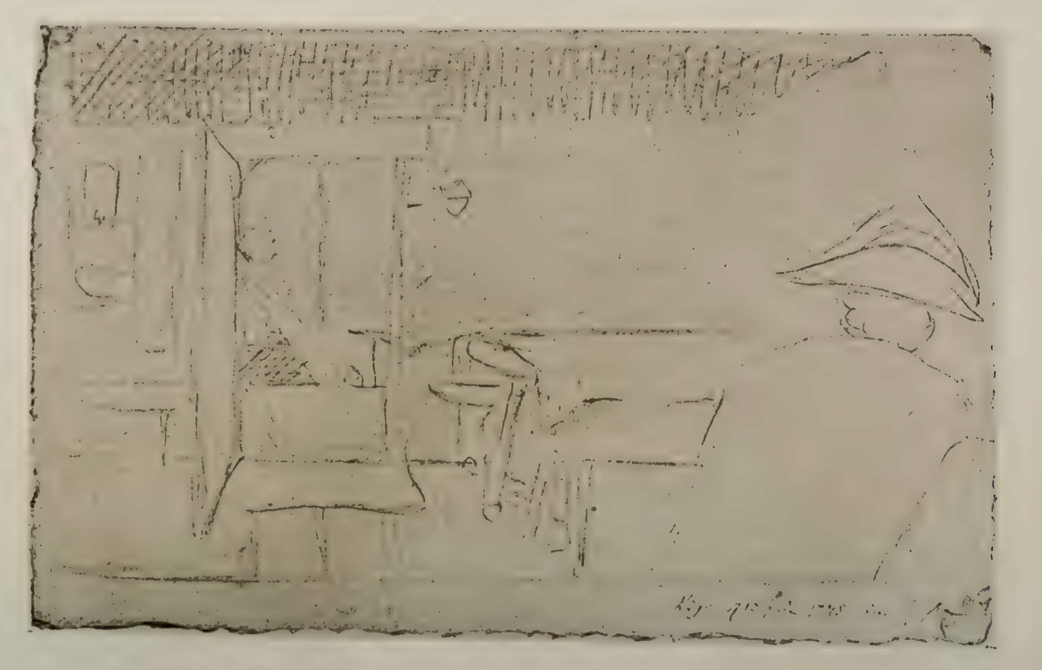
Bis zum Rigi-Staffel hatte man nun noch eine starke Stunde und von da bis auf den Kulm eine halbe. Um ein Viertel auf Drei standen unsere Wanderer oben.[1])

[1]) Ob auf Staffel oder Kulm, ist nicht zu erkennen.



Am Rigi: Maria im Schnee.

Zeichnung von Goethe. Vorlage im Goethe-Nationalmuseum.



In Rigi-Klösterli: Gasthaus zum Ochsen.

Zeichnung von Goethe. Vorlage im Goethe-Nationalmuseum.

In Wolken und Nebel! Die Herrlichkeit der Welt, die Aussicht von hundert Stunden Umkreis, auf vierzehn Seen und unzählige Schneeberge, der Blick bis nach Schwaben hinein: Alles war von grauen Schleiern verdeckt. Doch zuweilen öffneten sich Spalten im Gewölke; dann zeigten sich helle Streifen dieser Herrlichkeit vor den dankbaren Augen.

Um acht Uhr des Abends hatten sie wieder ihren Gasthof im Klösterli erreicht. Sie saßen an einem Tische vor des Ochsen oder der Ochsen Türe, denn „zum Ochsen" war ihre Herberge benannt, und ließen sich an Eiern und gebackenem Fisch wohl sein. Wie still war es hier! Und gerade deshalb empfand man jeden Ton:

Das Glockengebimmel
des Wasserfalls Rauschen
der Brunnenröhre Plätschern
Waldhorn.

Am 19ten Juni ging's gleich in der Frühe hinab zu dem wegen seiner wilden Schönheit und seiner Gefährlichkeit hochberühmten See der vier Gebirgsländer oder „Waldstätten" Luzern, Schwyz, Uri und Unterwalden. „Er macht überaus wunderbare Krümmungen und Busen", so beschreibt ihn Fäsi 1766.

An den weit mehreren Orten ist er mit hohen Bergen und steilen Felswänden eingeschlossen; gegen Luzern und Küßnacht ist er offen und bewässert das ebene Land ... Der Teil des Sees, der unter der Oberherrschaft des Kantons Uri stehet, ist am allertiefsten. Ringsumher ist er mit erstaunend hohen Felsen umzingelt, deren Bauart ganz sonderbar ist. Dieser Berge wegen hat man auf diesen Teil des Sees die

seltsamsten Aussichten, welche die menschliche Einbildungskraft sich immer vorstellen kann. Die Spitze der Felsen bekommt man selten zu sehen, wegen den Wolken, so die meiste Zeit auf demselben ruhen. Nur an einigen Durchschnitten entdeckt das Auge erstaunend hohe, gar fruchtbare Alpen. Das auf denselben weidende Vieh stellet sich dem bloßen Auge nur wie Punkte dar; öfters können die Rinder vor allzu großer Höhe vom bloßen Auge nicht bemerkt werden.

Dieses entsetzliche Felsen- und Bergtal, in welchem der See liegt, hat eigentlich nur gegen Altorf und Luzern eine Öffnung, daß die Winde durch dieselbe ziehen können. Da aber die meisten Winde an diesem Tal ihren Ursprung erhalten, so müssen sie sich, weil die heftig drückende Luft nicht genugsamen Raum zu ihrem Ausgang hat, in dem Ort ihrer Geburtsstätte wieder entwüten und in Stöße und Wirbel verwandeln . . . Oftmals wüten sie mit so erstaunender Macht, daß es zwei und drei Tage lang ganz unmöglich ist, den See zu befahren. Die Schiffe, welche während einem solchen Zeitpunkt das Unglück haben, auf dem See zu sein, stehen jeden Augenblick, bei jedem wiederholten Stoß des Sturms und der schäumenden Wasser in augenscheinlichster Gefahr, an den Felsen geschmettert zu werden. Sie wird dadurch sehr vergrößert, daß man den Sturm selten voraussehen kann . . .[1])

Jedoch wird dieser See zu Fortschaffung der Kaufmannsware, welche aus Teutschland und der Eidgenossenschaft in Italien und aus diesem Lande wieder in die Eidgenossenschaft und das teutsche Reich über den Gotthard abgehen, streng befahren.

Damit hier alles Merkwürdige vereinigt werde, so berichteten auch die Chroniken der Gelehrten und die

---

[1]) Die damalige Gefährlichkeit des Sees rührte namentlich auch daher, daß viele Reisende sich auf kleinen Nachen und oft durch betrunkene Schiffer, die man aus den Wirtshäusern herbeirief, von einem Ort zum andern fahren lassen mußten.

Sagen der gemeinen Leute von großen Dingen, die an diesen Ufern geschehen sind. Hier erwuchs und erblühte die schweizerische Eidgenossenschaft und Freiheit; in diesem Bezirk lebte der Volksheld Wilhelm Tell. Jeder Schweizer kannte diese Geschichten: an ihrer Wahrheit zweifelte Niemand, standen doch alle die Orte, Jahre und Tage, wo und wann das Eine und Andere geschehen, genau in den alten Schriften. Auch durch Volksschauspiele wurde seit Jahrhunderten diese große Zeit den jeweils Lebenden ins Gedächtnis gebracht, und in alten Liedern ward namentlich ihre deutlichste Gestalt besungen.

Wilhelm bin ich, der Telle,
Von Heldenmut und -blut;
Mit meinem G'schoß und Pfeile
Hab ich der Freiheit Gut
Dem Vaterland erworben,
Vertrieben Tyrannei;
Einen festen Bund geschworn
Han unser Gesellen drei.
— — — — — — — — — —
Den Tellen sollen wir loben:
Sein' Armbrust hatte Wert,
Daß er im Grimm und Toben
Der Herren sich erwehrt!
Viel Schlösser hat er 'brochen,
Geschlissen auf den Grund
Und aus den fremden Jochen
Erlöst den Schweizerbund.

In Vitznau erreichten Goethe und Passavant den See, den sie schon von oben her bewundert hatten, und stiegen in einen Nachen, der sie zuerst nach einem Wirtshause bei Gersau brachte, wo sie ihr Mittagsmahl hielten.

Gegen Zwei sahen sie sich „dem Grüdli über, wo die drei Tellen schwuren“ und bald darauf „an der Tellen-



Tellskapelle, Flüelen und Altdorf. Nach Merian

Platte, wo Tell aussprang.“ Um drei Uhr langten sie in „Flüeli“ an, „wo er eingeschifft ward“, und zu Fuß waren sie um vier Uhr „in Altdorf, wo er den Apfel abschoß.“



Tellskapelle.

Von W. H Bartlett.

Stich von R. Wallis



Altdorf: Tellsturm und -brunnen.

Von Cockburn.

Altdorf im Tale der Reuß war der Hauptflecken des Kantons Uri; doch wurde die Landsgemeinde nicht hier, sondern auf den mit Kirschen und Nußbäumen bepflanzten Matten von Bezlingen gehalten. Man konnte Altdorf mit Schwyz vergleichen: ebenso katholisch, freundlich und fruchtbar; nur waren hier die Güter und Gütchen alle von hohen Mauern umgeben. An der Hauptkirche waren unten her einige eidgenössische, sonderlich aber des Wilhelm Tellen Geschichte abgeschildert. Neben dem Rathause erhob sich ein schöner bemalter Turm: hier hatte in alter Zeit eine Linde ihr grünes Dach ausgebreitet, und vor dieser Linde sollte des Tellen Söhnlein, sein Vater aber bei dem hundert Schritte davon entfernten Brunnen gestanden sein, als Tell auf Befehl des unmenschlichen Landvogts den Apfel ab dem Haupt des Knaben schießen mußte und auch wirklich in der Mitte traf. „Der Brunn trägt noch dermal den Namen des Tellen-Brunnen“ berichtet Fäsi; „er ist auch mit dem Bildnis dieses verehrungswürdigen Eidgenossen geziert.“

Man kann nicht lange an solche alten Zeiten denken, ohne daß sich die mit uns Lebenden, selbst die entfernten Freunde, wieder vor unser geistiges Auge stellen. Goethe bekam plötzlich Lust zum Briefe-Schreiben. Wem aber sollte er von dieser Stätte aus einen Gruß senden? Lotte Kestner kam ihm in den Sinn: gegen sie war er nun schon lange stumm geblieben. Sie hatte ihm wegen ihres und ihres Gatten Abbild im ‚Werther‘ gegrollt; Das war nun vorüber, aber der Briefwechsel schläft auch wohl bei guter Gesinnung ein. Jetzt begann ihn der Dichter von neuem.

Tief in der Schweiz, am Orte, wo Tell seinem Knaben den Apfel vom Kopfe schoß: warum just von da ein paar Worte an Sie, da ich so lange schwieg? Gut, liebe Lotte, einen Blick auf Sie und Ihre Kleinen und das liebe Männchen aus all der herrlichen Natur heraus, mitten unter dem edlen Geschlecht, das seiner Väter nicht ganz unwert sein darf, ob's gleich auch Menschen sind hüben und drüben.

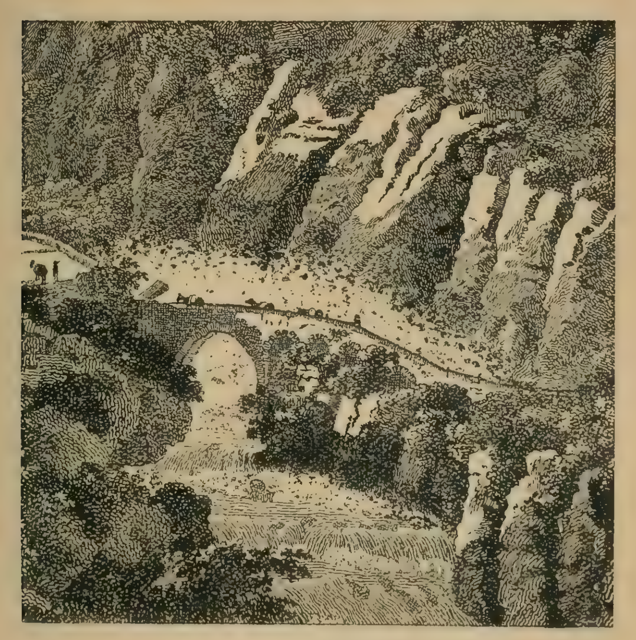
Ich kann nichts erzählen, nichts beschreiben. Vielleicht erzähl' ich mehr, wenn mir's abwesend ist, wie mir's wohl eh mit lieben Sachen gegangen ist . . .

Am 20sten Juni gingen sie halb Sieben ab. Sie wanderten die alte Handelsstraße im Tale der Reuß hinauf zu dem Wirtshause und Dörflein „am Steg." Von hier an rechnete man den eigentlichen Gotthardsberg.

Nachdem sie sich hier wiederum an gebackenen Fischen gelabt und gestärkt und nachher durch ein rasches Bad in der kalten, stürzenden, tosenden Reuß erfrischt hatten, stiegen sie weiter. Bis Wasen konnte man drei Stunden rechnen; sie aber nahmen sich Zeit, erfreuten sich an den himmelanragenden Bergen und Felsen, an den Kaskaden des Bergstroms, an den Wasserfällen, die, wenn man sie von ferne sah, oft wie weiße Laken von den Höhen herabzuhängen schienen.

Immer größer und mächtiger wurden die Bilder. Immer unzulänglicher erschien die Ausdrucksfähigkeit des Menschen. „Bergauf, Schnee-Laue, Saumroß, Schneehöhlen, Steg, große Fichten, Abgrund": Das waren die Stichworte, die Goethe abends im Wirtshause rasch eintrug. „Ein Reihe Saumrosse zog vor uns her": so führte er diese Andeutungen später aus.

Wir schritten mit ihr über eine breite Schneemasse und erfuhren erst nachher, daß sie unten hohl sei. Hier hatte sich der Winterschnee in eine Bergschlucht eingelegt, um die man sonst herumziehen mußte, und diente nunmehr zu einem ge-



An der Gotthardstraße

raden, verkürzten Wege. Die unten durchströmenden Wasser hatten sie nach und nach ausgehöhlt; durch die milde Sommerluft war das Gewölb innen abgeschmolzen, so daß sie nunmehr als ein breiter Brückenbogen das Hüben und Drüben natürlich zusammenhielt. Wir überzeugten uns von diesem wundersamen Naturereignis, indem wir uns etwas oberhalb hinunter in die breitere Schlucht wagten.

In Wasen war die Herberge teuer und schlecht. Der Wirt hätte den Reisenden gern auch noch Strahlen aufgehängt; so nannte man hier die Kristalle, an denen diese Gegend sehr reich war. Aber Goethe fühlte nicht einmal Neigung, sie viel zu beschauen.

Auch am nächsten Morgen, den 27sten Juni, begann die Wanderung um halb Sieben. „Allmächtig" und „schrecklich": so bezeichnete Goethe die Eindrücke, die ihm jetzt die Umgebung machte. Pfarrer Fäsi schildert sie uns im einzelnen:

Von Geschenen bis zur Teufelsbrücke reiset man immer der Reuß nach die Schöllenen hinauf: eine Strecke von anderthalb Stunden; die Straße bleibt aber acht bis neun Schuhe breit. Eine gräßliche und wegen der vielen Lauwenen gefährliche Gegend! Das Auge erblicket nichts als eine ungeheure enge Wildnis. Die Waldungen sind gänzlich verschwunden; man hat nicht einmal die mindeste Spur von einem Gesträuche, das allhier wachsen könne. Die unersteiglich steilen, oben mit ewigem Schnee bedeckten Felsen, die dem Reisenden über das Haupt hinhangen, an welchen, ja zum Teil unter welchen sich allernächst die Straße hinzieht; die über die Felsen dieses Tobels herabstürzende Reuß, samt den vielen über die Felswände herunterfallenden Bächen sind die einzigen Geschöpfe, welche man in dieser öden Gegend erblicket. Das, was Dieselbe auch zur Sommerszeit noch schwermütiger macht, ist der Mangel der Sonne; nur in der Mittagsstunde allein beleuchtet sie durch ihre erquickenden Strahlen dieses enge Tobel; aber die öfteren Krümmungen des Weges verursachen, daß man auch in der Mittagsstunde Dieselbe einmal über das andere verliert, aber dann ogleich wieder erhält.

In dem Frühjahr reißen sich die in dem Winter gespaltenen und verfrornen Felsenstücke leicht los; sie rauben nicht selten dem Vorbeireisenden das Leben. Von Geschenen bis zur Teufelsbrücke siehet man bis 23 Kreuze zum Andenken der Erschlagenen aufgestellt.

So bezeugt auch Knebel, der mit dem Priester von Göschenen hier ging, daß der Weg immer schroffer, öder und fürchterlicher werde.

Man glaubt endlich: Dies sei der Zugang zu der Hölle selbst. Nichts als nackter, brauner, zersplitterter Fels, in ungeheuern Massen, in deren tiefen Löchern und Klüften nur Drachen und Greife zu herbergen scheinen. Kein andres Tier, kein lebender Vogel ist da; auch gewahrt man weder Gras noch Staude. Der Geistliche erzählte mir, daß gemeine Leute, die der Wallfahrt halber nach Maria-Einsiedeln vorbeireisen, öfters hier aus Angst auf die Knie niederfielen, um zu beten, daß sie doch aus diesen Gegenden möchten erlöst werden.

In der immer mehr verengten Schlucht kam man endlich auf schmalem Pfade um einen glatten Felsen herum: da lag die Teufelsbrücke vor den Augen! Unheimlich anzusehen, unheimlich auch darüberzuschreiten. Sie war nur neun Schuhe breit, und oft tobte der Wind hier so stark, daß er Menschen und bepackte Tiere herunterzuwerfen drohte, was auch schon öfters geschehen war. Immer aber ging man hier durch Wasserstaub, denn gleich oberhalb der Brücke stürzte der Strom mit fürchterlichem Getös über Felsen fünf bis sechs Klafter herab; man sah von diesem Gestöber um die Brücke herum ganze Wolken.


Die Teufelsbrücke. Von W. Tischbein.
Goethe-Nationalmuseum in Weimar

Goethe war jetzt, in seinem sechsundzwanzigsten Jahre, noch kein vollkräftiger Mann; lange Strapazen kannte er noch nicht und war ihnen wenig gewachsen. „Not und Müh und Schweiß“: so gings ihm bis zur Teufelsbrücke, und dann auf der noch steileren Straße ein Stückchen weiter. „Schwitzen und Matten und Sinken bis ans Urner Loch hinaus.“

Dies „Urner Loch“ war ein Stollen, durch einen Felsen geschlagen, um den Weg abzukürzen; es war der erste Stollen oder „Tunnel“ überhaupt, den Goethe sah; die Bewohner des Urseren-Tals hatten ihn im Jahre 1701 brechen lassen. Die Länge betrug etwa achtzig Schritte; die Höhe war so, daß ein Reiter hindurch konnte, und die Breite genügend für zwei bepackte Tiere, die hier einander begegneten. Aus den Felsenritzen troff das Wasser herab, so daß es hier beständig regnete; in der Mitte der Höhlung kam von oben her, durch eine Öffnung, etwas Licht in das Halbdunkel.

Ganz anders wurde den Wanderern sogleich zumute, wenn sie aus diesem dunkeln und nassen Loch wieder ins Freie gelangten; da lag ein liebliches Tal plötzlich vor ihnen! Nach schrecklichster Wildnis der Anblick des Paradieses! Denn so stark wirkt ein unerwarteter Gegensatz.

Das Urseren-Tal ist fast vier Stunden lang und höchstens eine halbe Stunde breit. Vier Dorfschaften lagen darin: Urseren oder An der Matt, Hospital oder Hospental, Zum Dorf und Realp. Es ist die Reuß, die das Tal durchfließt; aber hier zeigt sie sich als ein stilles, sanftes Flüßlein, das sich auf Silbersand spielend

dahinschlängelt. Hohe Berge, Felsen und kahle Klippen schlossen zwar auch dies Tal ein, und nur ein einziges kleines Fichtenwäldchen zeigte sich, aber Weidenbüsche fanden sich doch auch auf dem grünen Teppich zwischen den bläulichen Steinwänden, und alle Matten waren reich mit den schönsten und kräftigsten Kräutern bewachsen; zahlreiches Vieh gedieh hier, und der fette Käse, der von diesen Urnern bereitet wurde, war bis Spanien und andere ferne Länder berühmt. Vom Verkauf des Käses und des Viehes selbst lebten die Talleute; aus den Reisenden, die an dieser Kreuzung von Gebirgsstraßen vorbeikamen, zogen sie auch schon einigen Gewinn. Es waren zwischen zwei- und dreitausend Menschen: gesund, stark, frei, höflich, aufgeklärt, weder mit dem Reichtum, noch mit drückender Armut bekannt. Sie hatte Haller vor Augen, als er die Alpler rühmte:

Denn hier, wo Gotthards Haupt die Wolken übersteiget
Und der erhabnen Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Lands vereint.
Wahr ist's, daß Lybien uns noch mehr Neues gibet
Und jeden Tag sein Sand ein neues Untier sieht;
Allein der Himmel hat dies Land noch mehr geliebet,
Wo Nichts, was nötig, fehlt und nur, was nutzet, blüht.
Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände
Sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände.

Entfernt vom eiteln Tand der blendenden Geschäfte,
Wohnt hier die Seelen-Ruh und flieht der Städte Rauch.
Ihr tätig Leben stärkt der Leiber reife Kräfte;
Der träge Müßiggang schwellt niemals ihren Bauch.
Die Arbeit weckt sie auf und stillet ihr Gemüte;
Die Lust macht sie gering und die Gesundheit leicht.

In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuert,
Kein geiles Eiter fäult, kein welscher Koch versäuert.

Wie neubelebt fühlte sich Goethe, als er im ersten Dorfe ein freundliches Gasthaus betrat. Der vortreffliche Käse und ein feuriger Wein stellten ihn völlig her. Ja „sauwohl“ ward ihm, und „Projekte“ gingen ihm durch den Kopf. Jetzt fühlte er sich nah am höchsten Punkte dieser Berge: was dann? Er hatte schon gegen Bodmer geäußert, daß er vielleicht, wenn er einmal auf dem Gotthard sei, auch weiter nach Mailand gehen könnte. Und eigentlich bestieg kein Verständiger diesen unwirtlichen Berg, der nicht auf der anderen Seite hinunterstrebte. Von den nächsten Stationen konnte ihm hier oben der Wirt erzählen, von all den Orten mit den klingenden italienischen Namen, von den lieblichen Inseln im Großen See. Der Wirt gefiel ihm. „Schreibt mir Euren Namen in mein Buch!“ bat Goethe, und der Wirt, der zugleich Amtmann des Tales war, schrieb: „Tallaman Caspar Antony Meyer Drey Königswird in Ursern an der Math.“

Nach einigen Stunden Mittagsrast fühlten sich Goethe und Passavant fähig, das letzte Stück Wegs zum Gipfel zurückzulegen; auf drei Stunden wurde es geschätzt. Nach halb Vier gingen sie ab. Zuerst nach Hospital; hier vereinigten sich die beiden Quellen der Reuß, die eine vom Gotthard, die andere von der Furka kommend. Zu steigen war nun nicht mehr viel, aber Einsamkeit und Wüste zu ertragen. Nichts sah man als übereinander geworfene graue Felsstücke und breite,

lange Täler voll wilder Ruinen, das Gestein vielfach mit einem trockenen, verwitterten Moos überzogen. Alles schweigt hier außer den Winden; auch das Brausen der Ströme hat nun aufgehört. Doch einen Wasserfall hörte Goethe noch einmal rauschen, und dieser Wasserfall schien, als man ihn erreichte, einer der herrlichsten. Nur das Klingeln von Saumrossen, die vor ihnen zogen, erinnerte zuweilen an die Welt der Menschen und Tiere. Sonst aber fühlten sie nur die Einsamkeit, das Grauen der Einsamkeit. Bei einem der Täler dachte Goethe: „Das mag das Drachental genannt werden.“ Und in sein Merkbuch schrieb er Worte wie: Schnee, nackter Fels, Moos, Sturmwind, Wolken, Nebel-See. „Öde wie im Tale des Todes, mit Gebeinen besäet.“ Das waren heute den ganzen Tag unvergeßliche Eindrücke!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.

Der Nebel war in der Tat über sie gekommen; da drang ihnen das Unheimliche ihrer Straße noch tiefer in die Seele. Wo sie jetzt gingen, dauert der Winter neun Monate, und an manchen Stellen liegt der Schnee 20, ja bis 40 Fuß tief. An einigen Orten sind die „Gusseten“ gefährlich: die Schneewirbel und -gestöber; zu andern Zeiten und an andern Stellen drohen die Lauinen. Wenn diese Gefahr am größten ist, unterbleibt am besten jeder Verkehr; muß die Reise aber durchaus geschehen, so müssen die Reisenden ihren Tieren alle Glocken und tönenden Sachen abnehmen und selber im



Hospental.

Von W. H. Bartlett.

Stich von R. Wallis.



Scheideblick.

Zeichnung von Goethe. Vorlage im Goethe-Nationalmuseum.



Gotthard: Hospiz und Quellseen der Reuß (1) und des Tessin (2).
Aus den Tableaux de la Suisse, Paris 1780.

tiefsten Schweigen bei den gefährlichsten Stellen vorbeieilen, weil sehr oft von dem geringsten Schall die überhängenden Schneelasten stürzen. Gewöhnlich kamen jährlich drei oder vier Reisende hier durch Lauinen um.[1])

Endlich wurden im Nebeldunst dunklere Schatten als Gebäude erkennbar: das ersehnte Hospiz. Ein Hund sprang ihnen bellend entgegen. Eine Frau, die als Köchin hier oben diente, trat aus der Tür heraus. Von den beiden Patres, die dies Hospiz versahen, war eben keiner da.

Viele Reisenden fühlten sich betrogen, wenn sie das ersehnte Ziel erreichten, denn der berühmte Gotthardsberg erwies sich als ein — Talkessel, ein rauhes und nacktes Felsental von einer Stunde Länge, das auf allen Seiten von Felsenhörnern umgeben ist: erst von deren Spitzen hätte man die Welt unter sich gehabt. Acht bis zehn kleine Seen belebten diese Einsamkeit ein wenig. Mit um so größerem Dank ruhten die Augen auf den bescheidenen Gebäuden, die Schutz und Gesellschaft versprachen. Rechts am Wege stand das Klösterchen der beiden Kapuziner; links ein schlechtes Spital für Saumtiertreiber und andere gemeine Leute; auch ein Haus, worin Kaufmannswaren einstweilen aufbewahrt werden konnten, war da. Das Klösterchen bestand aus einem niedrigen, steinernen Wohnhause, einem Vorratshause und einer angebauten Kapelle. Die geräumige Stube im Hause war mit Holz getäfelt und aschgrau ausgemalt. An den Wänden sah man Schildereien, die die Tellen- und andere Schweizer Geschichten darstellten.

[1]) J. G. Ebel. Anleitung. Zürich, 1804.

Das Hausgeräte war reinlich, die Küche gut; die Nahrungsmittel kamen aus Italien herauf. Den Reisenden ward für Kost und Herberge nichts abgefordert; sie gaben beim Abschiede, was sie für schicklich hielten.

Als eben die Nacht hereinsank, kam Pater Lorenzo von einer kleinen Reise zurück. Er setzte sich zu seinen Gästen und plauderte mit ihnen; wir wissen nicht, ob in italienischer oder lateinischer Zunge. Nein, einsam werde es ihnen hier gar nicht, versicherte der Mönch; es werde ja soviel Handel über diesen Berg getrieben; davon sehe und erlebe er sein Teilchen. Und er steige auch zuweilen zu den Städten hinunter, seltener nach Luzern, öfter nach Mailand, dem Sitz seiner Oberen, die dies Hospiz vor hundert Jahren gegründet hatten. Die Straße hier bestand übrigens viel, viel länger, seit 1230, wo noch die alten Kaiser gern zwischen Deutschland und Italien hin und her zogen.

Luzern und Mailand: diese Namen erinnerten unsere jungen Freunde wieder an ihre große Frage: Zurück oder weiter ins neue Land?

Am andern Morgen blickten sie sich in der Nachbarschaft um, und Goethe versuchte eines der Hochgebirgsbilder zeichnend festzuhalten. Es war eine Aussicht nach Süden, mit dem Weg, der nach Airolo hinabführt; ganz vorn auf einer Kuppe bildete er sich selbst und Passavant ab. „Scheideblick nach Italien, vom Gotthard, den 22. Juni 1775“ schrieb er unter das Blatt. Also Scheideblick! Er konnte sich nicht entschließen, noch weiter in die Fremde zu ziehen, noch mehr Raum zu setzen zwischen sich und der schönen Lilli in Frankfurt. Sie trat morgen ihr achtzehntes Lebensjahr an:

was hatte sie ihm in diesem neuen Jahre zu geben oder zu nehmen? — — —

Der Rückweg war gemächlicher. Goethe nahm sich nun auch mehr Zeit zum Zeichnen. Der erste Fall der Reuß (zwischen Hospiz und Hospental), das Urner Loch von beiden Seiten, die Teufelsbrücke, der Teufelsstein und Anderes kamen auf das Papier. Auf einer der kleinen Landschaften brachte er auch den Gepäckträger an, der sie auf dieser Wanderung geführt oder begleitet hatte; der Mann hatte ihre Sachen in einem hölzernen Reff, wie es auch die herumziehenden Händler auf ihrem Rücken zu tragen pflegten.


Der Reffträger

Auf dem Vierwaldstätter See ließen sie auch diesmal die Stadt Luzern beiseite; ihr Nachen bog rechts ab in den Küßnachter Arm. Bei Küßnacht suchten die beiden Freunde die aus der Tellsage bekannte hohle Gasse auf; eine alte Kapelle stand dort an der Stelle, wo Tells Pfeil den Landvogt getötet hatte. In jedem Jahre einmal wurde hier eine feierliche Messe gehalten. Rohe Bilder waren hier zu betrachten; zwei Inschriften las man:

Brutus erat nobis, Uro Guillelmus in Arvo
Assertor Patriae, Vindex, Ultorque Tyrannûm.
Hier ist Geßlers Hochmuth von Tell erschossen,
Und der Schwyzer edle Freiheit entsprossen;
Wie lang wird aber solche währen?
Noch lang, wenn wir die Alten wären!

Bald war der Zuger See erreicht; auch das angenehme Städtchen Zug lernten sie an diesem Tage noch kennen.

Über den Albisrücken führte eine Fahrstraße. Oben ward eine jener Hochwachten unterhalten, von denen



Julius Heinrich v. Lindau

aus die Schweizer sich Flammenzeichen gaben und in kürzester Frist ihren Landsturm gegen eindringende Feinde aufbieten konnten. Hier lebte jetzt in einem Wachhause wie ein Einsiedler jener Baron v. Lindau, den wir unter Lavaters Freunden bemerkten. Goethe und Passavant traten zu ihm ein und schilderten ihm ihre Reise. Die Aussicht hier oben war noch einmal eine der weitesten, wie es ja bei Hochwachten sein mußte.

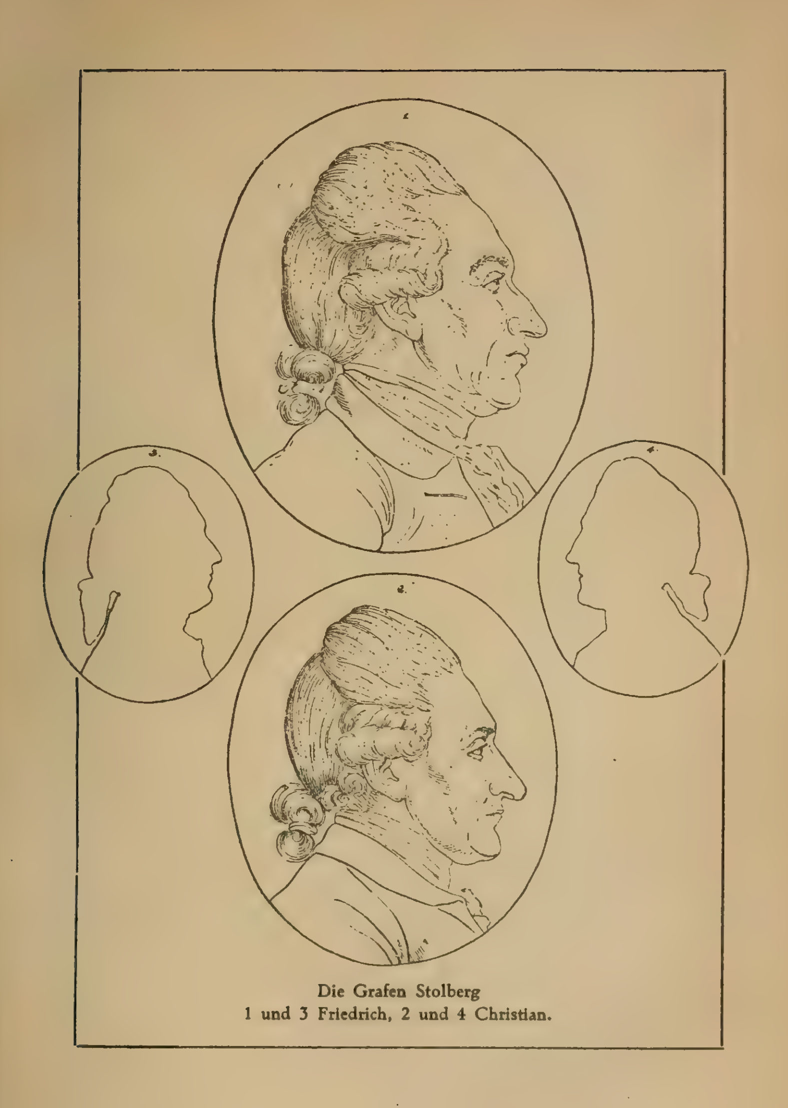
Hinunter nach Zürich ging es dann durch fruchtreiche Felder und Wiesen, die von üppigen Hecken eingeschlossen waren. Nun lagen die sagenhaften „kleinen Kantone“ hinter ihnen; sie wanderten wieder im großen, stadtbeherrschten Züribiet. Viele große Kirschbäume waren jetzt reich beladen. Die schönsten Landhäuser kündeten von beneidenswerter Wohlhabenheit. Und um den ganzen See gaben sich die freundlichen Dörfer durch ihre zerstreuten Häuser gleichsam die Hände.

ꝏ

Am 25sten Juni mögen Goethe und Passavant von ihrer raschen Bergfahrt zurückgekommen sein.

Am folgenden Tage wohnten sie mit den drei Edelleuten einer Sitzung der ‚Physikalischen Gesellschaft‘ bei, weil Lavater dort einen Vortrag hielt. Überschrieben hatte er ihn: ‚Vermischte physiognomische Beobachtungen, Fragen und Grundsätze.‘

Diese neue Wissenschaft gab ihnen auch sonst viel zu reden. Am lebenden Menschen hatte bisher Lavater seine Studien immer nur im Fluge oder verstohlen getrieben; es kam zwar oft vor, daß ihn Jemand aufforderte, seine Züge zu deuten: jedesmal aber weigerte er sich standhaft, und selbst der Kaiser Joseph bekam von ihm weder Schmeichelhaftes noch Verdrießliches zu hören. Bei Bildern dagegen ging er frei aus sich heraus, weil Bilder verzeichnet oder sonst irreführend sein können: hier deutet man das Bild, nicht den Menschen. Jetzt machte er mit den beiden Grafen Stolberg einmal eine Ausnahme; sie



Die Grafen Stolberg
1 und 3 Friedrich, 2 und 4 Christian.

saßen ihm förmlich, wie man einem Bildnismaler stundenlang sitzt. Er fertigte dann Aufsätze über Beide an und beschrieb alle Einzelheiten: Blick, Oberlippe, Nase, Augenlider usw. Und aus der Beschreibung floß die Deutung, aber freilich nahm Lavater seine zutreffende und fast weissagende Wesensschilderung dieser Jünglinge nicht bloß aus Linien und Farben, sondern auch aus Allem, was er über sie von Goethe gehört und was er selber mit ihnen bereits erlebt hatte.

Diese deutschen Reichsgrafen waren sehr merkwürdig durch die Echtheit ihrer Naturliebe und die Echtheit ihrer Freiheitsliebe. Zwischen Schaffhausen und Zürich hatte Friedrich schöne Verse geschrieben, die sein Entzücken an der neuen Landschaft hervorrief:

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!
Lenke mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband!

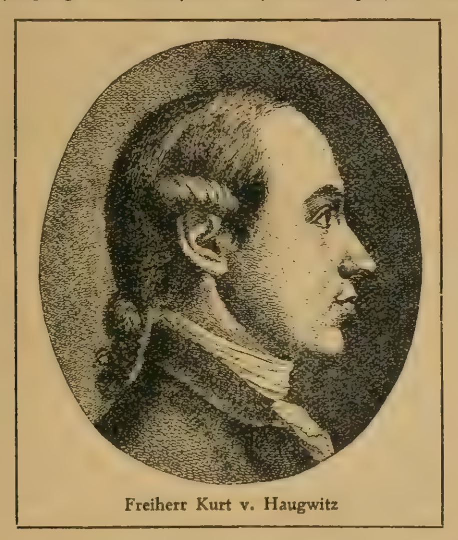
Wenn ich dann ermüdet bin
Sink' ich dir am Busen hin,
Atme reine Himmelsluft,
Hangend an der Mutter Brust.

O wie wohl ist mir bei dir!
Will dich lieben für und für!
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

Auf demselben Wege begab er sich mit Bauern ins Gespräch und fing an, zu ihnen von der schweizerischen Freiheit zu reden. „Kinder," fragte er, „wenn Einer käme und euch um eure Freiheit bringen wollte,

würdet ihr so brav sein wie eure Väter?“ Und seine Augen leuchteten, als sie alle „Ja! Ja!“ schrien und als ein Alter, seine Axt erhebend, mit herzlicher Stimme ausrief: „Mit dieser Axt schlüg' ich ihn tot!“

Gar wohl fühlten sich jetzt die Brüder in ihrem Bauernhause am See. Um der Natur noch näher zu sein, saß Fritz am liebsten auf einer Höhe, wo er im



Freiherr Kurt v. Haugwitz

Gebüsch eine Höhle gefunden hatte, und las im Homer oder im Ossian, wenn er nicht träumend über den blauen Spiegel des Sees und die lachenden Ufer die Augen schweifen ließ. Sein Bruder und Haugwitz hatten sich ähnliche Plätzchen erwählt. „Wenn Jemand uns besucht,“ erzählte Fritz einer seiner Schwestern, „muß er aus dem Hause laut schreien; dann laufen wir aus den Höhlen und spähen. Ist es ein Freund,

so wird er herzlich bewillkommnet und soll mit Milch und Früchten bewirtet werden. Käme ein Menschengesicht, so kröchen wir in unsere Höhlen, welche Menschengesichtern unersteiglich sind."

Die Schweizer mochten diese vornehmen Schwärmer ganz gut leiden; es kam aber auch vor, daß man sich gegenseitig mißverstand. Zum Beispiel badeten die Stolberge im See oder in irgendeinem lockenden Bergwasser, wie sie daheim als Klopstocks Schüler an der dänischen und holsteinischen Küste getan. Schwimmen konnten sie nicht, wie auch Goethe es nicht konnte; um so mehr Lärm machten sie an ihren seichteren Wasserplätzen, so daß man weithin auf die nackten Männer aufmerksam wurde. Mit der Freiheit ist es aber ein eigen Ding: vielleicht hat man ihrer in allen Ländern gleichviel, nur zeigt sie sich in anderen Gestalten. Die Zürcher waren politisch frei; um so enger lebten sie in alten Vorurteilen und Sittenzwang. Sie ergrimmten also über die schamlosen Fremdlinge, die nackt im Wasser patschten und schrien; sie entrüsteten sich gegen ihren Landsmann Lavater, der schon vorher Manchem nicht gefallen hatte: wie konnte er mit solchen unerzogenen und verwilderten Menschen als Freund umgehen? Es wurden mehrere Geschichten von unanständigen Scherzen und frechem Mutwillen dieser Gäste erzählt. Unter Anderem ward berichtet, daß Lavater sie einmal im See badend angetroffen habe, als er sie besuchen wollte; er habe sich dann ans Ufer gesetzt und mit ihnen geplaudert. Unterdessen waren Bauern auf die nackten Kerle aufmerksam geworden und eilten herbei, sie mit Steinwürfen

zu vertreiben. Als sie aber auch einen Priester am Ufer erblickten, hielten sie inne und redeten untereinander: die Menschen im Wasser möchten wohl Wiedertäufer sein und der Priester spreche auf sie ein, um sie zu bekehren.

In summa aber fühlten sich die Grafen hier sehr glücklich. „Dem, der Freiheit empfindet," schrieb Friedrich am 27sten Juni, „ist die Schweiz so heilig als Dem, welcher die Natur fühlt. Die physische und moralische Natur sind hier gleich schön und gehen Hand in Hand." Als er damals mit nach Einsiedeln gewesen war, hatte er es als ein Glück genossen, daß er einen der kleinen Kantone betreten, „die noch ganz unumschränkt frei sind," während in Zürich ja die Landleute unter den Gesetzen und Vögten der Stadtbürger standen. Das Bauernland Schwyz war ihm ein Muster, wie wir Deutschen alle leben sollten.

Alles wird auf den Landgemeinden entschieden, da Jeder, der über zwanzig Jahre alt ist, seine Stimme hat. Abgaben ist ihnen ein ganz unbekanntes Wort. Sie leben patriarchalisch, meist von Viehzucht. Bei ihnen sind die Sitten noch in ihrer alten Reinheit, und die Greise sehen so ehrwürdig aus mit ihren langen weißen Haaren und Bärten, daß man sich ganz in die Zeiten hineindenkt, wo wir noch so glücklich waren, von ihnen gerichtet zu werden.

Wann war Das gewesen? Für die Niedersachsen, zu denen die Stolberge sich rechneten, bis zu jenem dreißigjährigen Kriege, in dem der Franke Karl der Große die freien Sachsen unter sein Joch zwang, also bis zum Blutbad bei Verden im Jahre 782. Hatte es Sinn, über dies Verbrechen jetzt noch zu reden? Ja, denn die Deutschen mußten wieder freie Männer

werden! Der junge Fritz Stolberg glaubte an einen baldigen ungeheuren Freiheitskampf, und den Tyrannen, der dann gestürzt werden mußte, nannte er mit dem alten gehaßten Namen Karl. Er und sein Bruder würden ihr Leben daran setzen, wenn das große Aufraffen zur Rache und Befreiung kam:

Da sprengten hervor
Auf schäumenden Rossen
Zween Jünglinge, Stolberg ihr Name;
Reisige hinter ihnen her.

Schon sah er auch seinen und seines Bruders herrlichen Heldentod wie ein Geschehenes:

Stolberg fochten und sanken dahin
Den schönen Tod,
Den blutigen Tod,
Den Freiheitstod.
Keine feige Klag' erschall'
Bei der Helden frühem Fall!

Denn auch die Zwingherren werden nun in den Tod getrieben: in einer großen Schlacht an einem großen Strome. Der begeisterte Stolberg redete diesen Strom an:

Bebend und bleich,
Wehend das Haar
Stürzte der Tyrannen Flucht
Sich in deine wilden Wellen!
In die Felsen-wälzenden Wellen
Stürzten sich die Freien nach:
Sanfter wallten deine Wellen!
Der Tyrannen Rosse Blut,
Der Tyrannen Knechte Blut,
Der Tyrannen Blut

Der Tyrannen Blut
Färbte deine blauen Wellen,
Deine Felsen-wälzenden Wellen.

Hier und jetzt, über dem heiteren Zürichsee, schrieb nach dem Gesetze des Gegensatzes der junge Mann das große aufgeregte Gedicht, das er einen ‚Freiheitssang aus dem zwanzigsten Jahrhundert‘ nannte, und in der Stadt unten ließ er es drucken, nicht für die Buchhändler, nur für Freunde, für Vorläufer jener Zeit der herrlichen deutschen Erhebung.

Oft mögen Goethe und Lavater den Kopf geschüttelt haben, wenn Friedrich so in Wärme geriet. Sie beide waren in Republiken groß geworden; sie wußten, wie wenig Bürgschaft die republikanische Staatsform für Freiheit und Fortschritt bietet. Lavater war von jung auf ein echter Patriot; Goethe hatte sich um vaterstädtische oder allgemeine deutsche Angelegenheiten kaum gekümmert. Beiden aber lagen die allen Menschen gemeinsamen Nöte und Bedürfnisse, zumal auch die religiösen, viel mehr am Herzen.

Von Goethes und Lavaters neuen Arbeiten wurde auch viel geredet. „Wir werden Goethe sehr vermissen“ klagte Fritz Stolberg schon am 20sten Juni. Wenn sie ihn nicht mehr bei sich hätten, so seien sie mit Haugwitz nur noch ein Dreiviertel, kein Ganzes mehr. „Er hat uns viele Manuskripte gelesen, welche alle würdige Brüder des ‚Götz v. Berlichingen‘ sind.“ — „Lavaters Physiognomik“ fügte er hinzu, „wird die Weisen der Zeit beschämen. Unendlich viel Tiefe, Scharfsinn und jugement ist in dem Buch.“

Was Goethe jetzt und seit einem Jahre für dies

große physiognomische Werk tat, war der schönste brüderliche Dienst; auch liebten ihn Lavater und sein Wibele als einen Bruder, wie er es verdiente. Einmal gingen die beiden Freunde zusammen nach Oberried; dort hatte Lavater beim alten Pfarrer Däniker ein Zimmerchen, worin er ungestört arbeiten konnte, was ihm in der Stadt nie vergönnt war; den hübschen Namen „Kindbettstube" legte er dieser Zuflucht bei. Es war in jener Zeit Sitte, daß die Gäste sich bei ihren Freunden und auch wohl in den Gasthöfen durch Inschriften an den Wänden und Fenstern verewigten; Lavater zumal ließ in jedem Zimmer, wo er schlief, ein frommes Sprüchlein zurück, weil es doch einem Nachfolgenden zum Segen werden könnte. Hier im Pfarrhause über dem See schrieb nun Goethe einen beständigen Gruß für Lavater an die Wand:

Bist du hier,
Bin ich dir
Immer gegenwärtig.
Machst du hier,
Machst du mir
Deine Werke fertig.

„Du arbeitest für mich vor allen Andern, und ich für dich:" Das war ihr Bündnis. Und Jeder setzte auf den Andern für die kommenden Jahre die größten Hoffnungen.

Mit Lavaters Nächsten blieb Goethe vertraulich, und zumal Barbara Schultheß, die Strenge und „Immergleiche", schloß ihn in ihr Herz. Auch jener Herr v. Lindau faßte das größte Zutrauen zu ihm. Christoph Kayser aber schrieb an seine Schwester, sie dürfe es ruhig

wagen, den Goethe anzureden, wenn er wieder in Frankfurt zurück sein werde. „Es ist ein Gott, aber er ist noch ein besserer Mensch.“

Nicht so gut aber wollte es sich mit den großen und kleinen Zürcher Gelehrten schicken. Für seine fünfundzwanzig Jahre war Goethe schon ein sehr zurückhaltender, schweigsamer und stolzer Mann: man konnte sich gar nicht vorstellen, daß so warmblütige Schriften von diesem kalten und steifen jungen Herrn Doktor ausgegangen seien. Schon vor einem Jahre, als Lavater in Frankfurt war, hatte Goethe einmal erklärt: „Sobald man in Gesellschaft geht, schließt man sein Herz zu, nimmt den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche; Die, welche ihn stecken lassen, Das sind Dummköpfe.“ Danach handelte er jetzt. Er besuchte den alten Bodmer noch einmal, war artig genug, ging aber nicht aus sich heraus; er sprach wohl über Homer oder Klopstock, aber nichts über die literarischen Kämpfe der Gegenwart oder über sich selbst oder über die Werke des alten Dichters, der vor ihm saß. Und anderwärts war er erst recht stolz und ablehnend: die Gelehrten fühlten sich also mißachtet. „Goethe hat hier keine Freunde“ urteilte Bodmer, als der junge Mann eben abreiste: „er ist zu hoch und entscheidend.“ Und der Chorherr Johannes Tobler machte, als er abgereist war, ein Gedicht hinter ihm her:

Wie wunderbar die Herren Genien sind!
Herr Goethe kam nach Zürich,
Spricht ein bei seinem Lavater,
Find't Buch und Tisch beim Waldreis wohl bestellt,
Geht 'paar mal aus, sieht mit dem Adlerblick,

Der auf den ersten Augenblick
Charakter, Kopf und Herz aufs Härchen kennt,
Die Zürcher Herrn Gelehrten;
Verreist alsdann und spricht zu sich:
„Ich kenn' sie jetzt.
Ei, ei, die Herren Geßner, Bodmer, Breitinger,
Steinbrüchel Kompanie,
Das Völkchen Zürcher, he
Ist Das so ganz was Herrliches?
Die kenn' ich mehr als g'nug!"
— Und war verreist.

„Und ist er wirklich wieder weg?"
So fragten die gelehrten Herrn in Zürich.
„Was Das auch heißt!
Das heiß' ich auch gereist!
Dem war bei uns gar Niemand gut genug!
Auch steht der Übermut ihm an der Stirn geschrieben
Indeß ist's zu erraten,
Warum er hier im Waldreis steckenblieb:
Ihn ließ der herrliche Lavater nicht!
Der fürchtet, wo jetzt ein Fremder uns suchte,
Dem würden, ging er umher, die Augen geöffnet."

Ei, ei! Getroffen aufs Haar!
Gesehn, wie Goethe sah: ohn' erst die Augen zu brauchen

Am 5ten Juli traten die Edelleute ihre große Bergfahrt an; am folgenden oder dem zweitfolgenden Tage wandte sich Goethe heimwärts. Auf schweizerischem Boden ging die Reise noch über Baden und Brugg nach Basel. Als die dortigen Sehenswürdigkeiten nannte man wohl das Münster, die große Rheinbrücke und die Uhren, die sämtlich eine Stunde vor den Uhren der übrigen Welt vorgingen. Namentlich aber auch die Gemälde Holbeins; sie befanden sich in verschiedenen



Basel: Münster und Rheinbrücke (Galerie agréable)

Gebäuden, besonders in dem ‚Zur Muggen' genannten Hause, das außer einer öffentlichen Büchersammlung, außer Münzen- und Naturalienausstellung auch ein Malerkabinett enthielt. Jetzt lebte in dieser Stadt ein berühmter Kupferstecher, den die Fremden aufzusuchen pflegten, Christian v. Mechel; er besaß eine Kunstsammlung und Kunsthandlung.

Goethe verfehlte nicht, dem Ratsschreiber Isaak Iselin einen Gruß Lavaters zu bringen. Iselin, ein echter Menschenfreund, war weithin durch seine ‚Geschichte der Menschheit' und seine ‚Vermischten philosophischen Schriften' bekannt; er vertrat darin die freundliche Lehre einer beständigen Entwicklung unserer Gattung zum Besseren. Er hatte Goethes Schriften gelesen und das Genie darin empfunden; er schüttelte aber den Kopf dazu und fragte: Was soll Das werden? Wie Goethe und Lavater Freunde sein konnten, begriff auch er nicht; nur da sie auf verschiedenen Feldern sich auszeichneten, war es einigermaßen verständlich, daß sie nicht gegeneinander prallten. Im persönlichen Umgang gefiel ihm Goethe an den zwei Tagen, wo er in Basel war, nämlich am 8ten und 9ten Juli, recht gut. Ja, er fand etwas Bezauberndes an dem jungen Manne.

Alles, was er sagt, trägt das Gepräge des Genies ... Indessen bin ich nicht zufrieden von dem ganzen Gebrauch, den er von seinen Gaben macht. Ich glaube, daß die Begierde, sich auszuzeichnen, sein erster Antrieb ist, und weil ihm Andere bereits voraus sind auf der Straße, die zum Guten und Vollkommenen führt, so hat er einen der hunderttausend Umwege des Paradoxen eingeschlagen, wo ihm eine Menge Narren folgen wird .

So schrieb Iselin (auf französisch) an seinen Freund Frey, der als Obristleutnant in französischen Diensten stand, und ebenso bedenklich urteilte er gegen den Zürcher Staatsschreiber Salomon Hirzel über Goethe:

Er wird indessen eine neue Bahn öffnen. Es wird nun eine Zeit lang in Deutschland Alles sich bestreben, Tätigkeit zu spielen, Stärke zu zeigen. Wer die größten Kräfte beweisen wird, wird der Größte sein. Und sich auf dieser Bahn bemerken zu machen, scheint Goethes vornehmste Absicht zu sein. Auch ist Niemand, der mehr imstande wäre, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Von Dem, was hinter uns her geurteilt wird, läßt ein gütiger Gott uns nur den allerkleinsten Teil vor Augen und Ohren kommen. Goethe war aber auch der Letzte, solchem Gerede nachzuforschen.

Auf der weiteren Fahrt verweilte der Reisende vielleicht wieder in Emmendingen bei der Schwester, denn wir finden ihn erst am 12ten Juli in Straßburg, wo sich Lenz wiederum an ihn hing, um neue „Göttertage" zu erleben. Auch Goethe mochte den eigenartigen Menschen immer besser leiden. „Er wälzt sein Tönnchen mit viel Innigkeit und Treue!"

Bei seinem vorigen Aufenthalte war Goethe dem Münster ausgewichen; diesmal aber wollte er sich selbst erproben und erfahren, ob seine frühere Begeisterung für dies Bauwerk und den Meister Erwin echt und dauerhaft gewesen sei. Und siehe, die Wirkung war noch die gleiche!

Gott sei Dank, daß ich bin, wie ich war! Noch immer so kräftig gerührt von dem Großen. Und, o Wonne, noch einziger, ausschließender gerührt von dem Wahren . . .

Bis zum Gebet wurde er jetzt gestimmt; zum Gebet an diesen gotischen Dom!

Du bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt! Vor dir, wie vor dem Schaum-stürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, sowie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees, und deiner Wolkenfelsen und wüsten Täler, grauer Gotthard, so wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung wird in der Seele rege, was auch Schöpfungskraft in ihr ist. In Dichtung stammelt sie über; in krützelnden Strichen wühlt sie auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden, ewiges Leben; umfassendes, unauslöschliches Gefühl Deß, das da ist und da war und da sein wird.

Er stieg langsam den Turm hinauf, langsam und allein. Dem „Lenzchen" hatte er aufgetragen, ihm nachher zu folgen. Es war früh am 13ten Juli. Auf der ersten Rast fing er an zu schreiben.

Mög' es Euch wohl sein, meine Freunde, wie mir in der Luft, die mir über alle Dächer der verzerrten Stadt morgendlich auf diesem Umgange entgegen weht!

Er klomm weiter bis zu einer zweiten Station.

Höher in der Luft. Hinabschauend. Schon überschauend die herrliche Ebene, vaterlandwärts, liebwärts. Und doch voll bleibenden Gefühls des gegenwärtigen Augenblicks.

Er gedachte jener ersten Ergießung, die er gedruckt in die Welt hinausgesandt hatte.

Ich schrieb ehemals ein Blatt verhüllter Innigkeit, das Wenige lasen, buchstabenweise nicht verstanden und worin gute Seelen nur Funken wehen sahen Deß, was sie, unaus-

sprechlich und unausgesprochen, glücklich macht. Wunderlich war's, von einem Gebäude geheimnisvoll reden, Tatsachen in Rätsel hüllen und von Maßverhältnissen poetisch lallen! Und doch geht mir's jetzt nicht besser . . .

Dann auf der dritten Station:

Hätt' ich euch bei mir, schöpfungsvolle Künstler, gefühlvolle Kenner, deren ich auf meinen kleinen Wanderungen so viele fand! Und auch euch, die ich nicht fand und die sind! Wenn euch dies Blatt erreichen wird, laßt es euch Stärkung sein gegen das flache, unermüdete Anspülen unbedeutender Mittelmäßigkeit! Und solltet ihr an diesen Platz kommen, gedenkt mein in Liebe!

Tausend Menschen ist die Welt ein Raritätenkasten: die Bilder gaukeln vorüber und verschwinden; die Eindrücke bleiben flach und einzeln in der Seele. Darum lassen sie sich so leicht durch fremdes Urteil leiten; sie sind willig, die Eindrücke anders ordnen, verschieben und ihren Wert auf und ab bestimmen zu lassen . . .

Hier wurde er von Lenz unterbrochen, der unter ihm die steile Treppe heraufstapfte. Den weiteren Weg zur Plattform machten sie nun zusammen, öfters verweilend, indem sie über das Bauwerk und die Grundfragen der Kunst ihre Meinungen tauschten. Was ist eigentlich die Schöpfungskraft des bildenden Künstlers? Das war eine der Fragen. Sie antworteten: ein eingeborenes, zeitweilig aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maße und des Gehörigen. Nur durch diese wird ein selbständiges Werk hervorgetrieben, ganz wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft.

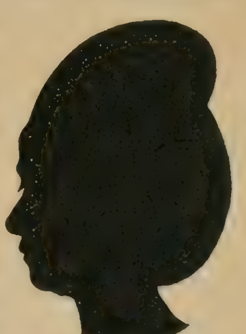
Zufällig traf jetzt auch ein Freund Goethes in Straßburg ein, den er noch nie gesehen hatte, mit dem er sich aber schon nahe verbunden fühlte: der großbritannische Leibarzt Johann Georg Zimmermann aus Hannover, seiner Herkunft nach ein Schweizer, in der Sprache so gut Franzose wie Deutscher, ein eleganter



Johann Georg Zimmermann

und freundlicher Mann, mit seinen 47 Jahren eben noch die Mitte zwischen Jugend und Alter haltend. Als Arzt hatte er einen ausgebreiteten Ruhm; er war nämlich der größte Menschen- und Seelenkenner und wirkte deshalb auf die Kranken vornehmlich seelisch, wodurch er in jener hypochondrischen und hysterischen Zeit manches Wunder herbeiführte. Namentlich hingen ihm die Vornehmen an, bis zu den höchsten Fürsten

hinauf; er verstand es auch sehr gut, gerade mit ihnen umzugehen, und war ein entschiedener Aristokrat geworden. Man kannte ihn ferner als einen geistreich philosophierenden Schriftsteller; seine Werke über den Nationalstolz und die Einsamkeit wurden viel gelesen. Sehr zahlreich waren auch seine Verbindungen mit geistig hervorragenden Zeitgenossen. An Goethes Persönlichkeit nahm er schon längst großen Anteil; in brieflichen Verkehr waren die Beiden als nächste Freunde Lavaters und vorzüglichste Mitarbeiter bei seinen physiognomischen Studien getreten. Zimmermann reiste jetzt in die Schweiz; er hatte eine Menge Schattenrisse und andere Bilder bei sich, die er dem Freunde bringen wollte. Nun zeigte er Goethen seinen Bilderschatz und ließ den jungen Mann seine Deutungskunst daran erproben. Zugleich plauderten sie über die dargestellten Menschen, und Zimmermann erzählte viel aus seiner reichen Kenntnis der vornehmen Welt. So kam er denn auch auf die Baronin v. Stein in Weimar zu sprechen, deren Schattenriß unter den übrigen lag; er hatte sie zwei Sommer im Pyrmonter Bade gesehen und stand mit ihr, wie mit Unzähligen, im Briefwechsel. In diesen Briefen war auch vom ‚Werther' und Goethe öfters die Rede gewesen; nun machte Zimmermann den jungen Dichter auf diese schöne, feine Dame aufmerksam, die seine Werke so sehr liebte. Der künftige Herzog hatte den jungen Dichter bereits zu einem Besuche in Weimar



Charlotte v. Stein

eingeladen; dort müsse er die Baronin v. Stein als seine Freundin betrachten, versicherte ihm Zimmermann; ihren Mann kannte er ja auch schon. Das Schattenriß-Bild der Dame sagte Goethen sehr zu. „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt" schrieb er darunter. „Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck."

Zimmermann war bei aller Weltkenntnis und allem Scharfblick ein arger Übertreiber, und wie er seine Briefe gewöhnlich französisch schrieb, so schmeichelte er auch ganz in der französischen Art. Als er der Frau v. Stein über seine Zusammenkunft mit Goethe berichtete, versicherte er:

Er wird Sie in Weimar sicherlich bald besuchen. Erinnern Sie sich dann, daß Alles, was ich ihm von Ihnen in Straßburg gesagt habe, ihm drei Tage lang den Schlaf benommen hat.

Das war wirklich sehr zimmermannisch gesprochen! Wenn er „hundert" sagen wollte, kam allemal „tausend" heraus. Es gehörte gerade zu Goethes Vorteilen, daß ihm nie ein Erlebnis den Schlaf raubte, mochte es auch sehr viel wichtiger sein als das Plaudern über eine verheiratete Dame, die er vielleicht kennen lernen würde. Und wollte er wirklich auf seinem nächtlichen Lager ein freundliches Bild sich ausmalen, so war doch wohl die siebzehnjährige Lilli die Nächste dazu.

~

Auch an Riekchen Brion mußte er jetzt wohl denken; Lenz und Andere wußten von ihr und ihren Leuten zu

erzählen, und recht nahe bei ihrem Dorfe fuhr er auch vorbei, als er am 18ten oder 19ten Juli weiter reiste. Auf der alten Rheinstraße zunächst nach Speyer, wo er den Domherrn v. Hohenfeld, den er von Koblenz und La Roches her kannte, nicht zu Hause traf. Dann über den Rhein nach Heidelberg und Darmstadt. Hier hatte er dem bewährten Freunde Merck Bericht zu erstatten; er fand aber auch Herder und seine Herderin wieder, die zu Besuche da gewesen waren und eben wieder abreisten. Mit ihnen legte er das letzte Stück seiner Fahrt zurück.

Diesmal verstanden sie sich gut. Herder war nicht mehr ganz so bissig und kratzend. Sie plauderten über Nicolai, Hamann, Merck, Lavater, die Schultheß und viele andere Leute. „Sie ehrt er sehr“ berichtete Herder nachher an Hamann. „Sie glauben nicht, wie er Alles aufhascht, was Sie betrifft, und ist überhaupt mit seinen Schriften nur Komödiant, in seinem Leben wilder Mensch und Zeichner und guter Junge.“

„Komödiant“ und „wilder Mensch“ — was meinten diese Worte? An Goethes bisherigen Schriften war allerdings ihre Verschiedenartigkeit am auffälligsten; er stellte nicht einen Dichter, sondern gleich ein halbes Dutzend vor. Etwa so wie Ekhof bald Helden und Könige, bald Bürger und Bauern und dazwischen auch Tölpel und Hanswurste spielte. Die in Goethes Dichtungen ausgesprochenen Gefühle und Gesinnungen waren also großenteils anempfunden oder doch stark übertrieben. Solche Übertreibung ist wiederum ein Hauptgeschäft der Schauspieler; um recht deutlich zu sein, um tiefe Wirkungen zu erzielen, gehen sie im

Ausdruck der Stimmungen und Eigenschaften noch weit über ihre Textbücher hinaus. Wenn nun also auch die Dichter sehr stark auftragen, so gleichen sie den Komödianten. Goethes Sprache war lebhafter, kühner, leidenschaftlicher als die bisher auf dem Papier gewohnte; im Übrigen dachte Herder vielleicht mehr an Goethes Mitläufer Lenz und Klinger, die in der Tat ihre Wiedergabe der Natur bis zum Zerrbild trieben und sich in der Wildheit gar nicht genug tun konnten. Diese jungen Genies, und Goethe mit ihnen, hatten zum Grundsatz, die Welt durch das Erleben zu erkennen und sich zuzueignen; sie suchten Etwas in starken Empfindungen und Leidenschaften, verlangten beständig nach ungewöhnlichen Graden der Schmerzen und Seligkeiten. Goethe hielt zwar unter Fremden und Mißgünstigen sehr an sich; unter Freunden fiel um so mehr sein heftiger Ausdruck der Gefühle auf. Er sprach mit allen Teilen des Körpers; er schrie und fluchte, knirschte mit den Zähnen und stampfte mit den Füßen,[1]) und manchmal war der Weg von höchster Lustigkeit zu tiefem Kummer nur kurz. „Wie oft sah ich ihn schmelzend und wütend in einer Viertelstunde!“ meinte Fritz Stolberg, als er an die Schweizer Reise dachte, und da von Goethes Trotz und Grimm die Rede war: „Und doch kann er so weich sein, ist so liebend, läßt sich in guten Stunden leiten am seidenen Faden.“ Herder selbst aber hatte ja schon

[1]) Als die La Roche ihre jüngere Tochter an ein Untier von Mann verheiratet hatte (im Frühjahr 1779), meinte Goethes Mutter, nun würde ihr Sohn gewiß „nach seiner sonst löblichen Gewohnheit mit den Zähnen knirschen und ganz gottlos fluchen.“

früher gespottet, daß es Goethes Art sei, „bei einem kleinen Vorfall sehr laut zu krähen.“ Selbst wenn der liebendste Freund über Goethe eine Schilderung gab, so mußte er diese Gegensätze in seinem Wesen betonen, die an einen Komödianten erinnerten, der sich in verschiedenen Rollen verschieden gibt. „Goethe ist der liebenswürdigste, zutraulichste, herzigste Mensch“ versicherte Lavater, nämlich „bei Menschen ohne Prätension.“ Dagegen „der zermalmendste Herkules aller Prätension.“ Und dann hob er Goethes Anpassungsfähigkeit hervor:

Ich hab' ihn neben Basedow und Hasenkamp, bei Herrnhutern und Mystikern, bei Weibchens und Männinnen, bei Kleinjoggen und Boßhard — zwei unendlich verschiedene Himmelsprodukte unseres Landes — allenthalben denselben edlen, Alles durchschauenden, duldenden Mann gesehen.

Sechstes Kapitel

Lilli

August bis November 1775

„Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist!" Damit wollte Goethe sagen, daß er nun einen Zufluchtsort wisse. Wenn er es im Vaterhause und der Vaterstadt nicht mehr aushalten könnte, so würde Lavater ihm gern ein Obdach bereiten. In Zürich konnte er bald so viele gute Freunde haben wie in Frankfurt: Bäbe Schultheß für die Fahlmer, Kayser für Klinger, dazu Pfenninger, v. Lindau, Heß und Andere.

Oder war sein Heil in der entgegengesetzten Himmelsrichtung zu finden? In Holstein und Dänemark, bei den Stolbergen und ihren Schwestern? An Gustchen Stolberg richtete er gar gern sein Glauben und Hoffen. „Wenn mir's so recht weh ist, kehr' ich mich nach Norden, wo sie dahinten ist, zweihundert Meil' von mir, meine geliebte Schwester." Das schrieb er ihr am 25sten Juli, und weiter:

Gestern Abend, Engel, hatt' ich so viel Sehnen, zu Ihren Füßen zu liegen, Ihre Hände zu halten, und schlief drüber ein, und heute früh ist wieder frisch mit dem Morgen ... Ich muß noch viel herumgetrieben werden, und dann einen Augenblick an Ihrem Herzen! Das ist immer so mein Traum, meine Aussicht durch viele Leiden. Ich habe mich so oft am

weiblichen Geschlecht betrogen! O Gustchen, wenn ich nur einen Blick in Ihr Auge tun könnte!

Aber auch zum Himmel hinauf blickte er, ob ihm von dort eine Hilfe komme, die die Erde im Süden und Norden nicht bieten kann. Er fühlte sich nach den Wochen bei Lavater viel frömmer als seit Jahren; er wollte seine „Lust an dem Herrn" haben und ihm „Psalmen singen." Er wollte ihm auch entgegen gehen im rechten Lebenswandel, und dabei schwärmte er nicht, sondern dachte an ganz bestimmte Dinge. Der Tonfall des Kirchenliedes „O Vater der Barmherzigkeit" [1]) saß ihm im Kopfe, wenn er in Versen zu Gott betete und ihm seine innersten Vorsätze aussprach. Sein Vater der Barmherzigkeit war der Gott der Wahrheit, der Reinheit und Liebe.

O Vater alles wahren Sinns
Und des gesunden Lebens,
Du Geber köstlichen Gewinns,
Du Fördrer treuen Strebens!
Sprich in mein Herz dein leises Wort!
Bewahre mich so fort und fort
Für Heuchlern und für Huren!

Oft aber auch ward seine Stimmung weicher und näherte sich dem Verzagen.

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden!
Ach, diese lange, tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!

Doch diese Qual, war sie ihm von den oberen Mächten auferlegt oder sein eigenes Werk? Sie konnte

---

[1]) Es ist wohl dieselbe schöne Melodie, die wir vom Liede „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir" kennen.

ja auch aus verkehrten Meinungen und falschen Grundsätzen entfließen. Noch immer verschmähte er, was andere Menschen seines Alters als ihr Glück erstreben: die Festsetzung im Beruf und Ehestande, die Fortpflanzung in Kindern, die Freude an solchen heranwachsenden Kindern, am zunehmenden Vermögen, am schmeichelhaften Ansehn unter den Leuten. Dagegen dürstete er immer noch nach dem starken Erleben, wozu nun einmal die Leiden gehören, wie der Winter zum Sommer. Er mußte also seinen Gott nicht um eitel Sonnenschein bitten, sondern um die nötige Ausdauer und den wahren heilgen Geist in solchem schmerzlichen und seligen Erleben.

Dies wird die letzte Trän' nicht sein,
Die glühend Herz auf quillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

O laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen,
Und möcht' der Schmerz auch also fort
Durch Nerv' und Adern wühlen!

Als er aus der Schweiz zurückkam, war Dr. Jung wieder in Frankfurt und bei seinen Eltern zu Tische. Diesmal auf acht Wochen. Er wollte sich noch einmal um die Augen des Herrn v. Lersner bemühen; Das war freilich nur ein Beweis guten Willens. Er operierte andere Blinde, mit und ohne Erfolg. In seinen freien Stunden las Jung einen Roman von Friedrich Nicolai: ‚Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus

Nothanker' und ärgerte sich sehr an dessen schiefer Darstellung und unbedachter Verspottung der orthodoxen und pietistischen Frömmigkeit. In der Erregung schrieb er eine heftige Entgegnung und ließ sie sogleich hier bei Goethes Drucker drucken; er nannte sie die ‚Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister, den Verfasser des Sebald Nothanker'. Er sprach also auch mit Goethe diese religiösen Fragen durch; und wer die Schrift beachtete, dachte auch an Goethe: so geriet Dieser wieder einmal vor der Welt in den Schein, daß er auf Seiten der Frommen stehe und nur darauf denke, der Partei der Aufklärung und gesunden Vernunft Abbruch zu tun. Bald wurde es denn auch dem Parteiführer Nicolai zugetragen, kein Anderer als Goethe habe den Dr. Jung zu der Herausgabe des erbärmlichen Dinges veranlaßt und, so ward ihm weiter berichtet: da Jung einige Schimpfworte hätte ausstreichen wollen, habe Goethe erklärt: er wolle ihn schon in Schutz nehmen, wenn er deswegen angegriffen werden sollte.

Goethe unterhielt sich mit Jung aber auch über dessen Angst und Qual in seinem Berufe. Gott hatte ihn zum Arzt gemacht, aber Jung strebte jetzt trotz seiner Gottergebenheit nach einer ihm noch unbekannten neuen Verwendung seiner Kräfte. Aus andern Gründen war Goethe mit seiner Lebensstellung unzufrieden. Seine Anwaltsgeschäfte waren ihm zu kläglich und kleinlich. Solchen Betrieb der Juristerei nannte er: „auf diesem Bassin herum zu gondolieren und auf die Frösch- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszuziehen." Und dies Bild war wirklich nicht sehr übertrieben. Denn um große und Herz bewegende Sachen handelte

es sich in seinen Prozessen niemals, wie sehr sich auch die Klienten bei ihren Rechtskämpfen aufregten; aber er, der Anwalt, mußte trotzdem in dieser Prozesserei jeden Schritt mit Würde und Kunst tun. Jede Eingabe an den Richter begann mit folgender Anrede:

Wohl- und Hochedelgeborne, Gestrenge, Vest- und Hochgelahrte, Hochfürsichtige und Hochweise Herren! Großgünstig Hochgebietend und Hochgeehrteste Herren Gerichts-Schultheiß und Schöffen!

Nach solcher Verbeugung begann dann der Dichter des ‚Faust', des ‚Götz' und des ‚Werther' seinen Vortrag etwa so: „In mehr als einer Rücksicht darf ich wagen, Eure Hoch Adeligen Gestrengen und Herrlichkeiten p. mit der gegenwärtigen untertänigen Vorstellung anzugehen." Eins schon konnte und mußte ihn bei diesen und allen Geschäften in Verzweiflung bringen: der Tempo-Unterschied zwischen seiner eigenen geistigen Bewegung und derjenigen dieser altmodischen Justiz wie der gesamten ehrbarlichen oder auch nicht ehrbarlichen Frankfurter Gesellschaft, oder wie er selber es (1781) ausdrückte: „das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit" seines Wesens. Er fühlte, daß er dabei zu Grunde gehe.

Eine tägliche Aufrichtung hatte er jedoch auch: sein Zeichnen und Dichten. Gott hatte ihm die Fähigkeit gegeben, das Leben und die Umgebung in Bilder, Lieder, dramatische Szenen zu verwandeln: dadurch wurden sie viel erträglicher! Und insofern war dasselbe Talent, das ihn zum Leben unter Philistern untauglich machte, zugleich seine Rettung. Bei diesem Künstler-

Spiel kam es gar nicht darauf an, daß Etwas fertig wurde; ein Vergnügen braucht nicht auch noch einen Zweck zu haben. Es entstanden also in seiner Mansardenstube viele Andeutungen, Skizzen und Bruchstückchen, die andern Leuten kaum etwas sein konnten. Als ein Besucher einmal seinen ‚Faust' zu sehen begehrte, an dem er um diese Zeit wirklich wieder arbeitete, holte er einen Papiersack herbei und schüttelte lauter Zettel heraus: Das sei sein ‚Faust'. Viele solcher Fragmente schrieb er nur auf, um sie vielleicht in irgend einem künftigen Werke zu verwenden. So auch glückliche Redewendungen, gleichviel wo er sie auffing: von der Mutter, der Magd, dem Söhnchen eines Freundes oder einem scharfsichtigen Gelehrten. So auch kleine Charakterbilder aus den Tischgesprächen und Stadtneuigkeiten. Denn an jedem Tage gehörte das Beobachten der Natur und des Menschenlebens zu seinen freiwilligen Geschäften. Da er nun sein Dichten in so hohem Maße zu seiner eigenen Ergötzung betrieb, so entstand viel übermütiges und überflüssiges Zeug; also konnte es nicht ausbleiben, daß gute Bürger Anstoß nahmen, wenn nun doch Etwas davon unter die Leute kam. Jemand machte ihm einmal eine Vorhaltung darüber. „Mein Herr," fragte Goethe, „sind Sie nie betrunken gewesen?" — „Eh nun" gestand der Andere, „ein ehrlicher Kerl hat immer so eine Nachrede auf dem Rücken." — „Gut!" erwiderte Goethe: „Der Unterschied von mir zu Ihnen ist Der: Ihr Rausch ist ausgeschlafen; meiner steht auf dem Papiere."

Aber nur Linderung, keine völlige Heilung fand sein krankes Gemüt durch dies Talentspiel. „Es ist doch

immer eine freundliche Zuflucht, das weiße Papier" schrieb er der Mutter La Roche. Gewiß; aber so bequem das Mittel zur Hand liegt, der Kranke ist nicht immer imstande, es zu brauchen.

Daß er krank sei im Geiste und Gemüte, schrieb er in diesem Hochsommer 1775 offen genug in seine Briefe hinein. Am unverhohlensten an Gustchen Stolberg, eben weil sie nur ein Phantom und Fetisch war.

O mein Herz! Soll ich's denn anzapfen, auch Dir, Gustchen, von dem hefetrüben Wein schenken? . . .

Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herum fuhr, tausend Gegenstände in alle Sinne sog! . . .

Hundertmal wechselt's mit mir den Tag . . .

Oft sind mir selbst die Züge der liebsten Freundschaft tote Buchstaben, wenn mein Herz blind ist und taub.

Engel, es ist ein schrecklicher Zustand: die Sinnlosigkeit! In-der-Nacht-Tappen ist Himmel gegen Blindheit . . .

Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will! Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde! Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener, anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagwerks göttergleich sich freuen!

In denselben Tagen — es waren die ersten des Augustmonats — gestand er auch Lavatern: „Ich bin sehr aufgespannt, fast zu sagen: über-." Zu Merck sagte er's im burschikosen Genie-Ton: „Ich bin wieder scheißig gestrandet und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war!" Er meinte: daß er nicht vom Gotthard weiter nach Mailand und Rom gedrungen sei. Denn, wenn ihm die letzte Reise nicht nach Wunsch genügt hatte, so war sie wohl zu kurz gewesen; er brauchte eine Ablösung

von Frankfurt auf längere Zeit und größere Entfernung. Deshalb bat er den Darmstädter Freund, er möge doch bei seinem nächsten Besuche in Frankfurt sich den Kaiserlichen Rat Göthe vornehmen und ihm beweisen, daß er seinen Sohn auf's Frühjahr nach Italien schicken müsse, besser noch schon zu Ende dieses Jahres. Der Vater hatte diesen Plan ja immer gehabt; in seinen alten Tagen war er aber geizig geworden, und nun war Zureden nötig.

ꙮ

„Ich habe mich so oft am weiblichen Geschlecht betrogen." Das war ein Hauptgrund seiner Unrast. „Sie haben's mir darnach gemacht" hatte er früher einmal sich verteidigt, als man ihn wegen seiner Angriffe auf das schöne Geschlecht zur Rede stellte. Aber hatte ihm Riekchen Brion übel mitgespielt? Oder irgend eine der Freundinnen in Frankfurt? Oder jetzt die junge, schöne Liese Schönemann? Nein, nicht sie hatten sich an ihm vergangen, sondern er selber hatte sich immer wieder an ihnen betrogen, weil er eine andere Art Liebe forderte, als sie zu geben hatten.

Dieser wunderliche Mensch liebte jetzt Lilli und sann doch immer wieder darauf, sich von ihr zu befreien. Er eilte nach seiner Rückkehr in ihre Arme zurück, ward freundlich aufgenommen, wenigstens in Offenbach, wo das junge Mädchen bei Onkel und Tante d'Orville die schöne Jahreszeit verbrachte und wo auch er sich nun förmlich einquartierte. Er wohnte in ihrer Nachbarschaft, saß zuweilen an ihrem eigenen Schreibtische, „vor

dem strohеingelegten bunten Schreibzeug", und statt glücklich zu sein: diese Tränen und dieser Drang!

Welche Verstimmung! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe.



Am Wege nach Offenbach: Die Gerbermühle

O, sie hatten auch schöne Stunden zusammen. Am selben Tage, wo er diese Klage ausstieß, ritten sie aus: Herr d'Orville, Goethe und Lilli. „Du solltest den Engel im Reitkleide sehn!" schrieb er an Lavater. In Oberrad traf man die übrige Gesellschaft, die im Wagen dahin gefahren war. Zufällig trieb ein Gewitter die alte Fürstin von Waldeck mit ihren Töchtern, der Herzogin

von Kurland und der Fürstin von Nassau-Usingen, in den gleichen Saal. Sie erkannten den jungen Dichter, plauderten mit ihm über seinen Freund Lavater und betrachteten das schöne Mädchen, das Goethes Lebensgefährtin werden sollte. Ja, Das sah alles recht gut aus.

Zu Hause in Offenbach waren Musik und Dichtkunst unerschöpfliche Quellen der Freude. Jetzt eben drang Bürgers ‚Leonore‘ durch alle Klassen des Volkes, wie noch nie ein deutsches Gedicht vorher; Goethe und André konnten mit einander wetteifern, diese schauerliche Ballade vorzutragen. Nämlich Goethe sprechend, mit ganz weniger Bemühung der Stimme, und doch unheimlich ein Anschauen und Hören vermittelnd, weil auch seine Miene, sein ganzer Körper das vollste Mitleben ausdrückte.[1] André dagegen hatte das Gedicht komponiert, und zwar auf eine ganz neue Weise, nämlich nicht alle Strophen auf *eine* Melodie, sondern das ganze Gedicht, von Anfang bis zum Ende, mit Wechsel der Tonart und des Tempos, immer die Tonmalerei den Wendungen der Handlung entsprechend.

[1]) Jemand, der diese Deklamation hörte, hatte sie 1799 noch im Sinn und sagt davon, Goethe habe „mit wenigen, in der Musik sogenannten ganzen Tönen“ Alles ausgedrückt, was er wollte. „Diese Art von Deklamation hat äußerst kleine Tonintervalle. Der Gang, die Melodie, der Übergang in eine andere und der Rückgang in die vorige Tonart: Alles ist dieser Deklamation eigen, und nur dadurch wird jener einzige Ausdruck möglich, der bloß *Ton der Wahrheit* zu sein scheint und so wenig Aufwand von Stimme und Tönen erfordert.“ (Ewald, Fantasien auf einer Reise usw. Hannover 1799.)

Auch dieser musikalische Vortrag wirkte höchst naturalistisch.[1])

Saß André nicht dabei, so war es ein neuer Genuß, wenn Lillis Händchen über die Tasten flogen und die Tonstücke hervorbrachten, die ihr Freund am liebsten hörte.

Und wie gern sah er ihr zu, wenn sie im Hause, im Hofe, im Garten waltete. Etwa, wenn sie das zahlreiche Geflügel und andere Haustiere fütterte:

Welch' ein Geräusch, welch ein Gegacker,
Wenn sie sich in die Türe stellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch' ein Gequiek, welch' ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büsche scheinen lebendig zu werden:
So stürzen sich ganze Herden
Zu ihren Füßen. Sogar im Bassin die Fische
Patschen ungeduldig mit den Köpfen heraus.
Und sie streut dann das Futter aus
Mit einem Blick, Götter zu entzücken,
Geschweige die Bestien! Da geht's an ein Picken,
An ein Schlürfen, ein Hacken.
Sie stürzen einander über die Nacken,
Schieben sich, drängen sich, reißen sich,
Jagen sich, ängsten sich, beißen sich:
Und Das um ein Stückchen Brot,
Das, trocken, aus den schönen Händen schmeckt,
Als hätt' es in Ambrosia gesteckt.
Aber der Blick auch! Der Ton,
Wenn sie ruft „Pipi! Pipi!",
Zöge den Adler Jupiters vom Thron!

---

[1]) Allgemein bekannt ist heute von diesem Tonsetzer nur noch eine Melodie: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher."

Der Venus Taubenpaar,
Ja, der eitle Pfau sogar,
Ich schwöre: sie kämen,
Wenn sie den Ton von weitem nur vernähmen.

Es war ja sogar ein Bär aus der freien Wildnis herbeigerannt, um von Lillis Händen sich krauen zu lassen, „aus des Waldes Nacht, ungeleckt und ungezogen“, und Goethe selbst war der Bär! „In einem Filetschurz gefangen, an einem Seidenfaden ihr zu Füßen.“ Nein, Das durfte nicht sein! Er, der Sohn der Wildnis, ist nicht gewöhnt zu dienen; für ihn ist es schändlich, das Häschen, das Eichhörnchen, das Pipi-Küken zu machen. „Es wildzt die innerste Natur, ein mächtiger Geist schnaubt aus der Nasen“; er stürzt fort, ins Dickicht zurück.

Auf einmal! Ach, es dringt
Ein seliges Gefühl durch alle meine Glieder:
Sie ist's, die dort in ihrer Laube singt!
Ich hör' die liebe, liebe Stimme wieder;
Die ganze Luft ist warm, ist blütevoll.
Ach, singt sie wohl, daß ich sie hören soll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträuche nieder;
Die Büsche fliehn, die Bäume weichen mir,
Und so: zu ihren Füßen liegt das Tier!

Sie sieht es an: „Ein Ungeheuer! Doch drollig!
Für einen Bären, hm, zu mild,
Für einen Pudel zu wild,
So zottig, täpsig, knollig!“
Sie streicht ihm mit dem Füßchen über'n Rücken:
Er denkt im Paradiese zu sein.
Wie ihn alle sieben Sinne jücken!
Und sie sieht ganz gelassen drein.

Was verlangte er mehr? Andere Liebhaber freuen

sich ihrer Gefangenschaft! Aber bei Goethe endet auch die schönste Stunde mit einem Schrei nach Freiheit.

Ha! manchmal läßt sie mir die Tür halb offen stehen,
Seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will.
Und ich?
Götter, ist's in euren Händen,
Dieses dumpfe Zauberwerk zu wenden?
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit schafft!
Doch sendet ihr mir keine Hilfe nieder,
Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder;
Ich fühl's, ich schwör's: noch hab' ich Kraft!

Ohne Bild gesprochen: nicht immer machte sich Goethe die schöne Gelegenheit zu nutze, in Offenbach und in nächster Nachbarschaft Lillis zu wohnen. Er lief fort von ihr, weil sie sich gezankt hatten oder bloß, weil er über seine Gebundenheit grollte. Dann saß er da an einem Sonntagmorgen allein in seiner Dachstube, nur weil ihm am Abend vorher plötzlich in den Sinn gekommen war, er müsse heim. Er hatte wohl gar nicht Abschied genommen bei den lieben Leuten, die ihm und ihrer Nichte so schöne Freiheit gönnten. Nun dachte er an sie und schrieb an sie, nämlich an Oheim und Tante und so, daß es auch die Nichte las. Nun entschuldigte er sich:

Lieber Herr d'Orville, liebe Frau,
Ich bitt' Euch, nehmt's nicht so genau!
Ihr kennt nun doch einmal den Affen,
Wißt, ist nichts Gescheut's mit ihm zu schaffen.
Lauft da (was kann wohl Tollers sein?)
Wie Kain in die Welt hinein!
Dafür sitzt er auch auf dem Sand!
Die Stadt ist ihm ein ödes Land,

Und ist ihm halt die Welt so leer,
Als wenn er erst 'neingekommen wär.
Ihm ist so weh! Er schauet nicht
Des liebsten Buben Angesicht,
Hängt nicht dem Mann um Hals und Leib,
Küßt nicht das liebe, treue Weib,
Spaziert nicht mehr im Frauenschlepp,
Und hört ach! nicht mehr das Bepp-Bepp.
Was hilft mir nun das Glockengebrumm,
Das Kutschengerassel und Leutegesumm?
Was tät' ich in der Kirche gar,
Da ich schon einmal im Himmel war,
Ich Hand in Hand mit Engeln saß,
Mich in dem Himmelsblau vergaß,
Das aus dem süßen Auge winkt,
Drin Lieb' und Treu wie Sternlein blinkt.
Was hört' ich an des Pfarrers Lehr',
Die doch nicht halb so kräftig wär,
Als wenn ihr Mündlein lieb und mild
Mich über Fluch und Unart schilt.

— — — — — — — — — — —

Frau d'Orville, wo mag Lilli sein?
Ist sie in ihrer Stub' allein?
Sie hat die Stirn in ihrer Hand:
Was ist ihr in dem Freudenland?
Soll Das ein böses Kopfweh sein?
Oder ach, ist's etwa andre Pein?

Das war seine Art: von einer Laune in die andere! Flucht und zugleich Sehnsucht nach dem Orte, von dem er geflohen! Er hielt sich in diesen Hundstagen gar viel in Offenbach auf, und Lilli desgleichen. Die Leute redeten darüber. Was sollte es am Ende geben? Eine Heirat? Dazu hatte er ja nicht Mut genug. Mancher Feigling ist waghalsig, wenn es zum Traualtar geht, und mancher Tapfere drückt sich scheu zur Seite. Einmal

hatte Goethe eine Rede gehört, die er sich aufschrieb, weil sie ihm treffend dünkte: „Man meint, der Verdruß kröch' aus der Wand heraus im Ehestand." Ein andermal hatte Einer die Sätze: „Er will sich in Ruhe setzen, er verheiratet sich" mit höhnischem Ha-ha-ha! geschlossen. „Junge Leut' sind auch nicht im Himmel" sagte ein Dritter, „aber hernach ist's ganz was Apartes." Und vielleicht war der Ehe-Himmel gemeint bei einer vierten Rede: „Da ist er nun auch im Himmel, wo die Engelchen einander auf die Schwänze treten."

Aber vielleicht handelte es sich gar nicht um Tapferkeit und ihr Gegenteil, sondern um Einsicht. Viele Menschen eignen sich nicht zur Ehe, und zu ihnen mußte sich Goethe rechnen, wenn er nicht sich selbst und das vertrauende Mädchen betrügen wollte. Wir kennen sein krankes, den stärksten Erregungen ausgesetztes Gemüt. Und es gab noch andere ernste Bedenken.

Bald überkam ihn heiße Liebe zur lieblichen Lilli, bald fühlte er den großen Abstand von ihm zu ihr. Sie war eben doch eine Tochter aus einer reformierten Kaufmannsfamilie, und er ein Mann außer aller Regel. Also reichte sie nicht an ihn heran. Ja, wie hätte dies siebzehnjährige Geschöpf ihn ausmessen können? Wie sein wildes Genie ertragen? Aber dann dachte er wieder, dieser Abstand und Gegensatz bezaubere ihn gerade. Oder er fragte sich: „Sollt's nicht übermäßiger Stolz sein, zu verlangen, daß dich ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte? Erkenne ich sie vielleicht auch nicht? Und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser?"

In der reformierten Freundschaft war da ein Braut-

paar, das am 10ten September sich trauen lassen wollte: der Pfarrer Ewald in Offenbach und Rahel Gertrud du Fay in Frankfurt. Goethe wurde zur Hochzeit geladen und half das Fest vorzubereiten. Dazu dichtete er ein Lied, das er mit Lilli und dem Ehepaare André vortragen wollte.

Den künft'gen Tag und Stunden,
Nicht heut dem Tag allein,
Soll dieses Lied, verbunden
Von uns, gesungen sein . . .

Er rühmte, zur Frankfurter Braut gewandt, die Ungebundenheit, die bei ihnen hier in ihrem künftigen Wohnorte herrsche.

Uns hat ein Gott gesegnet
Ringsum mit freiem Blick,
Und, wie umher die Gegend,
So frisch sei unser Glück!

Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan . . .

Ach wie lange noch? Nämlich: wie lange noch in diesem verbundenen Kreise? Er plante ja die große Reise nach dem Süden und hatte schon manchmal davon geredet. Aber nicht mit Wehklagen über die baldige Trennung durfte des Festlied schließen.

Doch ihr sollt nichts verlieren,
Die ihr verbunden bleibt,
Wenn Einen einst von Vieren
Das Schicksal von Euch treibt:

Ist's doch, als wenn er bliebe!
Euch ferne sucht sein Blick;
Erinnerung der Liebe
Ist, wie die Liebe, Glück!

Bisher war er zwar der offenkundige Bewerber, aber noch nicht der Verlobte Lillis gewesen; es konnte noch Alles für Spiel ausgegeben werden, zumal da in der Stadt selbst, unter den Augen der Mutter, von diesem Spiele nur wenig vor sich gegangen war. Diese gemeinschaftliche Teilnahme an einer Hochzeit aber mußte wohl für eine „Deklaration" gelten. Die vier Sänger sangen dem Brautpaare zu:

Euch bracht' ein Gott zusammen,
Der uns zusammenbracht'.

Also stellten sich Goethe und Lilli schon als ein Paar hin neben Andrés und Ewalds! Der Hochzeitstag wurde ein schönes Fest; am Abend streiften die beiden Liebenden in den Gärten und am Ufer des Mains herum; die Musik und der Lärm der Hochzeitsgäste drang aus halber Ferne zu ihnen, und Goethe fühlte sich in der „grausamst-feierlichst-süßesten Lage seines ganzen Lebens." Seine Tränen flossen, und durch die Tränen der Liebe schaute er den Mond und die Welt. Wovon sprachen sie? Von der langen Trennung? Vom Zusammengehören auf Lebenszeit? Und davon, daß es allen Andern ausgemacht schien, wer nun die nächste Hochzeit halten würde?

Am andern Tage schrieb Goethe ein Zettelchen an die Fahlmer, die seine Liebe zu diesem Mädchen und auch alle seine Bedenken gegen Lilli kannte:

Liebe Tante, ich komme von Offenbach! Kann Ihnen weder Blick noch Zug geben von der Wirtschaft. Mein Herz immer wie ein Strumpf, das Äußere zu innerst, das Innere zu äußerst gekehrt.

Bitte, bitte: sehen Sie sich in der Messe um nach Was — für Lilli!!!! Galanterie, Bijouterie, das Neueste, Eleganteste!

Aber es war auch jetzt noch ein Aber dabei. Seine Mutter sollte von diesem Geschenk an Lilli nichts wissen, auch die Gerocks-Mädchen nicht, Niemand. Die Deklaration war also noch längst nicht vollständig.

Und schon in den nächsten Tagen verschlechterte sich sein Verhältnis mit der Geliebten wieder. Warum? Ja, warum zieht sich bei heiterem Himmel plötzlich ein Gewitter zusammen?

Es war jetzt die Zeit der Herbstmesse. Gar viele Vornehme trafen in Frankfurt ein und suchten die Gelegenheit, sich mit dem jungen Dichter bekannt zu machen. Auch zwei Fürstinnen riefen ihn zu sich: die verwitwete Herzogin von Meiningen, deren Söhne er schon kannte, und die gleichfalls verwitwete Markgräfin von Baireuth, eine Mutterschwester des weimarischen Karl August. Allerlei Vergnügungen und Feste wurden um diese Zeit veranstaltet, wo sich die Bürger und die Fremden mischten, unter Anderem auch ein Maskenball. Goethe wollte ihn mitmachen: in altdeutscher Tracht, schwarz und gelb, Pumphose, Wams, Mantel und Federstutzhut. Aber es kam wieder einmal anders, denn er er-

fuhr, daß Lilli nicht auf den Ball gehe. Sogleich hörte er auf, seine Maske „wie ein Mädchen“ vorzubereiten. „Ich tat's, sie zu ehren, weil ich deklariert für sie bin . . . Ich tat's auch halb aus Trutz, weil wir nicht sonderlich stehen die acht Tage her.“ Das war am 15ten September; also hatten sie auch kurz vor jener Hochzeit schon einmal Streit gehabt.

Am nächsten Morgen überwog wieder der Wunsch nach freundlichen Blicken. Er sann nach, Lilli eine kleine Freude zu machen. Aber schon nachmittags ging er nach Offenbach, wo sie nicht war, bloß um ihr abends nicht in der Komödie und am nächsten Tage nicht im Konzert zu begegnen. Abends saß er dann mit den Ehepaaren André und Ewald zusammen.

Am andern Morgen stand er mit guter Stimmung auf, konnte sogar eine neue Szene zum ‚Faust‘ aufschreiben; aber bald ergriff ihn die Unruhe wieder. In die Kirche ging er auch diesen Sonntag nicht. Er spazierte herum, besuchte eine Freundin,[1]) aß mit guten Bekannten in einem Gasthause zu Mittag, mietete sich

[1]) Lotte Nagel, die auch mit Klinger und anderen Freunden Goethes bekannt war und deren Schattenrisse an der Wand ihrer ärmlichen, kellerartigen Wohnung hängen hatte. Goethe erwähnte sie gegen Auguste Stolberg: „Verliebelte ein paar [Stunden] mit einem Mädchen, davon Dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist.“ Im Jahre 1812 schrieb ein Jugendbekannter, Joh. Christian Ehrmann, an Goethe: „Zürnen Sie ja nicht mir, wenn ich Sie im jetzigen Ehestand an ein schönes Mädchen von Offenbach namens Nagel erinnere, an welchem Sie, Klinger, Haugwitz, Stolberg, Jacobi, Willemer und ich im Vielkampf berühmt wurden.“

einen Kahn und übte sich, ihn allein lenken zu lernen, ging wieder ins Wirtshaus, spielte Karten, Pharao, und saß den Abend mit Freunden zusammen.

Mir war's in all Dem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat! Sie läuft in alle Löcher, schlurpft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer.

In solcher Stimmung richtete er seine Gedanken sehr oft zu seiner geliebten Unsichtbaren. Er war überzeugt oder wollte sich einreden, daß kein weibliches Wesen ihn so lieb habe wie die Reichsgräfin Auguste zu Stolberg.

Ich hab' immer eine Ahnung: Sie werden mich retten aus tiefer Not. Kann's auch kein weiblich Geschöpft weiter als Sie!

Oder er klagte, daß ihn in der Nacht schwere Träume geängstigt hätten, die noch beim Erwachen nachklangen.

Doch wie ich die Sonne sah, sprang ich mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat mein Herz so freundlich, freundlich, und mir ward's leicht, und eine Zusicherung ward mir, daß ich gerettet werden, daß noch was aus mir werden sollte. Guts Muts denn, Gustchen! Wir wollen einander nicht auf's ewige Leben vertröften. Hier noch müssen wir glücklich sein! Hier noch muß ich Gustchen sehen, das einzige Mädchen, deren Herz ganz in meinem Busen schlägt.

Er wußte, daß sie sich große Sorgen um ihren Bruder Fritz und dessen unglückliche Liebe machte. Aber auch für ihn, den Bruder der Wahl, ängstete sich die Gute, auch über sein Verhältnis zu dem Mädchen, von

dem er ihr erzählt hatte. Also mußte er sogar seiner Trösterin Mut zusprechen.

Ich habe mich so oft nach Norden gewandt, nachts auf der Terrasse am Main. Ich seh hinüber und denk' an Dich. So weit! So weit! Und dann Du und Fritz und ich! Und Alles wirrt sich in einen Schlangenknoten . . .

Und doch, Engel, manchmal, wenn die Not in meinem Herzen die größt' ist, ruf ich aus, ruf ich Dir zu: Getrost! getrost! Ausgeduldet, und es wird werden! Du wirst Freude an Deinen Brüdern haben, und wir an uns selbst. Diese Leidenschaft ist's, die uns aufblasen wird zum Brand. In dieser Not werden wir um uns greifen und brav sein und handeln und gut sein. Und getrieben werden dahin, wo Ruhesinn nicht reicht. Leide nicht vor[1]) uns! Duld' uns! Gib uns eine Träne, einen Händedruck, einen Augenblick an Deinen Knieen. Wische mit Deiner lieben Hand diese Stirn ab. Und ein Kraftwort, und wir sind auf unsern Füßen!

So sprach er gegen das Schattenbild aus, was er vom weiblichen Geschlecht eigentlich begehrte, nämlich für sich, den besonderen Menschen. Nicht das gewöhnliche Liebesgetätschel und die bekömmliche Suppe in der behaglich geheizten Stube. Sondern die höchste Aufreizung, Anspannung und Ausdehnung seiner Männlichkeit — dazu aber sind große Leiden so unentbehrlich wie höchste Freuden — und danach Beruhigung, neue Stärkung, Aufnahme in die Seligkeit. Die Katholischen haben sich aus der Maria von Nazareth ein wundertätiges Gnadenbild geschaffen: Jungfrau, Mutter, Königin und Göttin zugleich. Wo fand er, der Protestant, das irdische Weib, ihn hinanzuziehen?

---

[1]) Vor: für; brav: tapfer.

Indem er sich um Lilli bewarb, betete er immer wieder zur fernen Schwester seiner Freunde. Auch den 18ten September begann er im Selbstgespräch mit ihr.

O Gustchen! Wird mein Herz endlich, endlich einmal in ergreifendem wahren Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit Himmel-auf und Höllen-ab getrieben werden?



Frankfurt, von Offenbach aus

Der Kahn, den er gestern bestellt hatte, damit er mit seinen Siebensachen auf dem Flusse nach Frankfurt zurückkehre, wartete. Diesmal steuerte er selber. Es war sein Umzug in das gewohnte Stadtleben. „Wieder an's Sieb der Danaiden!“ drückte er es aus.

Zunächst aber ging es in der Stadt hoch her. Es waren noch viele Fremde da; vornehme und angenehme Menschen. Und er sah sich sogleich mitten unter alten und neuen Bekannten. Er traf Lilli gleich an diesem Montag zweimal, aber fast wie Fremde glitten sie an einander vorüber.

Hab' kein Wort mit ihr zu reden gehabt, auch nichts geredt. Wär ich Das los! O Gustchen! Und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. Aber ich bleib' meinem Herzen treu und laß' es gehn. Es wird —

So fühlte er, als er sich abends niederlegte. Und am nächsten Morgen wieder anders. Da sprach sein Herz gar laut für das schöne, gute Mädchen. Und wieder ein paar Stunden lief er herum, sich einen Domino und andern Putz zu verschaffen. Er wollte abends auf einen Ball gehen, wo er Lilli — nicht erwartete, sondern auf ein anderes süßes Geschöpf sich Rechnung machte. „Ich bin ein Armer, Verirrter, Verlorner!" schoß es ihm durch den Kopf. Welche Hast, welcher Tätigkeitsdrang in ihm! Sogar abends zwischen der Komödie und dem Balle schrieb der Unruhige wieder an seinem „Tagebuche" für die ferne Freundin. Sollte er es jetzt nicht abschließen und fortschicken? Er sah die Blätter an und ihren verworrenen Inhalt.

Welch' ein Leben! Soll ich fortfahren oder mit Diesem auf ewig endigen?

„Auf ewig endigen!" Er dachte an seinen Werther. Zuweilen kam es ihm vor, als ob er selber viel tiefer litte als Jener, der wegen seiner Leiden nun so berühmt geworden war.

Wenn Das nicht Kinder-Gelall und -Gerassel ist, der ‚Werther' und all das Gezeug! Gegen das innre Zeugnis meiner Seele!

Aber er unterlag nicht. „Und doch, Liebste," so wandte er sich wieder an seine Jungfrau-Mutter:

Wenn ich wieder so fühle, daß mitten in all dem Nichts sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die konvulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Komposition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird, und doch mein Innerstes immer, ewig, allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold: da laß' ich's denn so gehen, betrüge mich vielleicht selbst und — danke Gott.

Das war wieder sein Glaubensbekenntnis: zur heiligen und reinsten Liebe.

Aber nun eilends auf den Ball! Er blieb die ganze Nacht dort, bis früh um Sechs, tanzte aber nur zwei Menuetts. Sonst saß er bei dem süßen Mädchen, das einen Husten hatte und für seine Gesellschaft dankbar war. O, solcher freundlicher Verhältnisse zu recht lieben und edlen weiblichen Seelen hatte er mehrere!

Wieder zu Hause, schlief er bis mittags um Eins. Am Nachmittage machte er Besuch bei den Prinzen von Meiningen, die sich jetzt in Frankfurt mit ihrer Mutter wieder begegneten. Dann ein Spaziergang um's Tor. Abends in die Komödie. Lilli war auch darin. Sie sprachen ein paar Worte zusammen, aber nur ein paar.

Das war der 20ste September. Am nächsten Tage widmete er wieder den „Altessen" viel Zeit und auch seinem Putze für diese durchlauchtige Gesellschaft. Jetzt traf auch Karl August von Weimar wieder in Frankfurt ein. Er hatte vor kurzem sein achtzehntes Jahr vollendet und damit seine Regierungsfähigkeit erlangt; nun war er unterwegs, um sich aus Karlsruhe seine

regierende Herzogin zu holen, und verbrachte ein paar Tage mit den andern Fürstlichkeiten auf der Frankfurter Messe. Mit Goethe, den er immer lieber gewann, machte er aus, daß Dieser, wenn er, der Herzog, nach der Hochzeit wieder über Frankfurt komme, sich seiner Gesellschaft anschließen und den schon früher versprochenen Besuch in Weimar machen solle.

In diesen Tagen, als der junge Herzog und angehende Hochzeiter noch da war, kam von der andern Seite her der berühmte Arzt Zimmermann mit seiner Tochter Katharina aus der Schweiz an und nahm, wie er gebeten war, bei Goethes Eltern Wohnung. Sein Ruf brachte es mit sich, daß manche vornehme Personen in Frankfurt und Umgegend schon längst seinen Rat begehrten; er empfing also viele Besuche oder stattete sie ab. Er gefiel sich bei seinem jungen Freunde Goethe und dessen Eltern sehr gut und er selber bezauberte besonders die Weiber. Überall trat er als vollkommener Weltmann auf, als ein Ausbund von Geist und Kraft. Allerdings wenn man ihm näher zusah, mochte man ihm zurufen: „Arzt, hilf dir selber!“ Denn er war leiblich krank, aber noch mehr im Gemüt, also hypochondrisch, wie man damals sagte. Von seiner verstorbenen Frau hatte er zwei Kinder; der Sohn studierte in Straßburg die Medizin, war aber schon gemütsleidend; die Tochter, die er jetzt aus der Schweiz nach Hannover führte, ein großes Mädchen von achtzehn Jahren, fiel ihren Gastfreunden am meisten durch ihre Ängstlichkeit und Verschlossenheit auf. „Seine Tochter ist so in sich“ drückte es Goethe gegen den gemeinsamen Freund Lavater aus; „nicht verriegelt, nur zurückgetreten

ist sie und hat die Tür leis angelehnt. Eh' würde sie ein leise lispelnder Liebhaber als ein pochender Vater öffnen." Er wußte wohl nicht, daß das Mädchen bereits an einer unglücklichen Liebe litt; der Mann, dem sie ihr Herz geschenkt, hatte sich kürzlich das Leben genommen. Ihr Vater behandelte sie noch ganz wie ein unreifes Kind.

Als Zimmermann abgereist und all der Meßtrubel vorbei war, gönnte sich Goethe auch einmal etwas Ruhe. Er hatte schon seit einigen Tagen Husten und Katarrh; nach dem „gottlosen Geschwarme" der letzten Tage sehnte er sich aber auch nach dem häuslichen Frieden, den man nirgends besser genießt als im — Krankenbette, wenn das Übel nicht gefährlich oder schmerzhaft ist. Bald saß der Vater, bald die Mutter neben seinem Lager, und es ward vertraulicher geschwätzt als seit langem. An Stoff fehlte es ja nicht: die letzten Gäste — die weimarische Einladung — das Verhältnis mit Jungfer Schönemann. Goethe bekam jetzt ein rechtes Wohngefühl in seinen vier Wänden. Aber: „Wie lange wird's währen?" fragte er selber.

Unterdessen hatte jedoch auch Madame Schönemann alle Nachrichten über den Umgang des Dr. Goethe mit ihrer Tochter gesammelt und in ihren mütterlichen Gedanken erwogen. Zahlreiche Verwandte und Freunde, die die Messe herbeigeführt hatte, mochten wohl auch ihre Meinung angedeutet haben. Nämlich, daß der Herr Goethe ihnen wie eine Wetterfahne vorkomme, oder wie halb klug und halb unklug, so daß doch eigentlich viel bessere Bewerber um solch ein vorzügliches Mädchen in Aussicht ständen. Jetzt hörte man auch,

daß der Poet nach Weimar eingeladen sei. Einige sagten: er solle dort das Theater des Herzogs leiten. Zu einem Komödianten-Anführer mochte er sich vielleicht eignen. Es war aber gewiß angebracht, daß Frau Schönemann ihre Tochter aus diesem Gerede herausbrachte.

Es wird erzählt,[1]) daß sie eine große Gesellschaft und dazu auch den Herrn Goethe einlud. Vor allen Versammelten ergriff sie das Wort und erklärte: Goethe habe um ihre Tochter angehalten, aber wegen der Verschiedenheit der Religion schicke sich diese Heirat nicht. Nach einer solchen Rede war für Goethe die Familie Schönemann erledigt, und er für sie. Warum die Dame so grob der Sache ein Ende machte, fragten die Leute, die diese Geschichte weitertrugen, und sie antworteten: weil sie nur dadurch ihr Ziel erreichen konnte. Bei einem Gespräch unter vier Augen hätte Goethe sie mit seiner Beredsamkeit wieder herumgedreht, oder das Töchterlein hätte mit Seufzern und Tränen ihr Herz bestürmt, und man wäre aus dem Schwanken noch lange nicht herausgekommen.

In jener Zeit entschied in ehrenfesten Familien der Wille der Eltern über die Eheschließungen der Kinder. Aber es kamen doch manche Auflehnungen vor, und die Geschichten romantischer Entführungen waren ein beliebter Stoff der Gespräche, der Theaterstücke und Romane. Gerade in Frankfurt hatten verschiedene solche Fälle großes Aufsehen erregt. Wie hätte jetzt die siebzehnjährige Lilli, die den Dr. Goethe trotz seiner

[1]) v. Bretschneider an Nicolai, 8. Januar 1776.

Sonderbarkeiten von Herzen liebte, es unterlassen können, sich auch als Heldin eines solchen Abenteuers zu denken! Man malt sich die einzelnen Szenen aus: Spaziergang vor's Tor, Zusammentreffen mit dem Geliebten, bereitstehende Kutsche, rasche Fahrt, heimliche Trauung im Ritterschaftlichen, dann weiter in die Welt hinein, vielleicht nach Holland und in Rotterdam ins Schiff und nach Amerika.

Der Dichter Goethe war doch wohl der Mann zu einer solchen kühnen Tat? Vielleicht wäre er es gewesen, wenn er nur sein eigenes Schicksal aufs Spiel hätte setzen müssen. Vielleicht, wenn er diesem Mädchen für Das, was es verließ, einen Ersatz hätte bieten können, nämlich sich selbst ohne Einschränkung, seine zweifellose Liebe und Treue! Aber wie er sich kannte: unfest, ruhelos, ohne erwählten Beruf und Erwerb, nicht einmal seines eigenen Herzens gewiß, in seinen Stimmungen entsetzlich auf und ab — nein, er war nicht der Mann, der das Glück eines andern Wesens in seine Hand nehmen durfte! Er durfte diese Blume nicht mit den Wurzeln aus ihrem Heimatboden ziehen. Also lächelte er ungläubig, wenn sie von solchen Plänen sprach, und stellte ihr ernstlich vor, daß sie der Mutter Vertrauen und Gehorsam schuldig sei. Damals, als er Kestners Braut liebte, hatte er den Sieg über sich davongetragen; nachher hatte er die junge Brentano zu ihrem Ehemann zurückgeleitet; nun überwand er seine Wünsche zum dritten Male, damit ein liebes Menschenkind nicht Schaden leide.

Also Abschied auf immerdar? Nein, auch davor schreckte er zurück. Er ließ immer gern die höheren

Mächte walten. Man konnte ja auf eine freundlichere Zukunft hoffen. Unterdessen sollte Lilli nicht der Mutter und der ganzen Verwandtschaft trotzen, sondern eine gute Tochter sein wie bisher. Sie würden trotz der vorläufigen Entscheidung in einiger Verbindung bleiben können, durch die Offenbacher, auch wenn er verreise; und künftig könnten sie dann neue Entschlüsse zu ihrem Glück fassen.

So trennten sie sich nur für den Augenblick; aber wie oft ist solch' unbestimmter Abschied einer auf ewig! Goethe hatte die reine, heilige Liebe wiederum in sich gerettet; aber die Tränen flossen ihm unwillkürlich, wenn er der holden Entschwundenen gedachte. Wenn er etwa am Fenster stand, das die Ranken des Weinstocks umlaubten: warum dachte da sein Unbewußtes an Lilli, wo er doch nur schauen wollte, ob die Trauben bald reif seien?

Fetter grüne, du Laub
Das Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quillet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend-voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick. Euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle.
Euch kühlet des Monds
Freundlicher Zauberhauch.
Und euch betauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig-belebenden Liebe
Vollschwellende Tränen!

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen der heiligen Liebe!
Ach, den halb-trocknen Augen schon
Wie öde, tot ist die Welt!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen der ewigen Liebe![1])

---

[1]) Für das Zuletzt-Erzählte fehlen die sicheren Unterlagen. Aber unsere Darstellung harmoniert mit Allem, was wir sonst wissen. — Lilli wurde als Gattin des Straßburger Bankiers und Politikers Bernhard Friedrich v. Türckheim in den Stürmen der französischen Revolution zeitweilig nach Erlangen und in die Schweiz verschlagen. In Zürich lernte sie Goethes Freundin Barbara Schultheß kennen; die beiden Frauen redeten über Goethe und dessen häusliches Verhältnis mit Christiane Vulpius. Die Schultheß berichtete am 27sten Dezember 1795 nach Weimar: Frau v. Türckheim habe viel Schweres erlebt, „und doch, wenn eine Sterbliche von guten Geistern bewacht und hindurchgeführt wird, so ist's Diese . . . Es war mir so wohl neben ihr, wie wenn ich in Deiner ‚Iphigenie' lese, so wohl und so wehmütig, als wenn ich mir eine Stelle in ‚Werthern' aufschlage, so wohl, von Dir mit ihr zu sprechen. . . Sie sagte: »Ich laß' ihn grüßen und freue mich, beim Andenken an ihn das reine Bild, das er durch sein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt, darin zu wahren, und werde es durch Nichts, das mir gesagt werden mag, verwischen lassen.«" Schon in Erlangen hatte sich Frau v. Türckheim bei der jungen Gräfin Egloffstein, die in Weimar nahe Verwandte und auch schon selber dort gelebt hatte, nach Goethe und seinem Wesen mit Christiane erkundigt und auch von ihrer Jugendliebe gesprochen. In den folgenden Jahren kam Gräfin Egloffstein oft mit Goethe zusammen; sie wurde sogar seine Partnerin im ‚Liebeshofe'. Sie berichtete ihm zwar von ihrer Begegnung mit Frau v. Türckheim, aber nur obenhin, wie es scheint. Sie

Am 4ten Oktober antwortete Goethe auf Briefe der Stolberge, die ihm ihre Schweizer Reise geschildert und auch erwähnt hatten, daß sie ihre Rückfahrt über Weimar, Berlin und Hamburg einrichten wollten. „Schreibt hierher, wenn ihr nach Weimar kommt" bat er sie. „Wenn ich nach Weimar kann, so tu ich's wohl. Gewiß aber Euch zu Liebe nicht! Und keinem Menschen zu Liebe! Denn ich hab' einen Piek auf die ganze Welt." Daß es mit seiner Liebe zu Lilli aus sei, deutete er auch sonst an. „Mir ist's, wie mir sein kann" und „Gustchen ist ein Engel; hol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist!"

Drei Tage darauf teilte er dem Freunde Merck mit,

---

hatte in religiös-sittlicher Beziehung große Einwendungen gegen Goethe, war auch durch Schwerhörigkeit verhindert, viel mit ihm zu plaudern. In Goethes allerletzten Jahren, im Dezember 1830, wollte sie ihm noch eine rechte Freude machen, denn nun war er schon manches Jahr zweien ihrer Töchter ein wertvollster Freund gewesen. Sie erinnerte sich nicht mehr, daß sie ihm früher schon von dieser Bekanntschaft erzählt hatte, und schrieb einen ausführlichen Bericht auf. Darin heißt es: Frau v. Türckheim sei mit ihrem Schicksal zufrieden gewesen, „weil Goethe es ihr vorgezeichnet hatte." Sie habe ihr mit seltner Aufrichtigkeit gestanden, „ihre Leidenschaft für Denselben sei mächtiger als Pflicht und Tugendgefühl in ihr gewesen, und wenn seine Großmut die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin ihrer Selbstachtung beraubt auf die Vergangenheit zurückgeschaut haben, welche ihr im Gegenteil jetzt nur beseligende Erinnerungen darböte. Seinem Edelsinn verdanke sie einzig und allein ihre geistige Ausbildung an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchen sie Ersatz für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. Sie müsse sich

daß er nach Weimar gehe. „Da wird's doch wieder allerlei Guts und Ganzes und Halbes geben, das uns Gott gesegne." Er berichtete auch über seine neuesten Arbeiten: ziemlich viel am ‚Faust' und eine Übersetzung des Hohen Liedes Salomonis, „welches ist die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat." Das war freilich die rechtgläubige Auffassung nicht; sie will dies Buch auf die Verlobung des Messias mit der Kirche bezogen wissen; Goethe hatte seine natürlichere Anschauung von dem Freidenker Herder erhalten. Sein Hebräisch reichte nicht so weit, daß er aus dem Urtext übersetzen konnte; er bildete sich seine Vorlage sozusagen aus Luthers Verdeutschung, der lateinischen

daher als sein Geschöpf betrachten und bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hangen." Auch den Schöpfer ihrer moralischen Existenz habe Frau Türckheim ihren ersten Geliebten genannt; „moralisch" bedeutete damals oft so viel wie geistig. Diesen Briefen entsprechen in Goethes Selbstbiographie die folgenden Zeilen: „Wohlwollende hatten mir vertraut, Lilli habe geäußert, indem alle Hindernisse unsrer Verbindung ihr vorgetragen worden: sie unternehme wohl aus Neigung zu mir alle dermaligen Zustände und Verhältnisse aufzugeben und mit nach Amerika zu gehen." — Die Darstellung, die der achtzigjährige Goethe von den Ursachen der Trennung gibt, ist unzulänglich. Was dann noch später eine Tochter Lillis ihrem Schwiegersohne, Graf Ferdinand Eckbrecht v. Dürckheim, erzählte und Dieser 1879 in seinem Buche ‚Lillis Bild' wiedergab, hilft auch nicht klarer sehen. — Übrigens kann die Erzählung, daß Lilli bereit gewesen wäre, mit ihrem Geliebten nach Amerika zu gehen, auch aus der Tatsache entstanden sein, daß im nächsten Jahre ihr erster Verlobter, Bernard aus Straßburg, wirklich nach Amerika entwich, weil er bald nach der Verlobung bemerkte, daß er bankerott war.

Vulgata, der griechischen Septuaginta und der wissenschaftlichen Übersetzung und Erläuterung von Dietelmaier im sogenannten Englischen Bibelwerke. Übrigens hatte er sich mit dem Dichter Salomo schon einmal beschäftigt. In der Bibel liest man, daß Salomo 3000 Sprüche und 1005 Lieder verfaßte, „und er redete von Bäumen, von der Zeder am Libanon bis an den Ysop, der aus der Wand wächst." Also Pflanzenfabeln! Goethe, der sich gern an Allem versuchte, schrieb daraufhin fünfzehn solcher kleinen Geschichten oder Gespräche.

Wieder nach ein paar Tagen, den 11ten Oktober, ließ er auch die Freundin La Roche wissen, daß er nach Weimar gehe. Sie mußte dabei zuerst an ihren Wieland denken; darum fügte er hinzu: „Ich will sehn, ob's möglich ist, mit Wieland auszukommen und seinen alten Tagen was Freundliches von meiner Seite zu bereiten." Über ihre Tochter und sein eigenes Verhältnis zum Brentanoschen Hause hatte er schon seit Wochen Gutes berichten können; jetzt zog er unter dies Romänchen den Abschluß-Strich:

> Die Max ist hold, wird in meiner Abwesenheit noch freier mit meiner Mutter sein, obgleich Brentano allen Anschein von Eifersucht verbirgt oder auch vielleicht mich jetzo für harmlos hält.

Am 3ten Oktober war die Hochzeit in Karlsruhe gewesen; am 12ten fuhr das junge, genauer: sehr junge Paar in Frankfurt ein. Es war so eingerichtet, daß Goethe in einem Wagen, den ein weimarischer Kavalier nachbringen sollte, mit diesem Herrn v. Kalb nach Weimar fahre; der Wagen wurde in Straßburg aber

noch fertig gestellt und Kalb erwartete ihn in Karlsruhe. Der Tag, wo Kalb bestimmt in Frankfurt eintreffe, wurde angegeben; Goethe packte eilig seine Sachen, wobei die ungedruckten und angefangenen poetischen Schöpfungen nicht zu vergessen waren, denn Dergleichen wollten die Leute von ihm überall gern vorgelesen haben.

Der Tag kam und verging, aber kein weimarischer Hofmann meldete sich. So auch am folgenden und nächstfolgenden. Jede Aufklärung blieb aus. Da Goethe schon überall Abschied genommen hatte, hielt er sich im Hause wie ein Verhafteter, und ging kaum abends, im Mantel gehüllt, etwas durch die Straßen, um Luft zu schöpfen. Sein Vater sah ihn bedenklich an. Der alte Mann litt ja immer an übergroßer Sorglichkeit. Ob die Weimarischen seinem kecken Sohne vielleicht einen Schabernack spielen, ihn noch wegen seines Angriffs auf ihren Wieland bestrafen wollten? Wolfgang wies jeden Gedanken, daß der junge Herzog es anders als aufrichtig gemeint habe, weit von sich; dem Grafen Görtz, der auch diese letzte Reise geleitet hatte, war allerdings weniger zu trauen. Was sollte man denken? Die Sache war so ärgerlich wie rätselhaft. Goethe schrieb an Knebel, seinen sichersten Freund in Weimar:

Euer junges herzogliches Paar verlangte, ich sollte sie nach Weimar begleiten. Ich richtete mich ein, packte, zog meine Reisekleider an, nahm Abschied und — blieb sitzen. Durch welch Geschick, weiß ich nicht. Kalb kam nicht, an den man mich verwies. Aber ich wäre doch nachgefahren, wenn es nicht zu fatal wäre, bei jetziger Witterung und Straße den Weg allein zu machen.

Indessen sind Briefe an mich bei Kalb und Wieland, und drunter, die mein Herz nah angehn. Drum macht sie

zusammen, bitt' ich, und schickt sie mit der reitenden [Post] an meine gewöhnliche Adresse nach Frankfurt. Sollten Packete da sein, schickt sie mit der fahrenden. Nur bald! Liebt mich und grüßt Alles, was sich mein erinnert, nach Stands- und Herzensgebühr und Würden.

Um nicht noch länger im Hause eingesperrt zu bleiben, machte er am 18ten Oktober einen Besuch bei auswärtigen Freunden: wir wissen nicht, ob in Offenbach oder wo sonst. Dort fiel es ihm ein, an Bürger zu schreiben, von dem er lange nichts gehört: wie es ihm gehe? Er solle ihm nur nach Frankfurt die Antwort schicken; „ich krieg' die Briefe richtig."

Wo ich in der Welt sitze, kann Dir gleich sein. Du fühlst, daß es ein Moment des unbeschränkten Bedürfnisses ist, der mir die Feder an Dich in die Hand gibt, lieber Bürger. Hier von der Rechten wärmt mich ein hold Kaminfeuer; auf einem niedern Sessel am Kindertischchen schreib' ich Dir. Ich habe Dir so viel zu sagen, werde Dir nichts sagen und Du wirst mir Alles verstehen.

Und sogleich ging ihm durch den Kopf, welch' eine Menge Dinge er einem solchen verstehenden Freunde erzählen könnte. Wahrlich, die letztverflossenen drei Vierteljahre waren die zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischsten, die er in seinem Leben gehabt.

Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold — wie soll ich sie nennen? — zum Neujahrsgeschenk von 75 gereicht. Zwar war die treffliche Anlage schon mit dem Patengeschenke gemacht — und so gehe Alles seinen Gang!

Wie's von nun an mit mir werden wird, weiß Gott.

Es wird noch unruhiger werden, noch verwickelter. . .

Als er sich wieder in Frankfurt einschlich, war die Lage noch dieselbe. Keinerlei Lebenszeichen von Weimar oder dem Herrn v. Kalb. Und nun reifte rasch der Entschluß: unverweilt jene Reise nach Italien anzutreten, die so lange beredet worden war. Er konnte die erste Strecke, die denselben Weg führte, auf dem der Herr v. Kalb zu ihm hatte kommen sollen, langsam machen. Fand sich auch da die Spur jenes Hofmanns nicht, so mochte der Wagen rascher rollen, zunächst zum allerbesten Freunde, nach Zürich.

Am 30sten Oktober erhob er sich noch früher als sonst. Vom alten Vater hatte er schon am Abend vorher Abschied genommen. Jetzt sagte ihm die Mutter, daß der Vater noch an das Wort Jesu gedacht habe: „Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath.“ Nun, es war ja seitdem Montag geworden, und das Wetter: ein mäßiger Regen. Der Tag graute; man hörte die Torschließer, die vom Bürgermeister die großen Schlüssel der Stadttore abholten. Also war es hohe Zeit, daß er forteilte, damit die Nachbarn nicht bemerkten, daß er noch all diese Tage dagewesen.

„Adieu, Mutter!“

Sein Weg führte am Großen Kornmarkt vorbei: an Lillis Hause. Ein Spenglersjunge öffnete den Laden seines Meisters und tauschte mit einer Nachbarsmagd den ersten Gruß. Fast beneidete Goethe den Jungen. „Ach! wer doch . . .!“ Doch nein! Er hatte auch seine Zeit gehabt! Wer ein Gedächtnis hat, sollte Niemand beneiden. Aber freilich schickte auch er seinen heimlichen

Gruß zu den Fenstern, hinter denen er das schöne Mädchen noch im Schlummer denken mußte.

„Lilli, adieu! Lilli, zum zweiten Mal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden. Es hat sich entschieden! Wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in diesem Augenblick weder bange für dich, noch für mich — so verworren es aussieht. Adieu!"

Ach, wieviele liebe Menschen verließ er jetzt doch auf eine lange Zeit! Männer, Frauen, Mädchen, altvertraute und —

Ein weibliches Wesen war da, von dem ganz zuletzt noch ein Zauber auf ihn übergegangen war.

„Und du!" sprach er für sich. „Wie soll ich dich nennen? Dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage? »Holde Blume« sollst du heißen. Wie nehm' ich Abschied von dir?"

O gut, daß er keinen Abschied nehmen mußte und durfte! Noch konnte er sich ohne heftigen Schmerz von ihr reißen.

„Getrost! Denn noch ist es Zeit. Noch die höchste Zeit. Einige Tage später — — — Und schon! O lebe wohl! Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger, unschuldiger Schuld zu winden?"

Dann saßen sie im Wagen, er und sein Philipp, der Schreiber, Diener und Freund. Und nun flogen die Bilder der Außenwelt vorbei. Der Fußwanderer fühlt seinen eigenen Willen als Führer; der Fahrende wird von einer stärkeren Macht nach einem Ziele getragen. Goethe erkannte wieder einmal das Schicksal, „das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult."

Er dachte an den weimarischen Herzog und an Freund Lavater: „Ich packte für Norden und ziehe nach Süden. Ich sagte zu und komme nicht. Ich sagte ab und komme.“

Darmstadt! Sehr sonderbar kam es Goethen vor, daß er hier nicht ausstieg und zu Mercks Hause lief. „Nein, Bruder, du sollst an meinen Verworrenheiten nicht teilnehmen, die durch Teilnehmung noch verworrener werden.“

Eberstadt! Hier war der Mittags-Aufenthalt, und Goethe begann sein Tagebuch der großen italienischen Reise.

Dann weiter die berühmte Bergstraße entlang. Das Wetter war gut genug; die Bäume trugen noch ziemlich volles Laub. Die Burgruinen grüßten von den Höhen.

Weinheim war das Ziel des ersten Tages. Zwischen Butten und Zuber mußte Goethe hindurch ins Gastzimmer. Der Wirt entschuldigte sich: „Wir haben dies Jahr, Gott sei Dank, so reichlich eingebracht. . . .“ — Goethe belustigte sich, weil der Segen Gottes einmal so groß war, die Menschen zu inkommodieren.

Am nächsten Tage: Heidelberg. Hier wollte er Station machen, denn er hoffte immer noch auf Nachricht von dem Herrn v. Kalb, und hier war er für die Frankfurter noch gerade erreichbar. Es war ausgemacht, daß man etwaige Depeschen für ihn an die Handelsjungfer Delph, am Markt neben der Hofapotheke, schicke. Diese Helene Delph, gegen fünfzig Jahre alt, nach Aussehen und Manieren eine Männin, aber dabei angenehm und wegen ihrer Tüchtigkeit überall

geschätzt, war als Nachfolgerin ihres früh verstorbenen Bruders zur Leitung eines Handelsgeschäfts gekommen, das nun ihr und einer Schwester gehörte. Sie stand mit den Schönemanns im fleißigen Verkehr, denn auch sie war reformiert und mit vielen Glaubensgenossen in den Landen am Rhein und Main verwandt oder bekannt; für die Lilli Schönemann hatte sie viel Freundschaft und machte sich also mit Andern über deren künftigen Ehemann Gedanken. So war sie denn in der Frankfurter Messe auch mit dem Dr. Goethe recht gemütlich bekannt geworden, und als er jetzt plötzlich in Heidelberg erschien, nahm sie ihn als gute Freundin auf. Er kam zur rechten Zeit. Hier in der Pfalz machten sich die Leute überhaupt gern jeden Tag zum Fest, aber jetzt war noch dazu die Zeit der Weinlese in einem sehr guten Herbste. Goethe fand sich also gleich unter den Freunden der Schwestern Delph und trug sein Teil zur fröhlichen Unterhaltung bei. Ein hoher fürstlicher Diener, der kurpfälzische Landschreiber des Oberamts Heidelberg, Hofrat Wrede, war mit seiner Familie von der Gesellschaft; unter seinen Töchtern verstand sich die Eine sogleich vortrefflich mit dem Dr. Goethe; man konnte sich wohl vorstellen, daß Dieser, wenn er aus Italien zurückkehre, sich ernstlich um sie bewerbe; eine gute Stelle ließ sich für den hochbegabten jungen Mann vom Kurfürsten Karl Theodor in Mannheim wohl erbitten.[1]) Die Delph mochte sehr

[1]) Ein Sohn Wredes, damals ein neunjähriger Knabe, der zuerst Jurist und Forstmann wurde, erlangte als Heerführer unter und gegen Napoleon schließlich Fürstenrang.

für den Plan sein, denn dadurch wurde Goethe entschädigt und Lise Schönemann erst recht frei.

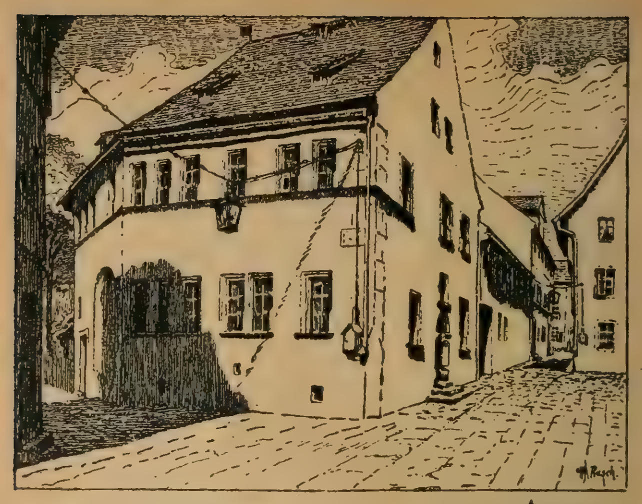
Während man noch mit solchen Spielereien beschäftigt war, kam ein Postillon von Frankfurt her geritten, eilige Botschaft zu bringen. Der Herr v. Kalb beschwor den Dr. Goethe, eilends zurückzukehren, um sogleich die Fahrt nach Weimar mit ihm fortzusetzen.

Was tun? Weimar oder Italien?

Zum zweiten Male in diesem Jahre wandte der junge Dichter dem gelobten Lande den Rücken! Wohl verlangte er nach dem schönen, vielgerühmten Süden; aber es war, wie wenn er sich diese Sehnsucht und Hoffnung noch als einen stillen inwendigen Besitz aufheben müsse.

Als er wieder in Frankfurt anlangte, fand er den Herrn v. Kalb in seinem Vaterhause schon recht heimisch. Es war ein kluger, gewandter Mann in Goethes Alter. Er sagte bereits zur Frau Rat „Mamma", und sie sagte: „lieber Sohn." Denn sie ernannte alle guten Freunde ihres Wolfgangs zu ihren Söhnen, und Kalb zeigte sich als sehr großer Freund und Bewunderer des genialen Dichters, der in der Gunst des neuen Herzogs schon so hoch stand. Nicht lange dauerte es, so gaben sich Kalb und Goethe den Bruderkuß.

Und in den nächsten Tagen fuhren sie, mit vertrautem Geplauder sich die Zeit verkürzend, zur kleinen thüringischen Residenz.



Erfurter Tor Geleitshaus Wohnung v. Schardt

Siebentes Kapitel

Besuch am weimarischen Hofe

Spätjahr 1775

Am 7ten November früh um Fünf rollte der neue Wagen, der den neuen Mann nach Weimar brachte, durch das äußere und das innere Erfurter Tor; am Geleitshause vorbei, durch ein ganz enges Gäßchen, nun an der Stadtkirche entlang: dann hielt man vor dem hohen Hause, in dem der Herr v. Kalb bei seinem Vater wohnte: dort sollte auch sein Freund Goethe absteigen und so lange bleiben, wie es ihm angenehm sein werde. Der alte Herr v. Kalb, Geheimer



Goethe.

Nach dem Ölbild von G. M. Kraus.
Besitzer: Dr. W. Vulpius in Weimar.



Joh. August Alexander v. Kalb.

Nach einem Pastell im Besitze von Freiherrn von Seckendorff-Aberdar, Schloß Unternzenn.

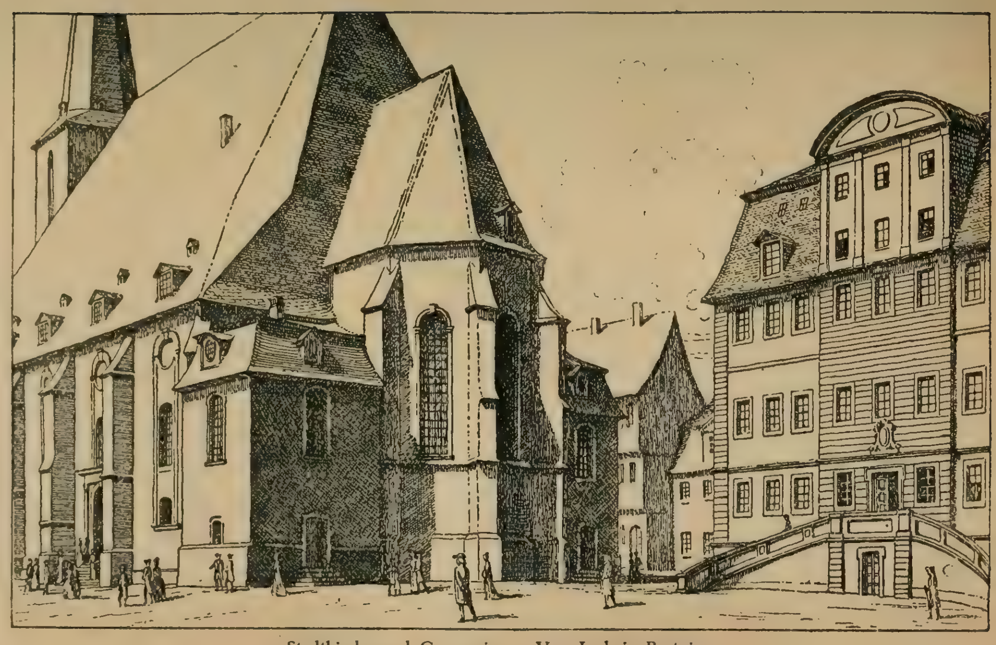
Rat und Exzellenz, seit vielen Jahren Präsident der Finanz-Kammer, in der sein hoffnungsvoller Sohn als Rat diente, war ein sehr kluger Mann, der es immer bemerkte, wie der Wind wehte; überdies spielte er gern den Philosophen und verständnisvollen Freund der schönen Wissenschaften: gerade weil er es in seinem Amte nur mit dem irdischen Gute zu tun hatte. Er hieß also den berühmten jungen Poeten recht herzlich willkommen. Leider war er Witwer und sein Sohn noch ledig; von zwei Töchtern des Hauses war die jüngere fast noch ein Kind; die zwanzigjährige Sophie kam um so mehr in Betracht: ein hübsches, zierliches Mädchen mit schwarzbraunen Augen, nicht abgeneigt, dem neuen Hausgenossen zu gefallen.

Der alte Herr v. Kalb stand sich freundschaftlich mit Wieland, der beinahe sein Nachbar war; so konnte er als Erster die beiden Dichter einander zuführen, indem er Wieland schon am ersten Tage von Goethes Ankunft zu Tisch bat. Und siehe: es ward Liebe auf den ersten Blick zwischen diesen Jüngern Apolls! Wie hatte nur je ein Streit, ein Mißtrauen sie von einander entfernen können?

Des Abends lernte Goethe auf einer Redoute einen großen Teil der vornehmen Gesellschaft dieses Städtchens kennen, und erst recht wurde er selber in Augenschein genommen und vorläufig begutachtet. So also sah der Verfasser des ‚Werther' aus? Eigentlich benahm er sich steif und unbeholfen! Sehr karg mit Worten! Fast unhöflich! Man hatte ihn sich genialer vorgestellt, blühender, glühender, beredter, schwungvoller. Aber es hieß allgemein, daß der Herzog große Stücke auf diesen Poeten halte; also



Goethes erste Wohnung. Von Otto Rasch



Stadtkirche und Gymnasium. Von Ludwig Bartning

war es geraten, ihm die liebenswürdige Seite zuzuwenden.

Die nächsten Tage war er immer unter Menschen, eingeladen zu Mahlzeiten und Vergnügungen, am Hofe, bei den Vornehmen, bei den Gelehrten und Schriftstellern, deren der kleine Ort gar nicht wenige zählte. Sein Herz zog ihn am meisten zu dem jungen Fürsten, der ihn hierher gerufen; aber recht gern ging er, was er gar nicht erwartet hatte, auch zu Wieland. Eben weil sie einen Berg zwischen sich gehabt hatten, freuten sich Beide ihrer nunmehrigen Vereinigung. Dazu kam, daß Wieland als ein Enthusiast in Liebe und Lob gern und sehr hübsch übertrieb; ihm war es wirklich eine Erlösung, sich diesen starken Geist Goethe nun auch als einen guten Geist denken zu dürfen. Am Dienstag war Goethe angelangt; am Freitag schrieb Wieland nach Düsseldorf und Zürich, daß er jetzt in Jacobis und Lavaters Bruder Goethe, den „herrlichen Jüngling“, nicht minder verliebt sei, wie sie selber.

Alles, was ich Ihnen (nach mehr als einer Krisis, die in mir diese Tage über vorging) jetzt von der Sache sagen kann, ist Dies: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Tautropfen von der Morgensonne.

So an Jacobi. Und an Lavater:

Vernichten Sie doch meinen letzten Brief, worin, glaube ich, albernes Zeug über Goethen steht. Ich sehe wohl, man muß einander von Angesicht zu Angesicht sehen, um einander recht kennen zu lernen. Bei Menschen von Goethens Klasse ist's wenigstens schlechterdings nötig . . .

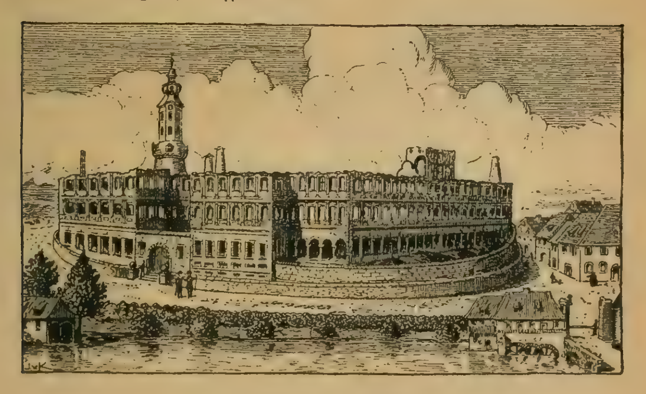
Ich habe Goethe noch wenig allein haben können; ich

muß ihn noch mit Zu-Vielen teilen. Aber es wird noch besser werden.

Eine Woche später erwähnte er den neuen Freund auch gegen einen ehemaligen Erfurter Kollegen, den Professor Meusel:

Goethe, den wir seit neun Tagen hier besitzen, ist das größte Genie und der beste, liebenswerteste Mensch, den ich kenne.

Die äußeren Verhältnisse in Weimar waren leicht zu überschauen, und in das Innere weihten ihn die neuen Freunde täglich besser ein.



Das abgebrannte Schloß

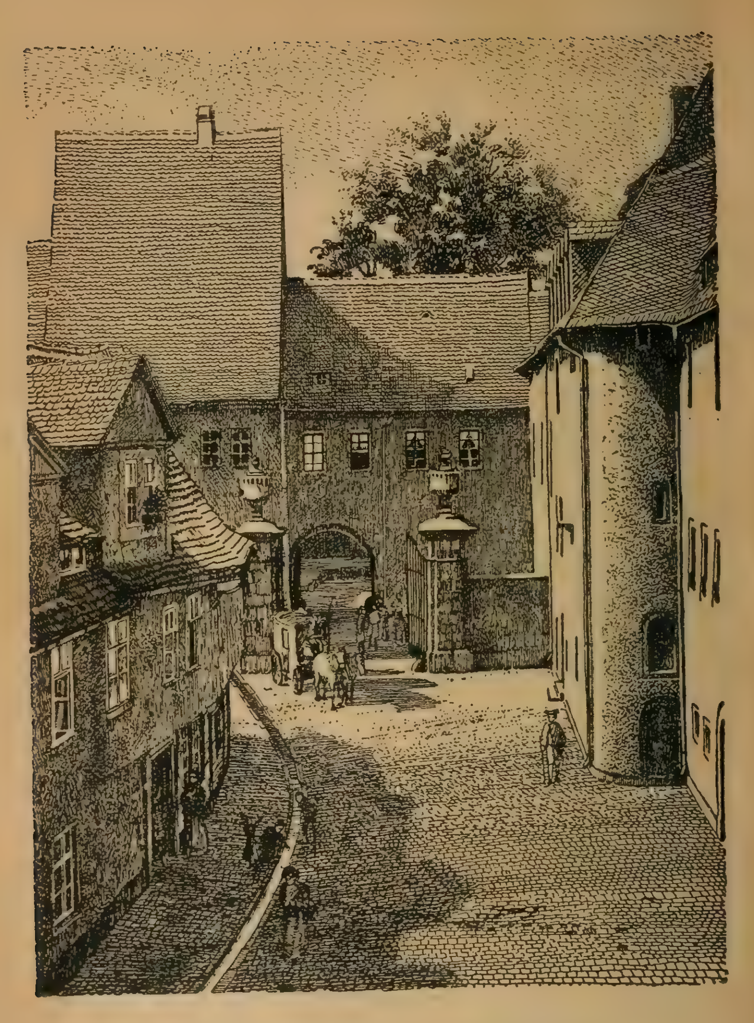
Der Ort selbst war ein armes, altes Landstädtchen, aus krummen, engen, schlechtgepflasterten Gassen und wenigen Plätzen bestehend, noch in Mauern und Toren eingeschlossen, obwohl an keine Verteidigung zu denken gewesen wäre. Ein mächtiges altes Schloß, die bisherige


·J·M·Kraus fec·

Weimar

Residenz der herzoglichen Familie, lag seit anderthalb Jahren zum großen Teile in Schutt und Asche. Die Gegend war nicht besonders fruchtbar, der Fluß, der am Schlosse rauschte, nicht schiffbar; die Handels- oder Heeresstraße, die diese Gegend durchschnitt, ging zwei Meilen nördlich vorbei. Kurz gesagt: ein „Nest". Die meisten Häuser, aus Holz und Lehm gebaut, mit Stroh oder Schindeln bedeckt, mochten als Unterkunft für Hofdiener und Kleinbürger hinreichen; die paar erträglichen Wohnungen für vornehmere Leute wurden sehr selten frei. Und doch lebten in diesem an sich so unbedeutenden Städtchen Viele vom Adel, auch manche hohe Angestellte bürgerlichen Standes und außerdem nicht wenige Gelehrte und Künstler. Weimar war eben von Alters her eine fürstliche Residenz; es hatte namentlich während der jüngst verflossenen vormundschaftlichen Regierung der Herzogin-Witwe Amalie als Pflegestätte der Künste, der schönen Wissenschaften und einer edleren Geselligkeit eine nicht geringe Anziehung ausgeübt. Jetzt erwartete man noch bessere Zeiten von ihrem jungen Sohne, der freier schalten konnte und dem auch ein regsamer Geist sowie ein starker, auf das Gute gerichteter Wille allgemein zugesprochen wurde.

Die Herzogin-Mutter, die nun der Regierungsbürde enthoben war, zählte erst sechsunddreißig Jahre; sie hatte bisher fast nur Pflichten, Sorgen und Lasten gekannt; jetzt erst konnte sie das Leben genießen. Ihren Hof bildeten ein Graf Putbus, der noch neu in Weimar war, ein junger Herr v. Einsiedel und die Fräulein v. Nostitz, v. Stein und v. Göchhausen. Sie wohnte seit kurzem in einem Palais, das ihr nach dem Schloß-



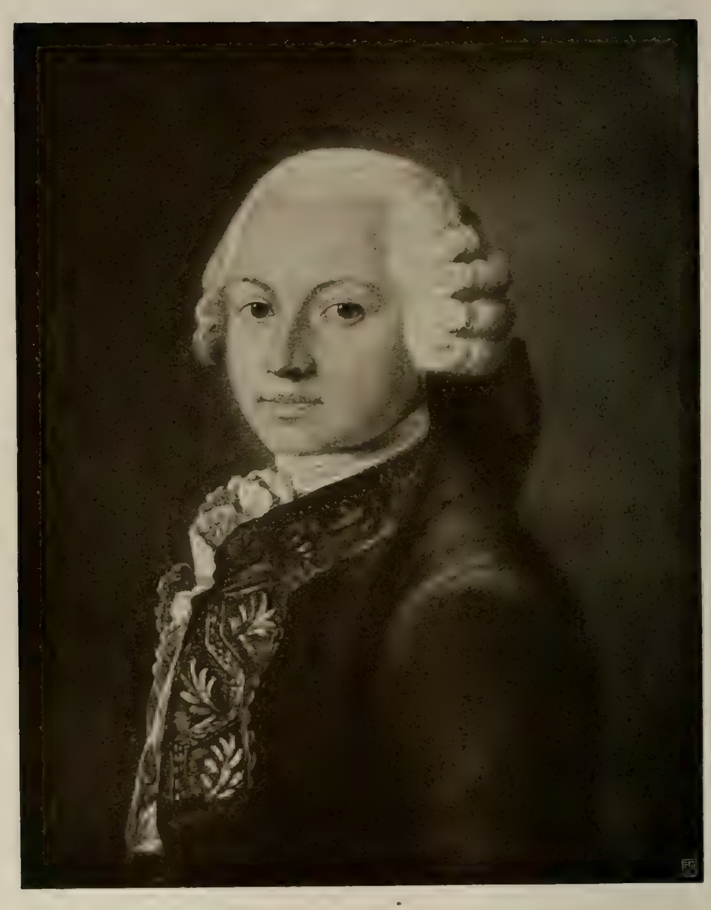
Einfahrt zum Wittumpalais. Von Ludwig Bartning



Herzogin Amalia.

Gemalt von G. M. Kraus.

Gestochen von C. Müller.



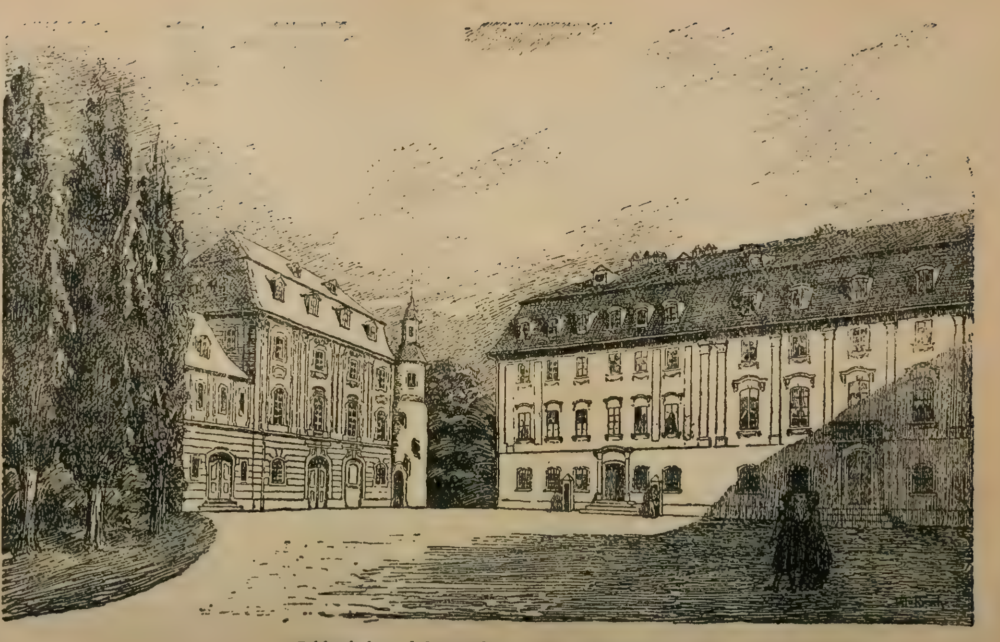
Friedrich Hildebrand v. Einsiedel.

Nach einem Pastell in der Landesbibliothek zu Weimar.

brande ihr erster Geheimer Rat, der Freiherr v. Fritsch, abgetreten hatte. Das war ein Gebäude an der westlichen Stadtmauer, aus einem alten, ehemals klösterlichen, und zwei neugebauten Flügeln bestehend.

Der junge Herzog hatte sich nach der Zerstörung seiner alten Stammburg ein eben von der „Landschaft" für ihre Zwecke errichtetes Gebäude angeeignet; es lag an der östlichen Grenze des Städtchens nahe der abgebrannten Burg, nahe der Bibliothek, der Ilm und den herrschaftlichen Gärten. Dies Gebäude war einem großen, hohen Kasten vergleichbar; es bot in drei Geschossen und einer Mansarde viele Räume; unten hausten nun die Hofbeamten und die Gäste; eine Treppe hoch war die junge Herzogin eingerichtet, zwei Treppen der Herzog, und in der Mansarde genossen die Hofdamen die schönste Aussicht. Ihre beiden Fräulein hatte sich Herzogin Luise aus ihrer Heimat mitgebracht: eine Elsässerin, Adelaide v. Waldner, und eine Schwäbin, Marianne v. Wöllwarth; als Oberhofmeisterin war eine Gräfin Gianini aus Braunschweig gekommen. Zum Oberhofmeister wählte sie den Grafen Görtz, den vormaligen Erzieher und Führer ihres Gemahls.

Der junge Herzog war mit der Bildung seines eigenen Hofstaats noch nicht ganz fertig. Zunächst waltete noch ein alter, behaglicher Herr v. Witzleben als Obermarschall; auch durfte der ehemalige Hofmarschall v. Schardt sich noch öfters wichtig machen; jedoch leitete ein jüngerer Mann aus Schwedisch-Pommern, v. Klinkowström, der Reisemarschall betitelt wurde, jetzt eigentlich den Hof. Der Oberstallmeister Freiherr v. Stein war beliebt; unter ihm stand der zweite Stallmeister v. Wer-



Bibliothek und Fürstenhaus. Von Otto Rasch

thern-Frohndorf. Kammerherren gab es seit kurzem auch — früher hatte man sich mit dem Titel Kammerjunker benügt — aber diesen Titel trugen zunächst nur junge Männer von Stand, die in andern Ämtern hauptsächlich beschäftigt wurden, wie Goethes Reisegenosse, der Kammerrat v. Kalb oder der noch jüngere Moritz v. Wedel, ein Forstmann, den der Herzog sehr gern hatte. Die eigentlichen Kammerherren, die nur Hofdienst versehen sollten, wurden erst noch von auswärts erwartet.

Ein dritter, freilich sehr unbedeutender Hof bestand noch neben dem „verwitweten" und dem „jungen", da des Herzogs noch jüngerer Bruder, Prinz Konstantin, das vierte und letzte Glied der fürstlichen Familie, für sich wohnte. Sein Kavalier war der Hauptmann Karl v. Knebel; er sollte den Prinzen auf eine militärische Laufbahn in fremden Diensten vorbereiten.

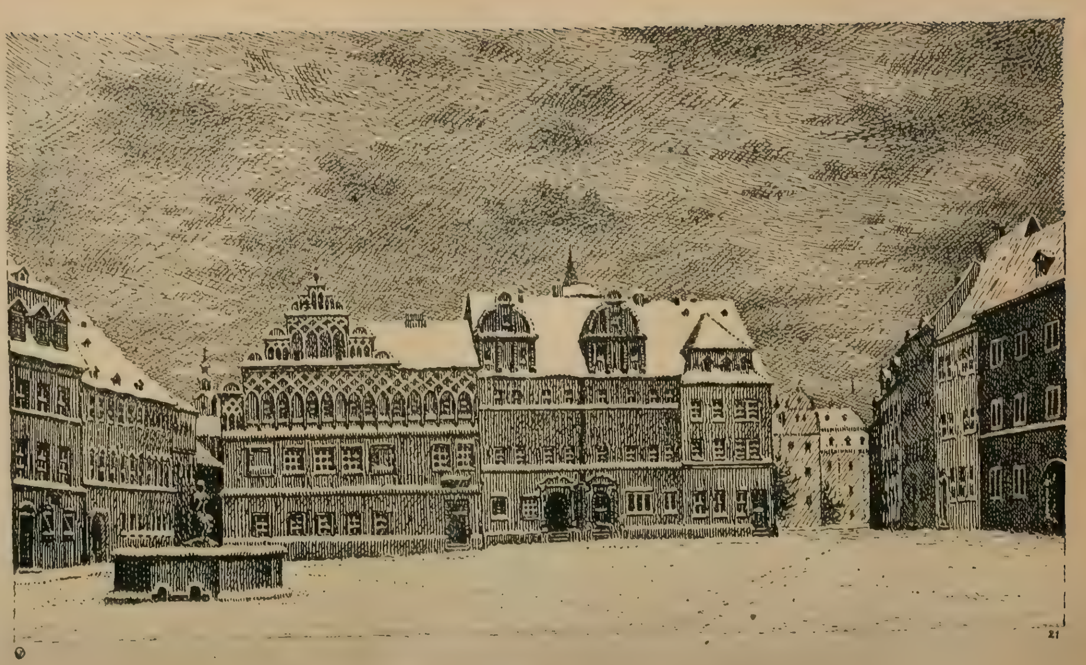
Auch von den bürgerlichen Personen, die an diesen Höfen dienten, waren Einige recht bemerkenswert. Zwar Wieland war schon eine Emeritus, denn seine Schüler Karl August und Konstantin verschmähten jetzt seinen wie allen andern gelehrten Unterricht; aber bei ihrer Mutter wurde er gerade jetzt, wo das Pflicht-Verhältnis aufgehoben war, ein lieber Hausfreund. Seinen jungen Gehilfen am ‚Merkur', Bertuch, hatte sich jetzt der Herzog angeeignet, indem er ihn zu seinem Geheimschreiber und Schatullverwalter machte. Bei der Herzogin-Mutter verwaltete Ludekus diese Ämter. Sie hatte auch einen gelehrten Bibliothekar, Jagemann, einen großen Kenner Italiens, wo er lange gelebt hatte. Der Anführer der Hofmusiker war Kapellmeister Wolf; zu dem

Chor seiner Gehülfen gehörten auch ein paar Sängerinnen und ein einziger Sänger. Die älteren Hofmaler Heinsius und Schumann hatten soeben in Goethes Landsmann Kraus einen Kollegen bekommen; er war ein überaus vielseitiger und brauchbarer Künstler; als Junggeselle stand er für Aufträge und freundschaftliche Scherze immer bereit.

Staats- und Hofdienst waren hier kaum auseinander zu halten, aber eine Anzahl höherer Staatsdiener sah man doch nur selten bei Hof. Ihr oberster, der Geheime Rat v. Fritsch, lebte recht für sich, und ebenso hielt sich der sehr tüchtige Geheime Rat Karl Schmid abseits. Dagegen war sonderbarer Weise der neue Präsident der geistlichen Behörde, Herr v. Lyncker, bei Spiel und Tanz einer der Eifrigsten. Unter den Geistlichen der Stadt fielen eigentlich nur der Prediger Schröter als großer Kenner der Schnecken, Muscheln und Schaltiere und der Oberkonsistorialrat Seidler wegen seiner vielen Kinder auf; der Posten des Oberhofpredigers und Generalsuperintendenten stand schon seit einiger Zeit verwaist. Direktor des Gymnasiums, der einzigen höheren Schule des Landes, war Heinze, als Philologe tüchtig, im Übrigen reizlos; dagegen hatte sich einer unter den Schulkollegen, der Professor Musäus, durch launige Bücher und Theaterstückchen bekannt gemacht. Von den Ärzten genoß Hufeland großes Ansehen, und der Hofapotheker Dr. Buchholz galt für einen großen Naturkenner und erfinderischen Kopf; er war auch wohlhabend, was unter armen Nachbarn immer Ehren einbringt. Unter den jüngeren Beamten zeichneten sich zwei Brüder Karl und Franz Kirms aus;



Einfahrt des Kirmsschen Hauses. Von Ludwig Bartning



Marktplatz, Stadthaus und Kranachhaus. Nach L. Bartning von W. Kubbernuß



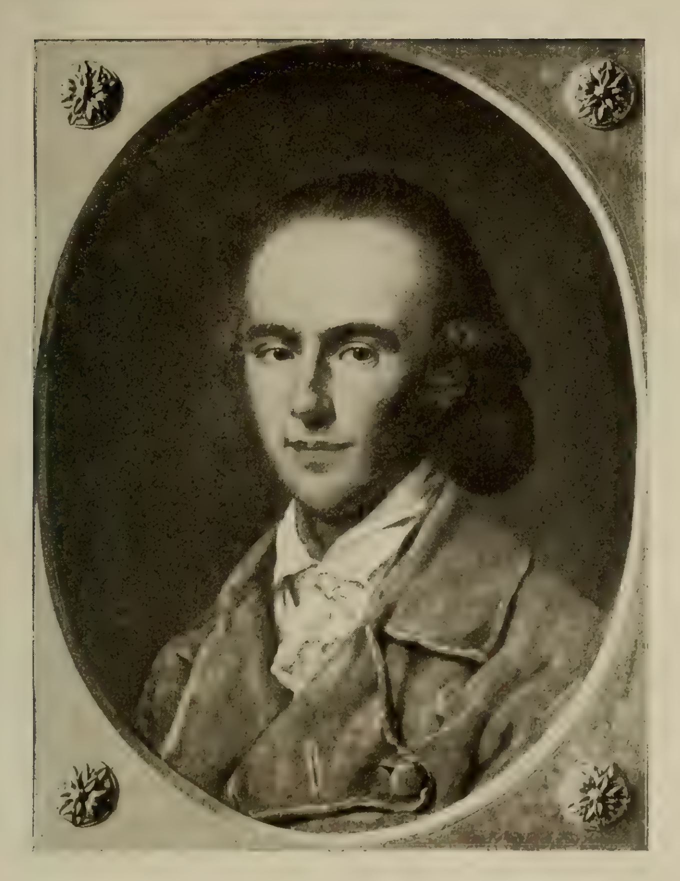
21.

Marktplatz, Rathaus und Marktbrunnen. Nach L. Bartning von W. Kubbernuß

sie bewohnten als Nachbarn Wielands und v. Kalbs eins der stattlichsten und festesten Häuser.

Auch die gemeinen Leute zeigten sich hier geweckter als anderwärts. Ihr Gesichtskreis war weiter, weil der Hof von jeher manchen Fremden in die Stadt zog und manchen Einheimischen zu Reisen veranlaßte; auch führte Das zu allerlei Blutmischung. Wenn zum Beispiel die Herrschaft die Künste pflegte, so kam Das in einem so kleinen Städtchen Allen zu Gute. Musikalische Talente hatte es von jeher viele gegeben; noch lebten hier Manche, die in der Kirche dem Organisten Johann Sebastian Bach gelauscht hatten. Besonders merkwürdig war die Tatsache, daß hier in diesem Lande vor dem Schloßbrande einige Jahre ein sehr gutes Theater bestanden hatte, in dem der Zutritt jedem reinlich gekleideten Bürger ohne Eintrittsgeld vergönnt gewesen war Kein Wunder, daß hier mancher Knabe auf den Gedanken kam, auch ein Künstler oder Gelehrter zu werden.

Alle diese begabten oder sonst merkwürdigen oder auch nur angenehmen Menschen lebten in den wenigen Straßen nahe bei einander. Goethe wurde mit Einigen rasch vertraut; die neue Umgebung regte ihn an und auf, und da kamen denn auch seine Gaben zur geselligen Unterhaltung hier besser als daheim zum Vorschein. Er selber war noch dazu der neue Mann hier, der die Andern aufweckte; überdies dauerten jetzt immer noch die Feste an, mit denen der junge Herzog seinen Regierungsantritt feierte und seine junge Gemahlin in ihre neue Heimat einführte. Es ward gar viel getafelt, getrunken, getanzt, gejagt, gesungen, gepfiffen und gefiedelt. „Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben“



Friedrich Justin Bertuch.

Nach einem Gemälde im Wittums-Palais zu Weimar.



Wieland im Kreise seiner Familie.

Von G. M. Kraus.

In der Landesbibliothek zu Weimar.

schrieb Goethe nach vierzehn Tagen heim. Wie eine Schlittenfahrt: „rasch weg und klingelnd und promenierend auf und ab.“ Welchen Sinn aber sein Aufenthalt hier hatte, war auch ihm noch verborgen. „Gott weiß, wozu ich noch bestimmt bin, daß ich solche Schulen durchgeführt werde!“ Jedoch zweifelte er nicht, daß schon der Orts- und Luftwechsel ihm zum Vorteil gereiche. Diese Schule, meinte er, gebe seinem Leben neuen Schwung.

Immerhin schien ihm selber sein Hiersein ebenso rätselhaft, wie den Herren und Damen Weimars, die dem Frankfurter Poeten zuschauten, der sich Wochen lang zwischen ihnen bewegte. „Ich kann nichts von meiner Wirtschaft sagen“ schrieb Goethe an die Fahlmer; „sie ist zu verwickelt. Aber Alles geht erwünscht. Wunderlich Aufsehn macht's hier, wie natürlich.“

Nur an einer Stelle war er schon zu Hause: „Wieland ist gar lieb; wir stecken immer zusammen, und gar zu gerne bin ich unter seinen Kindern. Sein Weib ist herzebrav.“ Ja, bei Wielands war es wieder eine so gemütliche Haus- und Kinderwirtschaft wie in Zürich bei Lavaters.

Am 26sten November des Abends trafen die Stolberge in Weimar ein, und nun bewegten sich die beiden jungen Edelleute eine Woche lang im Vordergrunde. Jetzt erst stieg die Lust und der Übermut auf's höchste. Denn als die Hofleute sahen, daß auch zwei Reichsgrafen aus altem Geschlecht, die sich überdies rühmen konnten, des frommen Sängers Klopstocks Schüler und

Lieblinge zu sein, ganz wie der Doktor Goethe als geniale Kerle auftraten, da kam der neue Geist erst völlig über die Weimarischen, sodaß sie nun auch in Zungen zu reden begannen. „Wir sind die Könige der Welt" beginnt ein Studentenlied; „wir sind's durch unsre Freude": wer möchte nicht gern auf so angenehme Weise zu so hohem Range sich erheben! Der junge Herzog stand im Studenten-Alter, und die meisten seiner Gefährten waren kaum darüber hinaus; sie mochten nicht sauertöpfisch bei Seite stehen, wenn der Fürst zum Pokulieren und zum Verhöhnen der Philister aufforderte. Kein Wunder, daß es den Stolbergen hier viel besser gefiel als an dem stillen, wohlgeordneten Hofe zu Gotha, wo sie zuletzt vorgesprochen hatten: dort wurde der ‚Werther' mißbilligt, und man war noch immer auf Voltaires ehemaligen Besuch und Briefe stolz. In Weimar ging es hundertmal lustiger her.

Der Herzog ist ein herrlicher achtzehnjähriger Junge, voll Herzensfeuer, voll deutschen Geistes, gut, treuherzig, dabei viel Verstand. Engel Luischen ist Engel Luischen. Die verwitwete Herzogin, eine noch schöne Frau, hat viel Verstand, viel Würde, eine in die Augen fallende Güte, so ganz ungleich den fürstlichen Personen, die im Steiffsein Würde suchen; sie ist scharmant im Umgang, spricht sehr gut, scherzt fein und weiß auf die schönste Art einem etwas Angenehmes zu sagen. Prinz Konstantin ist ein herziges, feines Bübchen. Eine Frau v. Stein, Oberstallmeisterin, ist ein allerliebstes, schönes Weibchen.

Und ebenso tönt es in einem andern stolbergischen Briefe dieser Tage:

Die ganze herzogliche Familie ist, wie keine fürstliche Familie ist. Man geht mit ihnen allen um, als wären's

Menschen wie Unsereiner . . . Einen Abend soupierten wir beim Prinzen, des Herzogs Bruder. Miteins ging die Tür auf, und siehe: die alte Herzogin kam herein mit der Oberstallmeisterin, einer trefflichen, guten, schönen Frau v. Stein. Beide trugen zwei alte Schwerter aus dem Zeughause, eine Elle höher wie ich, und schlugen uns zu Rittern. Wir blieben bei Tisch sitzen, und die Damen gingen um uns herum und schenkten uns Champagner ein. Nach Tisch ward Blinde Kuh gespielt; da küßten wir die Oberstallmeisterin, die neben der Herzogin stand. Wo läßt sich Das sonst bei Hofe tun?

Die Vormittage verweilten die Grafen gewöhnlich bei Goethe oder bei demselben Wieland, den sie kürzlich noch, wie alle Göttinger Hainbrüder, als einen Verderber der teutschen Nation am liebsten erdolcht oder erwürgt hätten; sie lernten ihn nun als einen gar guten Menschen und Hausvater lieben. Mittags von Zwei bis Fünf speisten und unterhielten sie sich bei Hofe; die Abende verbrachten sie wieder bei der Herrschaft oder wo sonst musiziert und getanzt wurde. „Einen Abend las Goethe seinen halbfertigen ‚Faust' vor; „es ist ein herrliches Stück; die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Szenen." Mehr als einmal erging sich Fritz Stolberg in seiner Schwärmerei für das alte, echte Deutschtum. Auch sein ‚Freiheitsgesang' kam zum Vorschein, und der neue Tyrann von Weimar und Eisenach las schmunzelnd den Hymnus an das kommende Jahrhundert:

Donner entrollen deinem Fußtritt, und es stürzen dahin
Die Throne, in die goldne Trümmer Tyrannen dahin!
Du gießest aus mit blutiger Hand der Freiheit Strom!
Er ergeußt sich über Deutschland. Segen blüht
An seinen Ufern, wie Blumen an der Wiese Quelle.

„Wollen Sie das Gedicht nicht dem großen Friedrich zueignen?“ fragte Karl August; „Sie gehen ja über Berlin.“ Und Stolberg reimte sogleich in Knittelversen eine bittere Widmung an den alten preußischen Helden-König, der von der Freiheit genau so wenig hören mochte wie von der Deutschheit.

Als die Trennung nahte, fiel sie Allen schwer. Die Brüder hätten gern ihren Goethe mitgenommen, aber davon wollte Karl August nichts hören; vielmehr ward ausgemacht, daß der jüngere Graf sehr bald nach Weimar zurückkehren und dort als Kammerherr sich dem neuen Hofe anschließen sollte. Fritz Stolberg freute sich ehrlich auf dieses, sein erstes Amt.

Wieviel Gutes verspreche ich mir von einem Orte, wo der Guten so viel sind! Wo eine fürstliche Familie die wahre Hoheit empfindet und so gut ist und so edel und glücklich. Wo am Hofe so brave Männer sind und liebe, liebliche Weibchen!

Auch diese Gäste bezeugten, daß unter den Damen am Hofe die Frau v. Stein zu den anmutigsten und angenehmsten gehörte. Sie war allerdings aus der Jugend schon herausgetreten: dreiunddreißig Jahre zählte sie, und elf Ehejahre lagen hinter ihr. Aber ihre kleine, schlanke Gestalt war mädchenhaft geblieben; ihre Bewegungen leicht, federnd, zierlich, sie zeichnete sich aus in künstlichen Tänzen. Ihrem Gesicht nach hätte sie Südländerin sein können: bräunlicher Ton der Haut, der auf den Wangen zum Rotbraun wurde, tiefschwarzes Haar, große schwarze Augen. Ihre Stimme war wohl-



Charlotte v. Stein. Goethe-Nationalmuseum in Weimar

klingend, ihre Sprache gleichmäßig ruhig. Ihr ganzes Wesen sanft, zuweilen etwas bedrückt, zart nach überstandener Krankheit. Sie hatte im Leben nie ein großes Glück genossen und war kaum jemals ihre eigene Herrin gewesen, denn nach der Kindheit unter den Augen eines strengen und wunderlichen Vaters, des vorhin genannten Hofmarschalls v. Schardt, war sie Hoffräulein bei der recht oft launischen Herzogin-Regentin geworden, und dann hatte sie als verheiratete Frau sieben Kinder getragen, geboren, gepflegt und vier davon wieder verloren. Sie erwartete auch von der Zukunft nicht viel Gutes mehr. Als Tochter einer aufrichtig christlichen Mutter war sie in der Überzeugung aufgewachsen, daß die irdischen Dinge eitel, unbeständig und letzten Endes wertlos seien; sie war nicht mehr gläubig-fromm, aber doch eine Entsagende geblieben, mehr dem Zuschauen, als der Tätigkeit oder dem Genusse ergeben. Als Gattin des Oberstallmeisters und ehemalige Hofdame konnte sie sich den Unterhaltungen bei Hofe, zumal in dieser festlichen Zeit, nicht entziehen, aber man merkte wohl, daß sie eine Eigene, eine halb Abwesende war. Unter ihren Standesgenossen galt sie für eine Gelehrte, denn sie las viel, sprach über Bücher und führte gern Stellen an, die sie darin gefunden. Für ihren Umgang bevorzugte sie die Kenntnis- und Gedankenreichen, in den letzten Jahren zum Beispiel den Dichterfreund Karl v. Knebel und den jungen Dichter und Musiker Friedrich v. Einsiedel. Durch zwei Badereisen nach Pyrmont war sie, wie wir schon wissen, mit dem berühmten Hofrat Zimmermann befreundet worden, der sie dann wieder mit einigen seiner zahlreichen Bekannten verband. Durch

ihn wußten ja auch Goethe und Frau v. Stein schon von einander, ehe sie sich noch gesehen hatten; daher fühlten sie, als sie sich mit Augen begegneten, sogleich eine Zusammengehörigkeit, eben weil sie über diesen gemeinsamen Freund plaudern und mit ihm Briefe unter einem Umschlag wechseln konnten. Wichtiger aber war, daß sie auch sogleich über zwei Schutzbefohlene gemeinsam wachten, über den achtzehnjährigen Herzog und seine ebenso junge Gemahlin. Frau v. Stein hatte den nunmehrigen Landesherrn in ihrer ersten Hoffräulein-Zeit noch auf den Armen getragen; seine Gattin aber war von dem geschäftigen Zimmermann gleichfalls schon aus der Ferne an Frau v. Stein verwiesen worden. In Dieser werde sie die Freundin finden, die ihr not tue, hatte Zimmermann der hessischen Prinzessin versichert. Und nicht mit Unrecht, wie er ja auch damals gut gesehen hatte, als er eine große Anziehung zwischen Goethe und Frau v. Stein voraussagte.

Es scheint, daß Charlotte anfangs an dem steifen, wortkargen und nicht sehr höflichen Benehmen Goethes in größerer Gesellschaft Anstoß nahm; gerade sie hatte sich den Dichter des ‚Werther' und den von Zimmermann so Hochgerühmten anders vorgestellt. Aber bald bewies er, daß er doch auch in mündlichem Vortrag, in der Unterhaltung mit guten Freunden ein Zauberer sein konnte, und erst recht nahe kam er ihr, als sie in ihren eigenen Zimmern seinen Besuch empfing. Diesen Besuch wiederholte er sehr bald auch auf ihrem Landgute Großkochberg, das sieben Wegstunden südlich von Weimar lag. Schon in den ersten Tagen des Dezember, gleich nach der Abfahrt der Stolberge, begab sich

Goethe zum ersten Male dorthin, wahrscheinlich, weil der Herzog sich um dieselbe Zeit im nahen Rudolstadt aufhielt und seine Gesellschaft zur Rückreise begehrte.



Schloß Kochberg

Hier in ihrer Burg trat ihm die Stein als Landedelfrau entgegen; mehr als in der Stadt spürte er jetzt die Frische ihres Wesens, denn sie war zuweilen frisch wie die freie Luft der Kochberger waldreichen

Höhen, gar nicht zimperlich, gar nicht gefühlsschwellend, gar nicht umständlich. Als sie dann drinnen in warmer Stube saßen, am Kamin, wo die Flammen auf den Buchenscheiten hin und her gaukelten und die Gestalten erhellten, die dem Feuer zunächst saßen, da fühlten sie sich durch die dicken Mauern des festen Hauses nicht bloß vom Winterwetter, sondern von aller Welt abgeschieden. Die Gespräche wurden vertraulicher, offener, und unvermerkt schlossen die Beiden einen Bund. Sie erkannten in einander den gleichen Adel, nämlich die Reinheit der Zwecke und Mittel, die Uneigennützigkeit, das Fernsein vom Haufen. Und bei Beiden richtete sich der gleiche gute Wille jetzt vornehmlich auf den gleichen Gegenstand: das junge herzogliche Paar, das der Führung bedurfte. Also fühlten sie sich als Freunde; der junge Mann saß am Schreibtische der Dame und schrieb zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag auf diesen Tisch seinen Namen und das Datum: Goethe d. 6. Dez. 75.

Vielleicht hatte er sich daran gesetzt, um zu einem Briefe der Schloßherrin an Zimmermann ein paar Sätze hinzuzufügen. Jedenfalls sah der berühmte Arzt in Hannover bald schwarz auf weiß vor sich, daß seine Erwartung eingetroffen war. Am 29sten Dezember antwortete er der Frau v. Stein:

Es wundert mich keineswegs, daß Herr Goethe in Weimar allgemein gefallen hat. Wem ein so glänzender, so allgemein bestätigter Ruhm vorausgeht, wer überdies beim ersten Blick den Blitz in den Augen trägt, Der hat wohl alle Herzen durch seine unendlich liebenswürdige Gutmütigkeit rühren müssen und zugleich durch die Ehrenhaftigkeit, die mit seinem erhabenen und durchdringenden Genie

gepaart ist. Ach, meine Freundin, wenn Sie ihn in seinem Vaterhause gesehen hätten, wenn Sie gesehen hätten, daß dieser große Mensch gegen seinen Vater und seine Mutter der ehrenhafteste und liebenswerteste Sohn ist, so müßten Sie sich wohl viel Mühe geben, „um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen."

Tadeln wir die großen Männer nicht! Fehlte Dem, was sie getan haben, nur ein Zug, so würde zugleich das Große fehlen, was wir an ihnen bewundern.

Zimmermann pflegte französisch zu schreiben, und auch in diesem Briefe waren nur die Worte deutsch: „um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen." Diese Wendung hatte Goethe in Straßburg gebraucht, als er den Schattenriß der Frau v. Stein sah, und Charlotte mochte den ihr mitgeteilten Ausdruck wiederholt haben. Die Antwort beweist aber auch, daß sie den neuen Freund nicht unbedingt gelobt hatte. Zimmermann aber suchte diese neue Freundschaft noch anzufachen. „Insgemein hat man nur eine Seele, aber Goethe hat hundert." Diesen Ausspruch Lavaters gab er jetzt weiter. Von sich aus setzte er hinzu: „Wenn Sie es wagen, geben Sie ihm in meinem Namen einen Kuß!" Die Küsse besagten damals auch zwischen Männern und Frauen nicht viel mehr, als zu andern Zeiten ein herzlicher Händedruck: hüten mußte man sich vor Freundschaftsküssen nur, wenn das Herz schon allzu laut für den Andern sprach! Glaubte der sehr scharfsichtige Arzt bereits, in Charlottens Briefe solche lebhaften Gefühle zwischen den Zeilen zu lesen?

Wenn zu jener Zeit Menschen sich befreundeten, so pflegten sie einander ihre Lebensgeschichte zu erzählen; zu allen Zeiten aber regt ein solcher neuer Mann, wie Goethe in Weimar jetzt war, die Frage an, ob ihm noch eine weibliche Lebensgenossin beigegeben werden kann. Goethe sprach zu seinen neuen Nächsten auch über sein sonderbares Verhältnis mit Lilli.

Holde Lilli, warst so lang
All' mein' Lust und all mein Sang:
Bist, ach, nun all mein Schmerz — und doch
All mein Sang bist du noch!

Das schrieb er in einen Brief an den Herzog, und ebenso machte er gegen Wieland, Knebel und Frau v. Stein aus seiner halb verkohlten, halb noch brennenden Liebe kein Hehl. Hier in dieser Umgebung von Edelleuten lernte er auch ihre Art des Herumstreifens und Naturgenusses, die Jagd, kennen; nun tat auch er zuweilen so, als ob ihm daran gelegen sei, einen Hasen oder ein Rebhuhn zu erlegen. Aber der rechte Jägersinn kam nicht über ihn.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Lausch' mit dem Feuerrohr —
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst itzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Tal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich's dir nicht einmal?

Des Menschen, der in aller Welt
Nie findet Ruh und Rast,
Dem, wie zu Hause, so im Feld
Sein Herze schwillt zur Last.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als säh' den Mond ich an;
Ein süßer Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir getan.

Erst recht dachte er oft an Lilli, wenn die jungen Dämchen hier vor ihm flatterten, seine Aufmerksamkeit suchten und ihn auch wohl eine kurze Zeit fesselten. Ein neuer Reiz stimmt uns gar leicht verliebt, und auf Maskenbällen, Schlittenfahrten und andern Winterfreuden kommen junge Leute in wenigen Stunden einander erstaunlich nahe; sie kennen sich erst seit gestern und denken schon an ein Beisammenbleiben für das lange Leben. Aber Goethe gewann allemal sehr bald seine Ruhe wieder; dann war es ihm, als sei er keiner wirklichen Liebe mehr fähig, als habe sein Herz die Liebeskraft im Dienste Lillis verbraucht. Sie hatte ihm einst ein goldenes Herz geschenkt, vielleicht hatte er es ihr auch geraubt: er trug es immer noch wie einen Talisman auf seiner Brust.

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Herzen trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lilli, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Täler und Wälder wallen!
Ach, Lillis Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen!

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt:

Er schleppt des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach!
Er ist der alte, freigeborene Vogel nicht:
Er hat schon Jemand angehört.

Zimmermann hatte bereits in Frankfurt mit eigenen Augen gesehen, „daß der Herzog in Goethe ganz verliebt war." Nun erfuhr er durch Frau v. Stein, daß diese Liebe sich keineswegs vermindere. „Ich wünsche Herrn Goethe alles mögliche Ansehen an Ihrem Hofe" antwortete er. „Höflinge (entschuldigen Sie die unwürdige Bezeichnung!) dieser Art können neben einem so weisen, scharfsichtigen und aufgeklärten Fürsten, wie der Herzog ist, bei Ihnen ein goldenes Zeitalter hervorrufen, das in der Geschichte Epoche machen und bei der Nachwelt die sogenannten großen Taten der großen Höfe und großen Nationen auslöschen wird."

Ein Höfling von besonderer Art schien also der Sohn der freien Reichsstadt, der berühmte Dichter, jetzt plötzlich zu werden. Er mußte sich wohl besinnen, ob er diesem Anschein Recht oder Unrecht geben wolle. Sollte er hier in Weimar bleiben? Und unter welchem Titel? Wäre er von Adel gewesen, so hätte ihn der Herzog als Kammerherrn in den Hofdienst einreihen können; Niemand hätte dann an der Vorliebe des Fürsten für ihn Anstoß genommen. Dann hätte er auch als Kavalier des Herrn bei Hofe an dessen Tische speisen und nachher mit dessen hochfürstlicher Gemahlin Karten spielen dürfen, während jetzt der Dr. Goethe zu andern bürgerlichen Gästen und zu den Jüngeren von Adel an die

Marschallstafel verwiesen wurde. Oder wäre er ein alter Mann mit einer Glatze und etlichen Silberlocken gewesen, so hätte hier in Erfüllung gehen können, was Wieland und Andere gern in Romanen schilderten, nämlich das stille, für ein ganzes Land segensreiche Wirken eines Philosophen, dem ein Fürst sich anvertraut, wie ein Knabe sich an seinen erfahrenen und weisen Vater lehnt. Aber Goethe war ein junger, leidenschaftlicher Dichter und nebenbei Frankfurter Advokat: was ein Solcher in Weimar Gutes ausrichten sollte, war schwer auszudenken. Sah man ihn trotzdem oft in der Nähe des Herrn, so konnte man nur fragen, ob diese auffällige und merkwürdige Auszeichnung einem eigennützigen Gunstjäger oder einem ehrlichen Manne zufalle.

In Wahrheit lag hier nichts vor als die Freundschaft zweier Jünglinge, von denen der Eine zufällig ein Herzogtum geerbt hatte. Sie tauschten ihre Erlebnisse und Eindrücke aus; sie sprachen alles Menschliche durch; sie philosophierten also doch auch in ihrer Weise. Dabei war Goethe der Kundigere, der dem um acht Jahre Späteren große Stücke der Welt aufschließen konnte; aber es waren doch auch nur acht Jahre Unterschied, soviel wie zwischen zwei Brüdern. Dem Dr. Goethe haftete nicht der ehemalige Lehrer und Aufseher an wie dem Grafen Görtz oder dem Hofrat Wieland. Er und Karl August redeten ganz vertraulich mit einander; sie stimmten zusammen, denn sie glaubten beide an Wahrheit, Freiheit und Natur; sie haßten den Zwang, die Heuchelei, das gesellschaftliche Komödienspiel; sie fühlten sich zum gemeinsamen

Kampf aufgefordert gegen eine veraltete, verkünstlichte Welt.

In die Staatsverwaltung sich einzumischen: wie hätte Das dem Dichter Goethe in den Sinn kommen können? Was da in den Aktenstuben referiert, deliberiert, resolviert, protokolliert, kopiert, vidimiert und signiert wurde, betraf ja doch recht kleine Verwaltungs- oder Streitfragen und reizlose Aufgaben. Wer keine Abhandlung über die Schnecken schreiben will, ermüdet bald, ihnen zuzusehen. Aber zuweilen kamen der Fürst und sein Freund doch auch auf die Staatsdiener zu sprechen, mit deren Hülfe das weimarische Völkchen von sechzig und das eisenachische von dreißig Tausend Seelen glücklich gemacht werden sollte. Karl August hatte den begreiflichen Wunsch, möglichst viele erträgliche Mitarbeiter unter ihnen zu haben. Diener, vor denen der junge Herr sich nicht zu fürchten brauchte, Männer, die auch ihm etwas geben konnten.

Und so tauchte denn zum Beispiel die Frage auf, ob Goethe keinen Geistlichen kenne, der sich zum weimarischen Hofprediger und Generalsuperintendenten eigne und auch ein angenehmer Gesellschafter sein werde. Sofort dachte er an Herder. Er wußte, daß Dieser in Bückeburg nur mißvergnügt noch eben ausharrte und sich bereits um ein Lehramt an der Göttinger Universität bemühte. Jedenfalls mußte man diesem Freunde einen Wink geben. Goethe tat es am 12ten Dezember und lobte Weimar: „Mir ist's wohl hier, in aller Art; Wieland ist eine brave Seele und die Fürstenkinder edel, lieb und hold." Er fragte auch bei Lavater an, wen er für dies geistliche Oberamt vor-

schlage, denn Lavater war für die junge Herzogin wie ein Orakel, und so hielt nach ihren und Goethes Erzählungen auch der Herzog schon große Stücke auf ihn. Man fragte auch den Statthalter von Erfurt, Karl von Dalberg, um seine Meinung, denn auch Dieser besaß seit Jahren das größte Vertrauen der weimarischen Fürstenfamilie; allerdings war es ein Zeichen einer sehr neuen Zeit, daß man ein Gutachten über einen lutherischen Kirchenmann von einem Katholiken erbat, noch dazu von einem künftigen Erzbischofe, denn auf das Erbe im Erzbistum Mainz hatte der freundliche Nachbar in Erfurt die allerbeste Aussicht. Dalberg rühmte Herders „Geist und Kraft", Lavater tat das Nämliche; Goethe versicherte darüber hinaus, sein Freund werde auch politisch klug sein und weder als orthodoxer, noch als freidenkerischer Pfaffe sich durch Streitereien und Stänkereien über den Teufel, die Ewigkeit der Höllenstrafen, das Geheimnis der Dreieinigkeit und dergleichen theologische Zankäpfel lästig machen. Als die Sache einmal auf dem Tapet war, wurde er immer eifriger, Herdern diesen Posten zu verschaffen; vielleicht dachte er auch noch mehr, als er selber versicherte, an Herders „Wibele", die sich nach seiner Meinung in Weimar wohler fühlen würde, als in Bückeburg oder Göttingen. Die beiden Herzoginnen wünschten sich gleichfalls Herders und der Herderin künftige Unterhaltung.

Aber Widerstand erwuchs ihnen auch: unter den Geheimen Räten, in der Bürgerschaft, und zumal unter den Geistlichen, die sich selber für dies Amt geeignet hielten oder doch wenigstens einen Einheimischen begünstigt sehen wollten. Mit Grund wurde vorgebracht:

in Herders Schriften zeige sich eine bedenkliche Freigeisterei. Also sollte Goethe jetzt für Herders Rechtgläubigkeit eintreten! Er bat den Freund, ihm wenigstens einen anerkannt orthodoxen Theologen zu nennen, der, wenn man ihn von Weimar aus befragte, für Herder ein gutes Zeugnis ablegen würde. Er fragte auch, wie Herder mit dem alten Jerusalem in Braunschweig stehe, denn Dieser war von Jugend auf die geistliche Leuchte für die Herzogin Amalie gewesen.

Herder hatte inzwischen in Göttingen Verdruß gehabt; er sehnte sich ehrlich jetzt nach Weimar, und Goethe verbiß sich noch mehr in den Wunsch, ihm diesen Dienst zu erweisen. „Ich muß Das stiften, eh' ich scheide."

Ja, wann wollte er scheiden? Und wohin ging dann die Reise? Da er so nahe bei Leipzig war, gedachte er seine dortigen Erinnerungen aufzufrischen. Dort konnte er auch mündlich über die Drucklegung von Lavaters Physiognomik verhandeln, denn diesem Freundeswerke widmete er immer noch viel Zeit. Von seinen eigenen Sachen wurde jetzt die ‚Stella' gedruckt; Mylius in Berlin zahlte ihm 20 Taler dafür, eigentlich nur, um mit dem Dichter, von dessen ‚Doktor Faust' schon so viel Rühmens gemacht wurde, ins Geschäft zu kommen.

Zumeist vergingen Goethes Tage, ganz gegen seine frühere Gewohnheit, mit Gesprächen, Besuchen und Lustbarkeiten. Es war ein „Umtrieb" von Morgens zur Nacht, „in verbreiteter Wirtschaft und Zerstreuung,"

und dieser Umtrieb wirkte wie eine heilsame Kur auf sein Gemüt. Bald entstand auch Schlittenbahn, und die Teiche froren zu. In Weimar war das Schlittschuh-Laufen bisher nur ein Vergnügen der gemeinen Leute gewesen; es ward also auch nur in einer groben Weise betrieben. Goethe lehrte und zeigte den Damen und Herren bei Hofe, daß der Eislauf eine herrliche Kunst sein kann; er sprach vor ihnen Klopstocks Oden zu Ehren dieser gesundesten Bewegungslust und gewann eine rasch wachsende Schar von Anhängern, zumal da ein Husaren-Rittmeister v. Lichtenberg, den der Herzog aus Preußen berufen und in Gunst genommen hatte, in das gleiche Horn blies; er war in Holland ein Meister dieser Kunst geworden. Nun zeigten sich der Herzog und die Herzogin häufig auf dem Teiche im ‚Baumgarten'. Die Damen, die nicht mehr selber das Laufen lernen wollten, ließen sich in Schlittenstühlen über das Eis schieben; aber fast alle Jüngeren übten sich unter Goethes und Lichtenbergs Anleitung, während Goethes Diener Philipp Seidel die ganz jungen Knaben in seine Lehre nahm.

Der Herzog und seine Gemahlin waren noch immer zu Antrittsbesuchen bei den fürstlichen Vettern verpflichtet, und so begaben sie sich am 23sten Dezember an den Musterhof zu Gotha. Zu gleicher Zeit ritten Karl Augusts eigentliche Freunde Goethe, Kalb, Einsiedel, Bertuch, in freiem Behagen nach der entgegengesetzten Richtung, über Jena hinaus in eine abgelegene Försterei, Waldeck genannt. Bertuch war ihr Führer; er hatte des dortigen Wildmeisters Tochter zu seiner künftigen Eheliebsten ausersehen. Berg auf, Berg ab,

durch ein Stück Wald nach dem andern ging's, durch Regenschauer und Wind, und schließlich saß man ganz einsam im warmen Stübchen zwischen den hohen Fichten, bei natürlich guten Menschen. Ehe er sich legte, hatte Goethe noch das Bedürfnis, seinem fürstlichen Freunde, dessen Scheu vor Gotha er kannte, einen Gruß dahin zu senden. Als aber das weiße Blatt vor ihm lag, fiel ihm ein Lied ein, das in seinem ersten ‚Götz' im Lager der Zigeuner gesungen wurde; bei der gedruckten Fassung des Stückes hatte es wegfallen müssen: Schade darum!

Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald in der Winternacht
Ich hör' der Wölfe Hungergeheul,
Ich hör' der Eule Schrei'n.
Wille wau wau wau, Wille wo wo wo,
Wite hu!

Mein Mann, Der schoß eine Katz am Zaun,
War Anne, der Nachbarin, schwarze liebe Katz.
Da kamen des Nachts sieben Werwölf zu mir,
War'n sieben, sieben Weiber vom Dorf.
Wille wau wau wau, Wille wo wo wo,
Wite hu!

Ich kannte sie all', ich kannte sie wohl:
S' war Anne mit Ursel und Kätt'
Und Reupel und Bärbel und Lies und Gret';
Sie heulten im Kreise mich an:
Wille wau wau wau, Wille wo wo wo,
Wite hu!

Da nannt' ich sie all' beim Namen laut:
„Was willst du, Anne? Was willst du Kätt'?

Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich
Und liefen und heulten davon:
Wille wau wau wau, wille wo wo wo,
Wite hu!

War Das ein sonderbarer Anfang für den Brief an einen Fürsten? Nun, zwischen diesen Beiden war Alles gültig, was der Genius im Augenblick eingab!

Daß mir in diesem Winkel der Welt, nachts, in dieser Jahreszeit, mein alt Zigeunerlied wieder einfällt, ist ebenso natürlich, lieber, gnädger Herr, als daß ich mich gleich hinsetze, es Ihnen aufzuschreiben und hinterdrein einen Brief zu sudeln; denn ich vermisse Sie wahrlich schon, ob wir gleich nicht zwölf Stunden aus einander sind.

Dann erzählte er vom verflossenen Tage und seinen Gefährten.

Drunten sitzen sie noch, nach aufgehobenem Tische, und schmauchen und schwatzen, daß ich's durch den Boden höre, Einsiedels klingende Stimme voraus ....

Ich hab' Sie etliche Mal auf dem Ritt gewünscht. Auch hier. Es würde Ihnen wohl sein! ...

Gehab' dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die Dich umglänzen,
Und all' den Gesichtern,
Die Dich umschwänzen
Und umkredenzen!
Findst doch nur wahre Freud' und Ruh
Bei Seelen grad und treu wie Du!

Als er vom nächsten Schlaf erwachte, stand der Morgenstern gar herrlich am Himmel. „Du sollst von nun an mein Wappen sein!" rief Goethe aus. Es war Sonntag und zugleich der Tag, der mit dem heiligen Abend des Christfestes endet. Aber in die Kirche

mochte Keiner der jungen Männer gehen. Sie fühlten sich hier in einer seltsamen Abgeschiedenheit von der Philisterwelt so wohl und mochten in dieser Freiheit nur die reine Natur genießen. Hier müsse man im Homer lesen, meinte Goethe, und schickte zum Pfarrer, ob er ihm diesen Dichter leihen könne. Antwort: der Pastor besitze das Buch nicht, vielleicht der Rektor in Bürgel. Also lief ein Bote nach Bürgel, und Goethe las unterdessen in der Bibel: sie hat ja auch herrliche Bilder des altertümlichsten, natürlichsten Lebens.

Dann trieb er sich mit den Gefährten im Freien herum; Bertuch führte zu Felsen und Aussichten, zu Brunnen und Fischkasten, zu einem Lieblingsplatze, den er sich mit seinem Mädchen angelegt, wo er Rasenbänke und ein Hüttchen gebaut. Jetzt war mildes Wetter und Sonnenschein, aber auf dem nahen Teiche trug noch das Eis, und so verlangte man sehr nach den Schlittschuhen, die ein Bote aus Weimar nachbringen sollte. Gar greulich fluchte und wetterte Goethe, daß der Mann so lange ausblieb, und erst recht stampfte und schimpfte er, als der Kerl kam und gerade diesen Auftrag vergessen hatte. Nach Tische aber traf ein zweiter Bote ein, der das Ersehnte mitbrachte. Nun glitt Goethe auf dem Eise dahin, malte seine Bogen darauf, versuchte seine Künste; nun ward ihm wohl.

Der Weihnachtsabend senkte sich über den winterlich kahlen Wald. Drinnen im Forsthause saßen die jungen Stadtherren in der Stube, würfelten, spielten Karten und trieben andere Scherze. Nicht viel anders vergingen die beiden Festtage; man ritt nach Bürgel; Goethe las in der Odyssee, die er endlich aufgetrieben;

dann kam man auf sein Singspiel ‚Klaudine von Villa bella‘ zu sprechen; man dachte sich in die Räuber Rugantino und Basko hinein, die darin auftraten: „Wie möchte es sein, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären?“ O, Dieser und Jener könnte leicht eine Miene machen, daß sich ehrliche Leute vor ihm bekreuzigten. Sie wechselten die Kleider, um diebischer auszusehen; der Maler Kraus war nachgekommen und half jetzt mit in diesem Mummenschanz. Auch davon erzählte Goethe seinem gnädigen Herrn.

Kraus . . . sah in Bertuchs weißem Tressenrock und einer alten Perücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bürschchen, und ich in Kalbs blauem Rock mit gelben Knöpfen, roten Kragen und vertrotteltem Kreuz, und Schnurrbart wie ein Kapital-Spitzbube aus.

Ja, nach solcher Freiheit konnte wohl dem armen Fürsten-Jüngling, der jetzt in Gotha jeden Schritt abmessen, jedes Wort vorher bedenken mußte, das Wasser im Munde zusammen laufen. Er machte kein Hehl daraus, als er Goethen sogleich antwortete.

Wie sehr wünschte ich, mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und zwar mit Dir! Ich sehe sie alle Tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Ebene, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, luftiges Wesen in Samt und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz schwindlich und übel wird und alle Abend mich dem Teufel übergeben möchte. Es sind hier der Leute comme il faut so viel und wissen so genau ihre Fischpflicht, daß ich stets die S. N. möchte kriegen.[1])

[1]) S. N.: Schwerenot, Fallsucht. — Fischpflicht: In der neuesten Erzählung Wielands ‚Das Wintermärchen‘ oder

„Mache doch, daß Du hierher kömmst!“ fügte Karl August hinzu. „Die Leute sind gar zu neugierig auf Dich.“

Goethe fuhr also, kaum nach Weimar zurückgekehrt, nach Gotha weiter, wo er mitten in der Nacht auf einer Redoute anlangte. Den folgenden Tag brachte er dort bei Hofe zu; dann reiste er mit seinem herzoglichen Paare nach Weimar zurück. „Ich hab' ihn in Allem kaum eine Viertelstunde gesprochen“ berichtete nachher sein alter Freund Gotter an den andern Freund Lenz. „Er weiß noch nicht, wie lang' er in Weimar bleiben wird, wo er den Günstling in bester Form und Ordnung spielt und den ihm eigenen vertraulichen, nachlässigen, hingeworfenen Ton überall eingeführt hat.“

Am Sylvester- und Neujahrstage war Goethe schon wieder unterwegs, diesmal mit seinem Herzoge in Erfurt beim lieben Statthalter. Und von da ging er weiter nach Stetten, wo die Familie v. Keller ihren Sitz hatte; Wieland war eben dort zu Besuch und hatte ihn im Namen seiner Freundinnen eingeladen. Diese Freundinnen waren die Dame des Hauses und

---

‚Der Fischer und der Geist‘ werden die in der Pfanne bratenden Fische dreimal von einer Fee gefragt: „Ihr Fische, tut ihr eure Pflicht?“ Darauf antworten sie: „Der Pflicht vergessen Wir Fische nie; Haben viel Müh' Und karg zu essen. Bau'n spät und früh Uns luft'ge Schlösser. Hätten's gern besser Statt immer schlimmer Und raten immer Und treffen's nie.“

ihre Tochter Julie, die seit kurzem an den Geheimen Rat v. Bechtolsheim in Eisenach verheiratet war, in diesen Tagen aber wieder in der Heimat weilte. Mit ihr, die ein zartes poetisches Talent hatte, tauschte Wieland zuweilen Gedichte aus; „Psyche" redete er sie darin an. Goethe kam in bester Stimmung in dieses Haus oder geriet sogleich in fröhliche Laune, und Wieland war überglücklich, daß sein neuer Freund alle Erwartungen erfüllte, die er durch seine Lobpreisung bei den Damen vorher erregt hatte. Er staunte selber den jungen Mann an, der die Lustigkeit aufs höchste trieb, sich fast wie ein Trunkener geberdete, und doch immer ein Gefühl zu haben schien, wie weit er den Übermut gerade treiben durfte. Die Frau v. Keller verlangte mehr Rücksicht oder Ehrfurcht als etwa die Herzogin-Mutter in Weimar; Goethe wußte es, ehe es ihm Jemand sagte. Er trug Gedichte vor, dramatische Szenen, erzählte Geschichten: Alles schien wie Wahrheit vor den Zuhörern zu erstehen. Kurz, er bezauberte hier in Stetten Mann und Weib. Und als dann das langweilige Stück der Reise kam, die Heimfahrt auf rumpligen Wegen, dachte Wieland mit Entzücken an die verflossenen Tage zurück und reimte eine Epistel an seine Psyche: es wurde ein großer Lobgesang auf seinen Mitgast Goethe. Er schwäzte zuerst von den gleichfalls schönen Stunden, wo er noch allein bei den Damen gewesen:

Und als wir nun so um und um
Eins in dem Andern glücklich waren
Wie Geister im Elysium,
Auf einmal stand in unsrer Mitten

Ein Zaubrer!
Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangrem Gesicht
Auf einem Drachen angeritten!
Ein schöner Hexenmeister es war!
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig, zu töten und zu entzücken,
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig, daher.
Und Niemand fragte: „Wer ist denn Der?“
Wir fühlten bei'm ersten Blick: S'war Er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
Durch alle unsre Adern rinnen.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt.
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt
Und doch so innig im Ganzen lebt.

Das laß mir einen Zaubrer sein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden: so augenblicks verschwunden!
Und wieder Augenblicke: so reich,
An innerm Werte Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt wie er die Lust in Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen?
In süßern Tönen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seelen innersten Tiefen
Mit solch' entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihn
Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?

O welche Gesichte, welche Szenen
Hieß er vor unsern Augen entstehn!
Wir wähnten nicht zu hören, zu sehn:
Wir sahn! Wer malt wie Er so schön
Und immer, ohne zu verschönen,
So wunderbarlich wahr, so neu,
Und dennoch Zug vor Zug so treu?
Doch wie? Was sag' ich? Malen? Er schafft!
Mit wahrer, mächtiger Schöpferkraft
Erschafft er Menschen. Sie atmen, sie streben!
In ihren innersten Fasern ist Leben!
Und Jedes so ganz Es selbst, so rein:
Könnte nie etwas Anders sein!
Ist immer echter Mensch der Natur,
Nie Hirngespenst, nie Karikatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal.

Noch einmal, Psyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zaubrers Kunst vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden
Und, was es sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu,
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück,
Ließ neue Reize sich uns entfalten!
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahre halten!
Nahm unsre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen
Und, wenn er immer glänzend und groß
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Achse zu drehen.

Achtes Kapitel

Zwischen Tür und Angel

Erstes Quartal 1776

Die entzückte, jubelnde, lobpreisende Liebe Wielands zu seinem neuen Freunde dauerte Wochen und Monate lang. „Das größte, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat" hieß Goethe in seinen Briefen, oder „der König der Geister, der liebenswürdigste, größte und beste Menschensohn." Der Schreiber bezeugte, daß er „nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes und Größeres in der Menschheit kenne als ihn" oder er fragte: „Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat?" Und sein besonderes Behagen war, daß dieser Phönix sich nirgends so wohl zu fühlen schien wie in der wielandischen kinderreichen Häuslichkeit. Die Frauen im Hause — auch Wielands Mutter lebte noch — erwogen schon, ob Goethe wohl mit dem Heiraten warten möge, bis ihre Älteste erwachsen sein werde. Sie seien alle wie die Närrchen in Goethe verliebt, erzählte Wieland am 11ten Januar seiner alten Freundin La Roche. „So geht's nun unserm guten jungen Herzog auch. Goethe ist sein Alles. Und folglich werdet Ihr sein Angesicht so bald nicht wieder zu sehen bekommen." Und ebenso vierzehn Tage später an Merck: „Goethe

kömmt nicht wieder von hier los. Karl August kann nicht ohne ihn schwimmen noch waten."

Die dritte Stelle, wo Goethe Liebe und eben darum Ruhe und Behagen fühlte, war die Wohnung und Familie, der Frau v. Stein vorstand. Es waren drei Knaben im Hause, und der Gast gab sich sehr gern mit ihnen ab: Das half viel zum raschen Aneinanderwachsen. Die Kinder liebten den Dr. Goethe wie einen Vaters- oder Muttersbruder, und ihre Mutter mußte


Wohnung der Familie v. Stein

diesen freiwilligen Oheim der Buben wohl ganz besonders schätzen, da ihr Gatte, durch seinen Hofdienst sehr in Anspruch genommen und oft auf Reisen Wochen lang von Hause entfernt, sich um Frau und Kinder nicht viel kümmern konnte. Goethe aber nahm von seiner Seite auch die Frau v. Stein wie ein Bruder die Schwester in Anspruch; er sagte ihr Alles, was ihm durch Kopf und Herzen fuhr und worauf er eine erwidernde weibliche Stimme begehrte; sie antwortete ihm wirklich wie eine Schwester, also gerade heraus, liebreich, aber nicht schmeichlerisch. Nur daß es ein eigen Ding ist, wenn sich Zwei, die sich erst seit wenigen Wochen kennen,

für Bruder und Schwester erklären. Doch warum nicht? Es ist allemal ein Glück und Gewinn, wenn ehrenwerte Menschen miteinander einen stillen Bund des Vertrauens, des gegenseitigen Helfens und Gebens schließen können.

Goethe wußte im kleinen Städtchen noch andere Häuser, wo man ihn herzlich gern begrüßte; das Wittumspalais der Herzogin-Mutter schien fast seine zweite Heimstätte hier zu werden. Bei Knebel und dem Prinzen Konstantin war er auch jederzeit willkommen. Mit den Kalbs behielt er das beste Verhältnis. Aber verborgen blieb es ihm auch nicht, daß die Zahl seiner Tadler und Widersacher wuchs, indem sich sein Besuch über das übliche Maß verlängerte. Zunächst rügten diese Tadler hauptsächlich das wilde Treiben am Hofe ihres neuen Herrn; die verständigen älteren Leute schüttelten den Kopf über diese gar zu tolle Jugend und konnten mit Wahrheit erklären, daß sie in ihren eigenen grünen Jahren keineswegs ebenso keck, albern und überlaut die Welt herausgefordert und mit demnächstigem Zusammenschlagen bedroht hätten.

Für gewöhnlich muß sich die Jugend unter den Alten ducken und ihr eigenstes Treiben einigermaßen verstecken; als aber der achtzehnjährige Herzog seine Regierung antrat, wurden die Alten beiseite geschoben. Karl August wollte wenigstens zeitweise wie ein jenaischer Student leben, und er fand genug Gesellen, die rasch bereit waren, mit ihm zu bechern, zu singen, zu schreien, durch die Stadt und über Land zu reiten, mit großen Peitschen zu knallen, kurz, Alles zu tun, wobei die Philister zusammenfahren. Mit diesem Schimpfwort „Philister" erledigten sie in ihrem lustigen Kreise Alle, die ihnen mit Mahnworten lästig fielen;

sie hatten aber auch noch den zweiten Ekelnamen: „Politiker.“ Da man ihnen vorwarf, daß sie weder polit noch „politisch“ redeten und handelten, nicht klug-bedächtig und klug-berechnend, nicht vorsichtig und rücksichtsvoll sich benahmen, so haßten sie das Polite und Politische. Sie stellten in ihrem Trotze andere Tugenden auf: Geradheit, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Herzlichkeit. Ihre Meinung war: man solle deutsch heraussagen, was man fühlt und denkt; das verdammte Heucheln und Schmeicheln solle endlich aufhören; ein braver Mann rede die Wahrheit und könne sie auch vertragen. Da nun in vino veritas ist, so schätzten unsere jungen Freunde das Pokulieren als einen Wahrheitsdienst. Dabei verließen sie sich nicht nur auf das frei fließende Gespräch, sondern verfaßten zu Hause auch schriftliche Spottreden und Dramata, in denen sie die guten Freunde und getreuen Nachbarn durchhechelten, sich aber auch untereinander anstachen und stichelten, ganz so, wie Goethe und seine Freunde es in ihrer rheinischen Heimat früher gehalten hatten. Der jüngere Hofmann der Herzogin Amalie, Friedrich v. Einsiedel, war einer der eifrigsten Weintrinker und Weinredner. Zum neuen Jahre 1776 hüllte er sich in die Maske eines „Politikers“, um seine Freunde abzukanzeln und zugleich den Politiker im Zerrbild zu zeigen.

Die Fama mit den tausend Ohren,
Der ihr umsonst tut Esel bohren,
Verkündigt viel zu eurer Schmach
Von euren Jucks am Sammestag . . .

So schalt er auf die versammelten Zecher ein, und dann nahm er sich die Einzelnen vor. So malte er den Dr. Goethe ab;

S'ist ein Genie von Geist und Kraft,
Wie eben unser Herrgott zur Kurzweil schafft.
Meint, er könn' uns alle übersehn,
Täten für ihn 'rum auf Vieren gehn.
Wenn der Fratz so mit einem spricht,
Schaut er einen stier ins Angesicht,
Glaubt, er könn's fein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit seinen Schriften unsinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,
Schreibt 'n Buch von ei'm albern' Tropf,
Der heiler Haut sich schießt vor'n Kopf.
Meint Wunder, was er ausgedacht,
Wenn er einem Mädel Herzweh macht!
Paradiert sich darauf als Doktor Faust,
Daß 'm Teufel selber vor ihm graust!
Mir könnt' er all gut sein im Ganzen,
Tät mich hinter meinem Damm verschanzen,
Aber wär' ich der Herr im Land,
Würd' er und all sein Zeugs verbannt.

Schließlich wandte sich dieser Hochwohlweise geradezu gegen den Beschützer und Anführer der wilden Schar.

Nun denk' man sich 'en Fürstensohn,
Der so vergißt Geburt und Thron
Und lebt mit solchen lockern Gesellen,
Die dem lieben Gott die Zeit abprellen,
Die tun, als wär'n sie Seinesgleichen,
Ihm nicht einmal den Fuchsschwanz streichen!
Die des Bruders Respekt so ganz verkennen,
Tout court ihn „Bruder Herz" tun nennen.[1])
Glauben, es wohne da Menschenverstand,
Wo man all' Etikette verbannt.

[1]) Den Prinzen Konstantin.

Sprechen immer aus vollem Herz,
Treiben mit der heil'gen Staatskunst Scherz,
Sind ohne Plan und Politik,
Verhunzen unser bestes Meisterstück,
Daß es ist ein Jammer anzusehn,
Wie alle Projekte ärschlings gehn.

Wenn ein regierender Fürst sich mit solchen Trabanten umgibt, dann wackeln nicht bloß die Köpfe der geborenen Bedenklichkeitsräte und Kummerschwestern. In Weimar standen jetzt auch Einige, die sonst wohl Spaß verstanden, unzufrieden beiseite und klagten, daß der Herzog seine gar nicht feste Gesundheit aufs Spiel setze oder geradezu sein Leben gefährde, daß er außerdem seine junge Frau vernachlässige, die sich hier in der Fremde und beinahe wie unter Wilden fühlen mußte, und daß er immer noch säume, seine Pflichten als Landesherr auszuüben. Da war zum Beispiel ein fränkischer Freiherr Siegmund v. Seckendorff kürzlich erst angekommen, den man vor Goethes Zeit eingeladen hatte, daß er sich am Hofe des neuen Herrn betätigen möchte. Er hatte lange in südlichen Ländern gelebt, sprach ein halb Dutzend Sprachen, schriftstellerte, hatte Goethes ‚Werther' ins Französische übersetzt, und auf die Musik verstand er sich so gut, daß er recht schöne Melodien und Sonaten selber setzte. Er wollte also gern in einem schöngeistigen Weimar leben, wie es unter der Herzogin Amalie entstanden war; aber als er kam, fand er neben dem neuen Herrn mehr lärmende als schöne Geister. Seine Hofmanieren, sein zurückhaltendes Benehmen, wie er es als Offizier — er war sardinischer Oberstleutnant gewesen — für das rechte hielt, wurden hier keineswegs geschätzt; ihm war, als



Herzog Karl August um 1775
Nach dem Original im Goethe-National-Museum

ob er seine ganze bisherige Edelmannsbildung gegen eine Hetzpeitsche, hohe Stiefel, einen großen Säbel und einen Hut mit Reiherfedern, also gegen die Kennzeichen eines akademischen Renommisten, umtauschen sollte. Als er seinem Bruder die ersten Berichte erstattete, schilderte er seinen neuen Wohnort gar nicht anziehend.

Das Ganze teilt sich jetzt in zwei Horden, von denen jene des Herzogs die geräuschvolle, die andere die ruhige ist. In der ersten rennt, jagt, schreit, hetztpeitscht und galoppiert man; seltsamerweise hält man sich dabei für geistreich, weil nämlich schöne Geister dazu gehören. Die zweite langweilt sich meistens; sie sieht ihre Pläne durchkreuzt von der anderen Gruppe, und die Vergnügen, die man sucht, entfliehen gewöhnlich in dem Augenblicke, wo sie beginnen sollen .... Man tanzt viel; man ermüdet nicht Komödie zu spielen; aber ich weiß nicht, welches Hindernis sich der Fröhlichkeit in den Weg stellt. Die Intrigen, die Ungewißheit wegen der Zukunft, die geheimen Eifersüchteleien und Kabalen geben Allen etwas Gezwungenes inmitten der Vergnügungen und nehmen den Festen Saft und Leben. So redet wohl Eins dem Andern vor, man amüsiere sich; indessen ist unter Zehn vielleicht noch nicht Einer, der sich nicht zum Sterben langweilt ...

Serenissimus überläßt sich fortwährend den geräuschvollsten Zerstreuungen und kommt nicht heraus aus dem Kreise der Personen, die seine Augen bezaubert haben. Alle Tage werden durch neue ungewöhnliche Vergnügungen ausgezeichnet, ohne daß man fragt, was darüber geredet wird. Denn nach dem leider allzu getreulich befolgten Systeme seiner Ratgeber gibt es keine Konvenienz in der Welt und soll es keine geben. Nach ihrer Lehre stammen die geltenden Regeln nur aus menschlichen Grillen, und der erste Mann im Staate ist in der Lage, sie abzuschaffen. Es werden ja die wunderlichsten Dinge durch die Gewohnheit geheiligt; um nun neue Sitten einzuführen, muß man nur die ersten Angriffe der Kritik unbeachtet lassen. Und den öffentlichen Vorurteilen muß man festen Willen und Befehl entgegen-

setzen. Nach diesem schönen System wird gehandelt; Du wirst zugeben, daß es weit führen kann!

Auch der Oberstallmeister v. Stein war sonst kein Spielverderber, aber auch er verhehlte seine Meinung nicht, daß es so wild auf die Dauer nicht gut gehe. Eine seiner vielen Reisen führte über Frankfurt; dort mußte er wohl die Eltern des jungen Freundes besuchen, der in seiner Familie jetzt so heimisch geworden war. Goethe bereitete die Seinen auf den Gast vor. „Es ist ein braver Mann“ schrieb er an die Fahlmer, „den Ihr wohl empfangen mögt; nur muß man über meinen hiesigen Zustand nicht allzu entzückt scheinen. Ferner ist er nicht ganz mit dem Herzog zufrieden, wie fast all der Hof, weil er ihnen nicht nach der Pfeife tanzt, und mir wird heimlich und öffentlich die Schuld gegeben. Sollt' er Sowas fallen lassen, muß man auch drüber hingehn, überhaupt mehr fragen als sagen, ihn mehr reden lassen als reden.“

Es wurde nun auch auswärts viel über das neue Leben in Weimar erzählt und geurteilt, schon weil man allemal fragt, wie ein neuer Fürst und eine neue fürstliche Ehe sich anläßt; in diesem Falle wurde die Neugier durch das ganz besondere Schauspiel gesteigert, daß sich der neue Fürst einen Dichter zum nächsten Freunde erwählt hatte und mit ihm wie mit einem Bruder lebte. Bei dem Dichter aber handelte es sich um Goethe, den stürmischen Jüngling, den es bisher gelüstet hatte, alle altbewährten Begriffe umzustürzen, der eben noch ein neues Schauspiel hatte drucken lassen, worin die Doppelehe empfohlen wurde. Goethe am Hofe: welch' ein groteskes Bild! Aber, von seiner

Eigentümlichkeit abgesehen, stellte Goethe immerhin auch die deutsche Literatur dar; alle gelehrten und schönen Geister mußten wünschen, daß dieser erste Bund zwischen einem Regenten und einem der Ihren sich bewähre, während umgekehrt die Hofleute und Adligen alten Schlages sich auf den Augenblick freuten, wo der Herr Goethe von Weimar schmählicher noch abziehen würde als der große Voltaire einst aus Potsdam und Berlin. Kurz, man erkundigte sich an vielen Stellen angelegentlich nach dem Verlauf, den die Dinge in Weimar nahmen. Und was zum Beispiel Zimmermann in Hannover jetzt erfuhr, gefiel ihm gar nicht. Er ließ seinen alten Freund Wieland fragen, ob es wahr sei, daß auch er an dem wilden Treiben teilnehme, und Wieland versicherte: er selber wohne ganz still in seinem Schneckenhäuschen und mache bei der neuen Staatskomödie weder einen Schauspieler, noch den Zuflüsterer, noch den Lichtputzer, obwohl sein junger Freund Goethe des Herzogs Günstling und Alles-in-Allem sei. Goethe aber, fügte er hinzu, „spielt seine Rolle edel und groß und meisterhaft. Außer der Erfahrenheit, die er nicht haben kann, fehlt ihm Nichts. Wenn nicht viel Gutes hier durch ihn geschieht und viel weniger Böses, als sonst geschehen wäre, so wird die Schuld gewiß nicht an ihm liegen."

Zimmermann beruhigte sich bei dieser Antwort nicht. Er schrieb an Goethe selbst und machte ihn auf die übeln Gerüchte, die sich ausbreiteten, aufmerksam. Er warnte ihn vor einem schlimmen Ausgange. Er mag diese Zeilen einem Briefe an die Stein beigeschlossen haben, denn sie und Goethe vereinigten des Portos wegen auch immer ihre Briefe an ihn. Die Stein setzte sich am

6ten März hin, um dem Freunde in Hannover zu antworten. „Goethe wird hier geliebt und gehaßt" schrieb sie. „Sie können sich denken, daß es hier genug Dickköpfe gibt, die ihn nicht verstehn."

Da trat Goethe herein und brachte ihr den Zettel, den er ihrem Briefe beilegen wollte. Er lehnte Zimmermanns Mahnung unsanft ab:

Ich bin fest entschlossen, Nichts zu hören, was man von mir sagt, noch was man mir raten kann. Wie's ausgeht, daran ist auch nichts gelegen. „Der Pöbel sieht auf den Ausgang" sagt ein Grieche, „und die Glücklichen scheinen weise den Menschen."

Frau v. Stein las diese trotzigen Sätze, und ehe sie noch etwas sagen konnte, schalt ihr Gast heftig auf Zimmermann und dessen lebhafte Zudringlichkeit. Er war wie toll darüber.

„Aber Sie sollten ihm doch dankbar sein" unterbrach ihn Charlotte. „Das nenne ich einen rechten Freundesdienst."

Erstaunt sah er sie an, und nun wurde auch sie beredt über seine Fehler.

„Wie sehr wünschte auch ich, lieber Goethe, daß Sie Ihr wildes Wesen in etwas ablegten. Damit machen Sie, daß die Leute hier Sie so schief beurteilen. Welchen Sinn hat es denn: dies wilde Jagen, scharfe Reiten, dies Klatschen mit der großen Peitsche, wobei Alle, die in der Nähe sind, zusammenschrecken? Und Das alles in Gemeinschaft mit dem Herzog, der ganz andere Dinge lernen und treiben sollte. Das sind Jungenstreiche! Dazu können Sie in Ihrem Innersten selber keine Lust haben. Das tun Sie nur, weil Sie glauben, Sie

müßten's eine Weile so treiben, um den Herzog ganz zu gewinnen. Und nachher wollen Sie dann Gutes stiften."

Goethe antwortete, verteidigte sich; aber was er sagte, war so wunderlich, daß die Freundin ihn nicht verstand und also der Meinung blieb, daß er im Unrecht sei.

„Es ist nicht möglich" sagte sie sich, als sie am nächsten Tage wieder daran dachte; „mit seinem Betragen kömmt er nicht durch die Welt. Wenn unser sanfter Sittenlehrer Jesus gekreuzigt wurde, so wird dieser bittere zerhackt werden. Warum auch sein beständiges Höhnen und Spotten? Die Menschen haben freilich ihre Fehler, aber sie sind doch alle Geschöpfe des großen Wesens. Gott duldet sie doch! Und dann sein unanständiges Benehmen, sein Fluchen, seine niedrigen, pöbelhaften Ausdrücke. Es mag nur ein Äußeres sein; auf sein sittliches Handeln wird es keinen Einfluß haben; aber er verdirbt Andere damit."

Der Herzog ließ sich melden; das Gespräch kam bald auf Politesse und feine Sitten. Karl August behauptete frischweg: daß alle Leute mit Anstand, mit Manieren keine ehrlichen Menschen seien. Er verhehlte nicht, daß er Niemand mehr leiden könne, der nicht noch etwas Ungeschliffenes, noch den Naturgeruch an sich habe. Die Frau Oberstallmeisterin widersprach, so gut sie konnte: wohl fände man ehrliches Gemüt und rauhes Wesen oft beisammen, aber ein gesitteter Mensch könne doch ebensowohl redlich sein wie ein ungehobelter.

Als der Herzog gegangen war, wunderte sie sich erst recht über seine Rede. „Das ist nun alles von

Goethen" sprach sie zu sich selber, „von dem Menschen, der für Tausende Kopf und Herz hat, der alle Sachen so klar, ohne Vorurteile sieht, sobald er nur will!"

Ach, warum machte er nicht bessern Gebrauch von seinen Gaben!

Der lange verweilende Gast — und Das war Dr. Goethe in Weimar — fiel dem Fürsten, der ihn eingeladen, und den Freunden, in deren Häusern er am häufigsten erschien, keineswegs zur Last: sie hielten ihn ja fest! Um so mehr hatten Andere an ihm zu mäkeln, die er nach kurzem Ankosten unbeachtet ließ, und begreiflicher Weise fehlte es auch nicht an Neidern, die es als höchst ungerecht empfanden, daß dieser Frankfurter Rechtsverdreher und Bücherschreiber ihren Fürsten bezaubert hatte und ihn ganz nach seinem Willen zu lenken schien. Obwohl Mancher selber gern Günstling eines Fürsten sein möchte, verurteilt doch Jedermann die Günstlingswirtschaft. Und so mißbilligte man jetzt in Weimar allgemein, daß der junge Herzog sich mit diesem Fremden in ein Netz einspann, statt seine angestammten Ratgeber zu hören, und ebenso rügte man mit Entrüstung, daß der Herr Goethe, der, wie man sagte, von eigenen Mitteln leben konnte und an dessen Kräfte im poetischen Fache Niemand zweifelte, sich dazu hergab, der Mignon eines kleinen Fürsten zu sein, noch dazu eines unreifen Jünglings, dessen Zuneigung doch noch nicht für eine große Ehre gelten konnte.

Darüber ließ sich Vielerlei reden und schelten und dichten, und doch konnte Niemand dem jungen Fürsten vorschreiben, wem er seine Freundschaft, sein Vertrauen

schenken solle. So lange dem Dr. Goethe keine Falschheit, kein sträflicher Eigennutz, keine Ehrlosigkeit nachzuweisen war, stand er als Freund des Herrn unangreifbar da. Ganz anders aber lag die Sache, wenn er sich in Landesangelegenheiten mischte, und Das hatte er in einer recht burschikosen Weise schon angefangen, als er seinem Freunde Herder den Posten des Oberhofpredigers und Generalsuperintendenten zu verschaffen suchte. Da traf er bei Geistlichen und Laien auf viel Widerstand, und er, der Fremde, brach diesen Widerstand auf plumpe Weise, weil er als Botschafter des Landesherrn reden konnte. „Ich brauch' die Zeugnisse nicht" schrieb er an Herder bald, nachdem er vorweisbare Äußerungen über des Freundes Rechtgläubigkeit erbeten hatte; „habe mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben, und es kann nicht lang mehr stocken, so hast Du den Ruf."

Diese Einmischung war ein schlimmer, aber doch nur ein einzelner Fall; man konnte noch auf Goethes baldige Abreise hoffen. Der Poet fand jedoch Spaß am Regieren, und der junge Herzog bat ihn sogar, ihn in seinem herzoglichen Amte zu beraten. Schon um Neujahr 1776 sagte Goethe dem Herzog vorläufig zu; aber nur die nächsten Freunde hörten ein wenig von dem neuen Plane der Beiden. „Ich treib's hier freilich toll genug" schrieb Goethe am 5ten Januar an Merck; „Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem Theatro mundi was zu tragieren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage." Am 22sten Januar schrieb er noch ebenso studentenhaft oder komödiantisch, aber schon ein wenig deutlicher:

Ich bin nun in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vorteilhaft genug, und die Herzogtümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde. Ich übereile mich drum nicht. Und Freiheit und Gnüge werden die Hauptkonditionen der neuen Einrichtung sein.

Noch offener sprach er sich in der Mitte Februars gegen die Fahlmer aus:

Ich werd' auch wohl dableiben und meine Rolle so gut spielen, als ich kann, und so lang', als mir's und dem Schicksal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das untätige Leben zuhause, wo ich mit der größten Lust nichts tun kann. Hier hab' ich doch ein paar Herzogtümer vor mir. Jetzt bin ich dran, das Land nur kennen zu lernen: Das macht mir schon viel Spaß. Und der Herzog kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit, und weil ich ihn ganz kenne, bin ich über viel Sachen ganz und gar ruhig.

So ungefähr redete Goethe wohl auch zu Frau v. Stein und Wieland. Sie hörten gern, daß ihr Freund bei ihnen bleiben wolle, und hatten doch auch große Bedenken. Wieland war selber nur vier Jahre vor Goethen hier in Weimar eingetreten und hatte damals in dem gleichen Wahne gelebt, er könne der Mentor eines jungen Fürsten werden und viel Gutes stiften. Nach anfänglicher Allmacht über seine Schüler war er jetzt bei Seite geschoben. Er sah also voraus, daß auch sein jüngerer Nachfolger diesen Traum recht bald austräumen würde. Aber mochte Goethe trotzdem seine Kräfte an dem unmöglichen Werke versuchen! „Wenn's auch nicht ganz so schlimm wird, als es sonst geworden wäre, wenn auch nur etwas Gutes geschieht, das sonst nicht geschehen wäre, so war's ja der Mühe wert!"

War es wirklich? Wieland betrachtete immer gern das Einerseits-Anderseits. Mußte nicht Goethe hier für ein sehr kleines Ergebnis dieselben Arbeitsstunden und Geisteskräfte verbrauchen, die sich bisher bei diesem Hochbegnadigten in herrliche Dichterwerke verwandelt hatten? „O, wieviel mehr könnte, würde der herrliche Geist tun, wenn er nicht in dies unser Chaos gesunken wäre, aus welchem er mit all seinem Willen, all seiner Kraft, doch keine leidliche Welt schaffen wird!"

Ähnlich sah Merck die Sache an; doch wissen wir nicht, ob er's jetzt schon aussprach. Ähnlich dachte aber namentlich Goethes alter Vater; er hatte für seinen Sohn eine größere Laufbahn oder doch einen freieren Zustand im Sinne gehabt. Wenn Wolfgang an einem kleinen Hofe ein Diener neben andern Dienern wurde und ein armes Land mitregieren half, so besorgte er im Grunde kleine Geschäfte, für die ein mittelmäßiger Kopf sich vielleicht noch besser eignete als er, und versäumte darüber seine besten Jahre. Die Freundschaft eines Fürsten aber ist das unzuverlässigste Ding von der Welt. Und ein Ratsherr im wohlhabenden Frankfurt bedeutet eigentlich mehr als der Minister eines armen thüringischen Herzogs. Noch ernster und eindringlicher waren die Bedenken, die Frau v. Stein dem neuen Freunde nicht verhehlen durfte. Die ihr verwandten und befreundeten Männer standen fast alle im weimarischen Dienste; sie sahen in Goethe einen Eindringling, der Anderen, die alte Rechte darauf hatten, den Platz und Lohn wegnahm und dabei offensichtlich für die Aufgaben, die ihm hier gestellt werden konnten, gänzlich unvorbereitet war. Denn Nichts konnte er als Amts-

bewerber für sich anführen, als daß er das Vertrauen eines Achtzehnjährigen besaß. Dieser Thron-Erbe aber bedurfte nach dem Urteil der Verständigen nicht der Zuflüsterungen eines Poeten aus Frankfurt am Main, sondern der Leitung durch erfahrene und bewährte einheimische Ratgeber. Es war in der Tat kaum verständlich, warum der Dichter des ‚Götz‘ und ‚Werther‘, der sich einen so großen Namen unter den Deutschen gemacht hatte, jetzt und hier seinen frischen Ruhm gefährdete, indem er sich auf fremde Gebiete begab, wo ihn wahrhaftig jeder Schreiber meistern und dem Gespötte der andern Federfuchser preisgeben konnte.

Ja, warum tat er es?

Entschlüsse entstehen gewöhnlich nicht so, daß wir uns das Für und Wider ganz klar machen und dabei kalt beobachten, welche der Wagschalen tiefer sinkt. Viel öfter wachsen sie aus Kleinem heran; ein Zwirnsfaden wird allmählich zum Strick, Seil und starkem Tau, das uns auf Lebenszeit fesselt. Statt des Zwirnsfadens kann es auch das Lächeln eines liebenswürdigen Weibchens sein. Bei Goethe und Karl August war aus dem ersten Wohlgefallen eine echte Freundschaft und ein großes gegenseitiges Vertrauen geworden, so daß ihnen die Trennung sehr hart angekommen wäre. Der junge Herzog drang auf Goethes Bleiben; Goethe aber mochte nicht nach Frankfurt zurück, wo der grämliche Vater ihn erwartete, wo er selber wiederum den Advokaten in elenden Streitereien machen mußte, wo Lilli wohnte, die ihm mißgönnt wurde. Gewiß, von dort aus hatte er sich seinen Ruhm erworben und dort würde er auch fernerhin Muße genug haben, immer neue

Werke zu schaffen und drucken zu lassen. Das wollte besagen: dem lieben Publikum neuen Stoff zu törichter Rederei zu geben. Ach, wie satt hatte er es, dies vielköpfige Ungeheuer zu bedienen! Der Ruhm ist einer reich besetzten Tafel vergleichbar, auf der einige köstliche Gerichte stehen; aber wer hier einmal Platz genommen, wird auch gezwungen, viele üble Sachen widerwillig zu verschlucken und mühsam hinunterzuwürgen, sodaß ihm immer wieder das Erbrechen ankommt. In jener Zeit, wo Goethe zuerst aufgetreten war, wurden die Verfasser für alle die Unbill, die ihnen ein großer Teil der Leser antat, nicht einmal mit Geld entschädigt: gerade jetzt erlebte Goethe, daß ein Buchhändler in Berlin, namens Himburg, seine gesammelten Werke herausgab, ohne ihn zu fragen! Die bescheidenen Honorare, die bei solchem Nachdrucker-Unfug die besten Verleger einem Dichter zahlen konnten, reichten vielleicht für ein paar Feste im Jahre aus, aber nicht für die lange Reihe der gewöhnlichen Sonn- und Werktage. Wenn also in jener Zeit sich ein großer Herr erbot, einen Künstler völlig zu versorgen, so schuf er dadurch erst die Grundlage für seine Kunst. Karl August suchte ja in Goethe nicht einen fleißigen Staatsverwalter; er liebte seines Freundes Dichtungen und war herzlich gern bereit, ihm alle Lebensnotwendigkeiten zu reichen, damit er seine alten und neuen poetischen Pläne ausführen könne, gleichviel ob das Fertige für die große Menge oder nur für einen kleinen Kreis von Auserwählten taugte. Konnte einem Dichter Besseres geboten werden? Dieser Dichter konnte die neue Aussicht auch von einem andern Punkte aus erfreulich finden. Goethe wünschte nur

einen Teil seiner Zeit den Musen zu widmen; er mochte gar nicht gewohnheits- oder pflichtmäßig dichten, sondern nur wenn diese holden Freundinnen ihm ungerufen erschienen. Die prosaische Arbeit, die ihm Karl August anbot, oder vielmehr die ganz neue Art der Betätigung reizte den der Schreiberei müden und doch so vollkräftigen jungen Mann. Ihn plagte ja eine beständige Unruhe, die zuweilen zur Seelenkrankheit anzusteigen drohte; das beste Heil- und Hilfsmittel dagegen war eine beständige Geschäftigkeit, ein immer neues In-Anspruch-genommen-werden. Neue Aufgaben sind für solche geistigen Zustände heilsamer als alte, und schwierige heilsamer als leichte; ja, das Ringen mit dem Gewaltig-Widerstrebenden wird zur Lust. „Wenn ich nicht immer neue Ideen zu bearbeiten habe, werde ich wie krank" sagte Goethe einige Jahre später von sich selber. Er lechzte geradezu nach Umtrieb, Sturm, Widerstand, Hindernissen. Der schöne, langweilige Sonnentag war nicht, was er brauchte!

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Wer ihn also aufmerksam machte, daß er diese sächsischen Länder und ihre Vorgeschichte nicht kenne, daß die alten Beamten ihm allerlei Steinblöcke in den Weg wälzen würden, daß er auf tausend unerwartete Schwierigkeiten stoßen werde, Der vermehrte nur seine Lust zu dem neuen Unternehmen. Gegen die sittlichen

Einwendungen war er aber auch gewappnet. Nur die Fürsten waren damals für das Wohl des Staates vor Gott verantwortlich; von ihren Dienern wurde nur Eifer und Rechtschaffenheit in den ihnen zugewiesenen Geschäften erwartet. Hier begehrte ein Fürst den Dr. Goethe zum Freunde und versicherte, daß er ihn nötig habe, um sich in seinen schweren Aufgaben zurecht zu finden. Goethe dagegen fühlte, daß seine Freundschaft für diesen fürstlichen Jüngling durchaus ehrlich und lauter war; er konnte ihm unbedingte Wahrhaftigkeit versprechen. Wo ein Fürst einen solchen selbstlosen, unabhängigen, aufrichtigen Freund findet, hat er gewiß ein Recht, ihn auf seine oder des Landes Kosten zu versorgen. Und sodann: Wenn Goethe sich mit seinen Widersachern maß, so übertrafen sie ihn in Kenntnissen und Erfahrung: nun, in diesen Dingen konnte und würde er sich täglich bessern. Er aber hatte vor ihnen die Reinheit der Zwecke voraus, die unbedingte Ergebenheit gegen den Fürsten, seinen Freund, die Vorurteilslosigkeit, die Unabhängigkeit von der ganzen Vettern- und Schwägerschaft der Hof- und Staatsdiener, die sich gegenseitig die Hände wuschen und die Achsen ihrer Wagen schmierten. Eben weil er ein Fremder war, sah er die Menschen und Dinge auch unbefangen an, und eben weil er selber ein Neuling war, konnte der Fürst an seiner Hand in das Gestrüpp seiner neuen Aufgaben vordringen. Denn besser als der hochwohlweise Lehrer fördert uns oft ein Mitschüler, der uns nur um wenige Schritte voraus ist. Goethe wußte recht gut, daß der Günstling des Fürsten fast immer der Ungünstling des Volkes ist, der schwarze Mann und böse Geist, dem die

Schuld an tausend Übeln zugeschrieben wird; er brachte also seinem Freunde von vornherein das große Opfer seines guten Namens! Auf den Einwurf aber, daß die Gunst eines Fürsten noch zerbrechlicher sei als jede andere Freundschaft, erwiderte Goethe, daß er sich keineswegs auf längere Zeit binde; wenn kein volles Vertrauen zwischen ihm und dem Herzoge mehr stattfinde, hindere ihn Nichts an der Abreise. Im Vaterhause blieb ihm Bett und Zimmer aufgehoben; auch hörte er keineswegs auf, Anwalt in Frankfurt zu sein; dies Geschäft ruhte nur einstweilen, weil er abwesend war; er konnte jeden Tag neue Prozesse dort aufnehmen.

Allerdings fühlten sich Goethe und der Herzog so einig, daß sie einen Bruch ihrer Freundschaft für unmöglich hielten. Sie hatten die gleiche Religion, indem sie beide an die Natur und die Wahrhaftigkeit glaubten, sich gegen alles Künstliche, Herkömmliche, von Pedanten und Politikern Vorgeschriebene auflehnten und nur dem Gotte folgten, der in ihrem eigenen Busen zu ihnen sprach. Sie wollten das eigene Recht verwirklichen, das mit uns geboren ist; sie wollten es, weil sie sich selber stark fühlten und schon sehr wohl wußten, daß die gewöhnlichen Menschen, ob sie hochstehen oder unten an der Leiter, allesamt Feiglinge sind, die nach einigem Murren dem Mutigen freie Bahn zu machen pflegen. Karl August war ebenso gut ein Reichsfürst und unumschränkter Herr in seinem Lande, wie in Preußen sein Großoheim; Dieser aber, der berühmte Friedrich, gab jetzt noch aller Welt das Schauspiel, was ein kühner Geist und unbeugsamer Wille vermag, was ein einzelner

Mann leisten kann, der nur der eigenen Erkenntnis, dem eigenen Pflichtgefühl gehorcht. So, nach der Art der großen Menschen, mußte man leben und wirken!

Der Fürst und der Dichter berauschten sich an dieser aus dem Mute entspringenden Kraft. Wenn sie an einem kalten Wintertage über das Eis dahinflogen, war dies schnelle, leichte Vordringen ihnen ein Bild des vor ihnen liegenden Lebens:

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du siehst,
Mache dir selber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Oder Goethe fühlte sich, zumal wenn ihn sorgliche Briefe aus der Heimat zur Vorsicht mahnten, wie ein Schiffer, der dem unvermeidlichen Kampfe mit dem Sturme, da er einmal auf der See ist, nichts Anderes entgegensetzen kann als seine feste Männlichkeit.

Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund und Lieben, beben auf dem Festen.
„Ach, warum ist er nicht hiergeblieben!“ —
„Ach, der Sturm!“ — „Verschlagen weg vom Glücke,
Soll der Gute so zugrunde gehen?“ —
„Ach, er sollte, ach, er könnte!“ — „Götter!“

Doch er stehet männlich an dem Steuer:
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern!

Das waren Gleichnisse; das tägliche Leben pflegt prosaischer zu sein. Wohin sollten und wollten denn unsere jungen Männer mit ihrer Kraft und Wagelust? Der Herzog träumte vielleicht, daß er künftig ein großes Land irgendwie erlangen werde; zur Zeit bot sich dazu noch keine Gelegenheit. Zur Zeit konnte er auch in seinen beiden Herzogtümern noch kein kühnes Unternehmen beginnen, denn wenn seine alten Räte die Achseln zuckten und erklärten, daß es sowohl am Gelde wie auch an brauchbaren Leuten fehle, wußte auch er keine Antwort. So blieb ihm und seinen Gesinnungsgenossen nur übrig, die Philister zu ärgern, große oder grobe Worte zu gebrauchen, im geselligen Leben sich umstürzlerisch zu gebärden und ihre Liebe zur Natur durch ein vielfaches Leben im Freien, ein wildes Darauflosstürmen in Wind und Wetter zu beweisen. Des Herzogs Gesundheit war nicht sehr fest; also mißbilligten Viele gerade diese Lebensart, die ihn mit Krankheiten strafen konnte, bei der er aber auch oft nahe daran war, das Genick zu brechen. Man machte seinen Freund Goethe verantwortlich, der an diesem Treiben teilnahm und, wie die Genies alle, einen Kultus mit der freien und rohen Natur trieb. Oft genug mag Goethe es gehört haben, daß es Freundespflicht sei, die Gesundheit, das Leben des Fürsten zu behüten. „Läßt er sich denn zurückhalten?" war die Gegenfrage. Karl August stammte von Heerführern, Reitern und Jägern ab; man pries diese Herzöge von Weimar und Braunschweig mit Recht als Helden: ihr Enkel konnte nicht wohl ein Stubenhocker sein. Es war Entsagung genug, wenn er seinen Heldentrieb in der Jagd hinter Hasen, Rehen und Hirschen

und gelegentlich im Becherschwingen austobte. Was aber die liebe Gesundheit und das noch liebere Leben angeht, wo steht denn geschrieben, daß der Ängstliche ihrer sicher ist? Führt nicht die Vorsicht zur Verzärtelung und die Verzärtelung zur Krankheit? Karl August war fest überzeugt, daß er seine schwächliche Gesundheit der übertriebenen Sorgfalt seiner Mutter und der Wichtigtuerei ihrer Ärzte zuschreiben müsse. In Goethes Elternhause waren die Kinder gleichfalls allzusehr behütet worden. Jetzt warfen sich die jungen Männer auf die andere Seite. Und sie fragten: was hat denn der Weichling, der an seiner Schwächlichkeit herumpäppelt, von seinem übermäßig behüteten Leben?

Goethe hatte über diese Dinge schon längst gedacht. Er war aus seiner gefährlichen, ihn mit Auszehrung bedrohenden Krankheit in den letzten Jahren doch beinahe völlig herausgewachsen. Und Nichts hatte ihm dazu besser geholfen als das Leben im Freien, das fleißige Wandern und Reisen, das Reiten, Eislaufen und die anderen körperlichen Übungen. Nur wer sein Leben wagt, gewinnt es: diese Erkenntnis hatte ihm von der Seele aus den Leib kuriert. „Spude dich, Kronos! Fort den rasselnden Trott!“ hatte er dem „Schwager“ auf seiner Fahrt über diese Erde zugerufen. „Weit, hoch, herrlich der Blick! Rings in's Leben hinein!“ Und nun war er, der Kränkling, doch ein Mann geworden, der schon einen Spaziergang auf den Sankt Gotthard hinter sich hatte.

In den letzten Monaten malte er sich zuweilen ein Schauspiel aus, dessen Held, der niederländische Graf von Egmont, sich zum gleichen Lebens- und Sterbens-

mut bekannte. „Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt," fragte dieser Egmont, „was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wohl des An- und Ausziehens wert? . . . Leb' ich nur, um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei? Und diesen wieder mit Grillen und Sorgen verzehren?"

Goethe verstand es schon recht gut, im Augenblick zu leben, und hatte auch das glückliche Talent, über Vieles hinweg zu gleiten, was Anderen Sorgen oder Ärger bereitet. Als er jetzt einmal erkrankte, vermutete seine Freundin Stein, daß ein Ärger die Ursache sei; da konnte er antworten, daß er der Letzte sei, sich krank zu ärgern; an Stoff zum Ärgern fehle es zwar nie, „nur verarbeit' ich ihn nicht." Aber trotz dieser glücklichen Anlagen war er immer noch weit davon entfernt, glücklich zu sein, auch nur in dem bescheidenen Sinne, wie viele unserer Nachbarn glücklich genannt werden können. Sein Seelen-Leiden blieb: die Unrast. Sie wirkte fast wie ein böses Gewissen; er hatte keine Mutter und keinen Bruder umgebracht und fühlte sich dennoch dem Orest und Kain verwandt. Im vorigen Jahre hatte er in einem Briefe an die Karschin den Ausdruck gebraucht: die unsichtbare Geißel der Eumeniden werde ihn vielleicht aus seinem Vaterlande peitschen; Das war ein sehr kühnes Bild gewesen, aber es bezeichnete doch seine immer wiederkehrende Unruhe. Hier aus Weimar

schrieb er an einen andern Dichter, Bürger: die Unruhe sei das ihm Gemäße. „Da ich mich immer von Tag zu Tag aufzubieten habe, tausend Großem und Kleinem, Liebe und Haß, Hundsfütterei und Kraft meinen Kopf und Brust entgegensetzen muß, so ist mir's wohl." Aber als er wenige Tage nachher in der Abenddämmerung noch am Hange des Ettersberges herumstrich, als vielleicht der letzte Strahl der untergehenden Sonne eine Wolke goldig umsäumte, da betete er zu dem Engel der Ruhe, des Friedens, den seine Seele doch auch herbei sehnte: Könnte er doch von dort oben, von jener goldigen Wolke her, sich zu ihm heruntersenken!

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest!
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Qual und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Die Himmlischen schwingen sich nur in schönen Märchengeschichten zu uns herab; blickt aber der junge Mensch, auf Erden Hilfe suchend, um sich, so erhofft er Trost und Beruhigung durch das andere Geschlecht. „Holde Lilli!" flüsterte Goethe noch manchmal in seinen Gedanken. Als er seine ‚Stella' gedruckt in Händen hielt, schrieb er in das Buch, das er für sie bestimmte, in neuer Form den Satz nieder, den das Drama in seiner Art abwandelt, den alten Satz: Amor vincit omnia.

Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen
War stets dein Bild mir nah:
Ich sah's um mich in dichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da.
Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht —
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Aber der Entschluß, zu dieser Geliebten zurückzukehren, sie mit Gewalt an sich zu reißen, wurde doch nicht fertig. Der neue Ort, die neuen Menschen um ihn herum verdeckten ihr Bild je länger, je mehr.[1]) Bei Hofe und in den andern Gesellschaften hatte er doch mit den Fräulein und jungen Frauen gern sein kleines Spiel; er „mieselte" mit den „Miesels", wie er es nannte.[2]) „Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum und hatte den Vorteil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte": so berichtete er nach einem Maskenballe der Frau v. Stein, die nicht dabei gewesen war. Tiefere Gefühle aber entstanden in ihm für keine dieser Schönen, denn allen Raum, der in seinem Herzen frei war, nahm allmählich die Eine ein, die seine Braut nicht werden konnte, die halb wie eine Mutter, halb wie eine Schwester ihm entgegentrat. Sie war der irdische Friedensengel, dessen er so sehr be-

[1]) Daß er mit Lilli Briefe wechselte, ist nicht wahrscheinlich; aber mit ihrem Oheim d'Orville stand er in Verbindung und also mittelbar auch mit ihr.

[2]) Das Wort ist wohl als Mäuslein zu verstehen; auch als Verkleinerung von Miß wurde es ausgelegt; wir erinnern uns, daß die Frankfurter Bürgertöchter sich gern als Misses anredeten oder anreden ließen.

durfte. Schon in einem der ersten kleinen Briefe, die er an sie richtete, fand er das erklärende Wort für sie und seine Liebe, das Wort: „Besänftigerin." Weil ihre Ruhe auf ihn überströmte, bat und bettelte er um ihre Gesellschaft und Freundschaft.

Ich habe liebe Briefe kriegt, die mich aber peinigen: weil sie lieb sind. Alles Liebe peinigt mich auch hier: außer Sie, liebe Frau, so lieb Sie auch sind. . . .

. . . Sie sind nun da, um geplagt zu werden. Liebe Frau, werden Sie's nur nicht überdrüssig! . . .

Und mich verdrießt's doch auch, daß ich Dich so lieb habe und just Dich. . . .

. . . Liebe Frau, leide, daß ich Dich so lieb habe! Wenn ich Jemand lieber haben kann, will ich Dir's sagen, will ich Dich ungeplagt lassen. . . .

. . . Wie ruhig und leicht ich geschlafen habe, wie glücklich ich aufgestanden bin und die schöne Sonne gegrüßt habe, das erste Mal seit vierzehn Tagen mit freiem Herzen, und wie voll Danks gegen Dich, Engel des Himmels, dem ich Das schuldig bin. Ich muß Dir's sagen, Du Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht. . . .

. . . Du Einzige, die ich so lieben kann, ohne daß mich's plagt! Und doch leb' ich immer halb in Furcht. Nun mag's! All mein Vertrauen hast Du und sollst, so Gott will, auch nach und nach all meine Vertraulichkeit haben. O hätte meine Schwester einen Bruder, irgend wie ich an Dir eine Schwester habe! Denk' an mich und drück' Deine Hand an die Lippen, denn Du wirst Gusteln[1]) seine Ungezogenheiten nicht abgewöhnen: Die werden nur mit seiner Unruhe und Liebe im Grab enden. . . .

. . . Wenn heute Abend Jemand zu Haus ist, so komm

---

[1]) So nennt sich Goethe ein paarmal, nach einer dramatischen Figur oder nach einer uns nicht überlieferten Geschichte.

ich, les' den Kindern ein Märchen, esse mit Euch und ruhe an Deinen Augen von Mancherlei aus. . . .

. . . Ich bitte Dich doch, Engel, komm ja mit auf Ettersburg! Du sollst mir da mit einem Ring ins Fenster oder Bleistift an der Wand ein Zeichen machen, daß Du da warst! Du einziges Weibliches, was ich noch in der Gegend liebe! Und Du einziges, das mir Glück wünschen würde, wenn ich Was lieber haben könnte als Dich. Wie glücklich müßt ich da sein! Oder wie unglücklich!

Welche Frau hätte solchen Tönen widerstehen können! Und wir erinnern uns, daß die Beiden im gleichen Wunsche, in der gleichen Aufgabe verbrüdert waren, dem jungen herzoglichen Paare nach besten Kräften, in vollkommener Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit zu helfen. Die Herzogin Luise verbarg es nicht, daß sie in dieser neuen Heimat keine Wurzel fassen konnte, daß sie in ihrer Ehe litt, daß sie das wilde Treiben ihres Gatten und seiner Umgebung mißbilligte, daß sie sich zurücksehnte nach den Ländern am Rhein, obwohl sie auch dort schon manches Trübe erlebt hatte. Sie ließ es zumeist ohne Worte merken, denn sie erschloß sich selten; unter den Frauen bei Hofe aber gewann Keine so sehr ihr Vertrauen wie Charlotte v. Stein. So hatten Goethe und seine Freundin dasselbe enge Verhältnis zu den ratbedürftigen jungen Menschen, die die ersten Stellen im Lande einnahmen, und sie waren von der gleichen guten Gesinnung erfüllt. Aber doch mußte eben aus diesem Verhältnis ein Streit, eine Not zwischen ihnen erwachsen. Die einheimische Edelfrau, die Tochter, Schwester und Gattin weimarischer Hof- und Staatsdiener, konnte Goethes Treiben hier nicht billigen, konnte nicht wünschen, daß er bliebe, und noch

weniger, daß er Ämter übernehme. „Ich fühl's, Goethe und ich werden niemals Freunde“ schrieb sie noch am 8en März, als sie über diese Dinge dachte, an Zimmermann. Dieser vortreffliche Menschenkenner hatte allerdings ihren Briefen schon längst angemerkt, wie großen Anteil ihr Herz an dem bösen Goethe nahm.

Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe.

Goethe hatte wohl Ursache, diesen Zweifel in sich herumzuwälzen. Denn wenn er sich zum Bleiben entschloß, war doch immer noch die Frage zu beantworten, was er hier vorstellen solle oder wolle. Bloß als Freund des Fürsten konnte er sich doch nicht häufiger in die Angelegenheiten des Landes mischen. Auch der alte Fürstenstaat hatte seine Verfassung, nämlich seine Rollenverteilung, seine Ordnung der Rechte und Pflichten. Goethe konnte dem Herzoge Das, was Dieser begehrte, nur dann leisten, wenn er sogleich in dessen „Geheimen Rat“ versetzt wurde; Dies war ein kleines Kollegium der höchsten Beamten, die sich ein- oder zweimal in der Woche um den Fürsten versammelten, um ihm alle Staatsangelegenheiten von Belang vorzutragen und seine Entscheidung herbeizuführen. Der Erste von diesen drei oder vier oder fünf Auserwählten konnte für den eigentlichen Staatsminister gelten, oder auch für den Anwalt der Untertanen, wenn der Fürst seine Pflicht versäumte oder mißverstand. In Weimar verwaltete dieses vornehmste Amt schon seit geraumer Zeit der aus dem Kursächsischen stammende Freiherr

Friedrich Jakob v. Fritsch, ein gelehrter, ehrenwerter, aber etwas steifer und zurückhaltender Herr, der seine Macht nur wenig ausnutzte. Neben ihm war der Geheime Rat Karl Schmid im Konsilium der Wichtigste, ein sehr tätiger, rühriger, nach Verbesserungen strebender Mann. Der junge Herzog mochte weder mit Fritsch noch mit Schmid gern zusammen arbeiten, schon weil ihre Überlegenheit ihn drückte: sie hatten ihn ja eben noch als spielenden Knaben gesehen; aber ihre Dienste zu entbehren oder undankbar gegen sie zu erscheinen, wünschte er doch auch nicht. So zauderte er recht lange, ehe er seine eigene Einrichtung traf. Es waren jetzt einige Ämter neu zu besetzen; unter Anderen wünschte der alte Kammerpräsident v. Kalb in den Ruhestand zu treten und dabei sein Amt an seinen Sohn zu vererben; auch war das Präsidium oder Kanzleramt der Regierung erledigt; unter Regierung verstand man die gesamte Rechtspflege des Landes. Dieses Amt erbat sich nach dem Regierungsantritt des Herzogs der Geheime Rat v. Fritsch, obwohl es für ihn ein Herabsteigen bedeutete; er sah nämlich selber ein, daß sein mürrischer Ernst zum häufigen Umgang mit dem neuen Herrn nicht gut passe; als Justiz-Kanzler hätte er die größte Selbständigkeit und die größte Ferne vom Fürsten genossen, denn auch in der Despotie der aufgeklärten Zeit versagten es sich die besseren Herrscher, in die Rechtspflege einzugreifen. Karl August nahm den überraschenden Wunsch freundlich auf und war bereit, ihn zu erfüllen; nach einiger Zeit jedoch verlangte er, daß Fritsch, auch wenn er Kanzler werde, seine bisherige Stellung im Geheimen Rate behalte. Fritsch aber bat

noch einmal um Entlassung aus dem Konsilium. Nun wußte Karl August Wochen lang nicht, wie er sich entscheiden solle; es waren die letzten Wochen des Jahres 1775 und die ersten sechs des neuen Jahres. Endlich, am 15ten Februar erklärte sich der Herzog. Nicht Fritsch solle Kanzler werden, sondern Schmid, denn gerade diesen Mann wünschte der Fürst aus seiner Nähe wegzurücken; Fritsch aber solle sein Amt als erster Geheimer Rat weiterführen. Der zweite Platz im Konsilium war einem Geheimen Rate v. Tabor aus dem Kurmainzischen zugedacht, den der Statthalter v. Dalberg kürzlich in Weimar eingeführt hatte. Den dritten Platz sollte der Geheime Assistenzrat Schnauß behalten, die vierte und letzte Stelle dem Dr. Goethe unter dem Titel eines Geheimen Assistenzrats übertragen werden. Im Präsidium der Kammer solle der jüngere Herr v. Kalb seinem Vater folgen.

Fritsch antwortete auf diese Eröffnungen zwar mit schuldiger Devotion, erklärte sich aber gegen den Plan im Ganzen und im Einzelnen. Was Goethe anging, so nannte er ihn „zu einem dergleichen beträchtlichen Posten unfähig“; außerdem würde seine Anstellung für viele langjährige Diener, die auf einen Platz dieser Art Anspruch machen könnten, niederschlagend sein. Der Herzog erwiderte nun auf die Einwendungen des Ministers mit Gründen, die dann wiederum Fritsch bekämpfte; das vorläufige Ende dieses Kampfes war, daß Fritsch seinen jungen Herrn bat, seine Vorsätze noch zu verschweigen und Nichts zu übereilen. Dieser Bitte gab Karl August nach, und so vergingen wieder einige Wochen.

Der Herzog und Goethe planten schon längere Zeit eine Reise nach Leipzig und Dessau; am 20sten März wollte man abfahren. Da erkrankten Beide: ein schlechtes Zeugnis für ihre abhärtende Lebensweise! Der Herzog litt an Schwindel- und Fieberanfällen und auch an Rheumatismus; bei ihm sah die Sache langwierig aus; Goethe war nach einigen Tagen wieder munter. Nun ward beschlossen, daß er allein und nur nach Leipzig reise, um dort einige Geschäfte für den Herzog zu besorgen. Sein eigenes Hauptgeschäft aber war, die alten Freunde, die alten Stätten, wiederzusehen, und sein gegenwärtiges Ich mit dem vergangenen zu vergleichen.

Am 24sten März fuhr er des Abends ab; gegen Mitternacht war er in Auerstädt, wo er einst bei seiner ersten Reise nach Leipzig den Wagen hatte schieben helfen. Als noch kaum der Morgen graute, kam er in Naumburg an:

Wie anders! Lieber Gott, wie anders, als da ich vor zehn Jahren als ein kleiner, eingewickelter, seltsamer Knabe in ebendas Posthaus trat! Wie viel hat nicht die Zeit durch den Kopf und das Herz müssen! Und wieviel wohler, freier, besser ist mir's nicht!

Zu den großen Gewinnen, die er seitdem gemacht, konnte er namentlich sein inniges und frömmeres Verhältnis zur Natur rechnen. Er genoß es auch heute, wo er so allein durch das Land fuhr. „Ein wunderbares, liebes Dämmerlicht schwebt über Allem“: so begann der Tag.

Hinter Naumburg ging mir die Sonne auf. Liebe Frau, ein Blick voll Hoffnung, Erfüllung und Verheißung! Die Morgenluft so erquickend — der Duft zwischen den Felsen

so schauerlich — die Sonne so golden blickend als je. Nicht diesen Augen nur, auch diesem Herzen! Nein, es ist der Born, der nie versiegt, das Feuer, das nie verlischt, keine Ewigkeit nicht!

Um drei Uhr nachmittags erreichte er schon sein Ziel: die große Stadt, deren Bewohner ganz andern Göttern dienten! Schon am Abend schalt er auf dies zivilisierte Volk, indem er dem Herzoge seine Ankunft meldete:

Lieber Herre, da bin ich nun, in Leipzig. Ist mir sonderlich worden beim Nähern . . . Und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz-, grau-, steif-röckigen, krummbeinigen, perücken-geklebten, degenschwänzlichen Magisters, gegen die feiertags-berockte, alamodische, schlankliche, vieldünkliche Studentenbuben, gegen die zuckende, krinsende, schnäbelnde und schwumelnde Mägdlein und gegen die strotzliche, schwänzliche und finzliche Jungemägde ausnimmt, welcher Greuel mir alle heut um die Toren als am Marientagsfeste entgegnet sind.

Neun oder zehn Tage blieb er trotzdem zwischen den hohen Häusern. Sehr wohl fühlte er sich wieder mit seinem alten Professor Öser, der schon von früher her mit dem weimarischen Fürstenhause und Adel in Verhältnissen stand. Dem Kreissteuer-Einnehmer Weiße konnte er jetzt als ein gleichfalls berühmter Dichter gegenübertreten. Was man demnächst von ihm Neues und Gutes zu erwarten habe, fragte Weiße, und Goethe antwortete: Nichts, denn er habe seine literarische Laufbahn Lenzen überlassen. — „Um so besser," dachte Weiße bei sich, „dann wird die Genie-Mode bald vorüber gehen."

Gar angenehme Stunden verbrachte Goethe bei der schönen Sängerin Korona Schröter; wahrscheinlich



Leipzig: Promenade zwischen Barfüßer- und Thomaspforte.

Zeichnung und Stich von Roßmäßler. 1777.



Phot. F. Bruckmann A. G., München

Katharina Kanne, geb. Schönkopf.

Gemälde von Anton Graff.

Leipziger Museum.

hatte er den Auftrag, ihre Verhältnisse und Wünsche auszuforschen, ob sie vielleicht für Weimar zu gewinnen sei. „Die Schröter ist ein Engel“ schrieb er an Frau v. Stein; „wenn mir doch Gott so ein Weib bescheren wollte, daß ich Euch könnt' in Frieden lassen!“

Zu Schönkopfs ging er und auch zu dem ehemaligen Käthchen Schönkopf, der jetzigen Doktorin Kanne. Und als er sie wieder sah und reden hörte, da war es ihm ein Rätsel, warum er so lange Zeit sich eingebildet hatte, er müsse gerade sie erringen und besitzen. „Ce n'est plus Julie“ schrieb er nach Weimar, einen Satz aus Rousseaus berühmtem Roman wiederholend.

Was das Schicksal mit mir vorhaben mag! Wie viel Dinge ließ es mich nicht auf dieser Reise in bestimmtester Klarheit sehen! Es ist, als wenn diese Reise sollt' mit meinem vergangenen Leben saldieren.

Und gleich knüpft's wieder neu an. Hab' ich Euch doch alle! Bald komm' ich.

Neuntes Kapitel

Die Entscheidung

Zweites Quartal 1776

Als Goethe wieder in Weimar eintraf, hörte er, daß Lenz angekommen sei. Unangemeldet, unerwartet war er plötzlich da, voller Vertrauen auf die Freundschaft des herrlichen Herzogs und des herrlichen Goethe. Und Beide nahmen den schwärmenden Dichter liebreich auf. Auch der Frau v. Stein ward er sogleich zugeführt. „Sie werden das kleine wunderliche Ding sehen und ihm gut werden“ schrieb Goethe, indem er ihn und sich bei ihr anmeldete.



Lenz

Wären sie Politiker gewesen, so hätten der Herzog und Goethe den Ankömmling mit einer aufgefüllten Börse weiterzureisen beredet. Denn dieser neue Poet gab sich bei allen seinen vortrefflichen Eigenschaften viele Blößen und eignete sich gar zu gut zur Zielscheibe für allerhand Spöttereien; und mit den Pfeilen und Speeren der Afterrede wurde dann nicht bloß der kleine Jakob Lenz getroffen, der ja gar nicht ernst genommen wurde, ~~ndern auch seine Freunde und Beschützer, die ganze Geni~~partei. Schon der eine Umstand, daß Lenz ein

vollkommener Habenichts und also ganz auf die Spenden der Freunde, vor allem des Herzogs, angewiesen war, daß er von ihnen ernährt, bekleidet, beschuht werden mußte, war seinen Freunden schädlich. Goethe, obwohl nur ein Bürgerlicher, genoß unter den im Hof- und Staatsdienst stehenden weimarischen Adligen doch einen nicht geringen Respekt, weil man sich vom Reichtum seines Vaters eine große Vorstellung machte. Der wirtschaftlich Unabhängige braucht unter Ärmeren weiter kein Wappenschild, um geraden Rückens und erhobenen Hauptes neben ihnen zu schreiten. Die Grafen Stolberg, die alle Vorzüge vereinigten, hatten die Ehre der Genies erst recht erhöht: nun zog sie der Almosenempfänger Lenz hernieder. Und außerdem war er ein halber Narr, wie man bald an allerlei kleinen Geschichten über ihn beweisen konnte. „Lenzens Eselei von gestern Nacht hat ein Lachfieber gegeben" plauderte Goethe im ersten Monat einmal gegen Frau v. Stein; solche Eseleien waren ein erwünschter Gesprächsstoff. Lenz selber glaubte sich hier in Weimar unter lauter guten und ehrlichen Menschen, sozusagen in einem neu eröffneten Zukunftsstaate, wo Jedermann offen aussprechen durfte, wie es ihm ums Herz war und was ihm durch die Sinne ging, wo Jedermann tat, was ihm beliebte, wenn es nichts Böses war; er selber wenigstens hielt es so. Er gewann sich auch Freunde und Freundinnen, die ihn wie ein Spielzeug, vielleicht gar wie ein drolliges Hündchen oder Äffchen liebten, und gewahrte die grinsenden Mienen der Anderen nicht, die auf ihre Art auch ihre Lust an dem Kerlchen hatten, weil sich in ihm die neue Mode überschlug. Dieser Lenz

aber war der Bruder, der nächste Bundesgenosse Goethes! Ihn meinten Manche mit, wenn sie den neuesten Gast verhöhnten.

Der Herzog mußte seiner Krankheit wegen noch bis über die Mitte des Aprils das Zimmer hüten; Goethe verbrachte fast den ganzen Tag bei ihm, und die Beiden wuchsen noch inniger zusammen. Es kam vor, daß sie beide auf einem Sofa einschliefen, nachdem sie sich müde geschwatzt hatten, oder daß Goethe auf diesem Sofa für die Nacht sich ausstreckte, weil es zu spät geworden war, nach Hause zu gehen.

Zugleich wuchs Goethe aber auch an Weimar an und löste sich immer mehr von Frankfurt ab. Eines Tages schrieb ihm Tantchen Fahlmer von dort eine böse Neuigkeit aus dem Schönemannschen Hause. „Von Lilli nichts mehr!“ antwortete er; „sie ist abgetan. Ich hasse das Volk lang' im tiefsten Grunde. Der Zug war noch der Schlußstein. Hol' sie der Teufel!“ Er meinte mit diesem unfrommen Wunsche aber nur die Mutter, die Brüder, die Familie, keineswegs das Mädchen. „Das arme Geschöpf bedaur' ich, daß sie unter so einer Rasse geboren ist.“

Am selben Tage, es war der 10te April, schrieb er einmal wieder an Gustchen Stolberg:

Mein Herz! mein Kopf! ich weiß nicht, wo ich anfangen soll! So tausendfach sind meine Verhältnisse, und neu, und wechselnd, aber gut.

Und vielleicht schrieb er am selben Tage auch die Zeilen über Frau v. Stein an Wieland, der es nicht begreifen konnte, warum Goethe über diese Eine alle Übrigen von ihrem Geschlechte versäumte:

Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. Ja, wir waren einst Mann und Weib! Nun wissen wir von uns: verhüllt, in Geisterduft. Ich habe keine Namen für uns: die Vergangenheit — die Zukunft — das All!

Das Gleiche sagte er dieser Geliebten selber in Versen, die er am 14ten April niederschrieb. Er begann mit einer Klage an das Schicksal — Das war jetzt für ihn der Name, mit dem er die unbekannten Oberen, die Gottheit, meinte — mit der Klage, daß ihm und seiner Freundin keine unbewußte Liebe, kein unbewußtes Genießen gegönnt war, kein kindisches Leben im Augenblick, was er doch selber für das Beste und Weiseste hielt, daß sie vielmehr über ihr Verhältnis und, was daraus werden sollte, immer wieder denken mußten.

Warum gabst du uns die tiefen Blicke,
Unsre Zukunft ahndungsvoll zu schau'n?
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke
Wähnend-selig nimmer hinzutrau'n?
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn
Und durch all die seltenen Gewühle
Unser wahr Verhältnis auszuspähn?
Ach, so viele tausend Menschen kennen,
Dumpf sich treibend, kaum ihr eigen Herz,
Schweben zwecklos hin und her und rennen
Hoffnungslos in unverseh'nem Schmerz,
Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden
Unerwart'te Morgenröte tagt:
Nur uns armen, liebevollen Beiden
Ist das wechselseit'ge Glück versagt,

Uns zu lieben, ohn' uns zu verstehen,
In dem Andern seh'n, was er nie war,
Immer frisch auf Traumglück auszugehen
Und zu schwanken auch in Traumgefahr.

Die Freundin meinte er dabei mehr als sich selbst, denn Charlotte war eine Grüblerin und Sorgerin; also fragte sie sich jetzt auch immer wieder, ob sie, die Ehefrau und Mutter, diese unerhörte Liebe, die der neue Freund so naiv und offen ihr entgegentrug und ebenso von ihr erbat, wirklich erwidern dürfe und ob ein Segen auf solcher Liebe ruhen könne. Diese Liebe war so ganz außer der Regel: wie war sie nur zu erklären? Warum hängte sich Goethe gerade an sie, statt an eine der Ledigen, die ihm völlig angehören konnten? Der Dichter versuchte ihr das Rätsel zu lösen — durch ein Geheimnis, eine Ahnung:

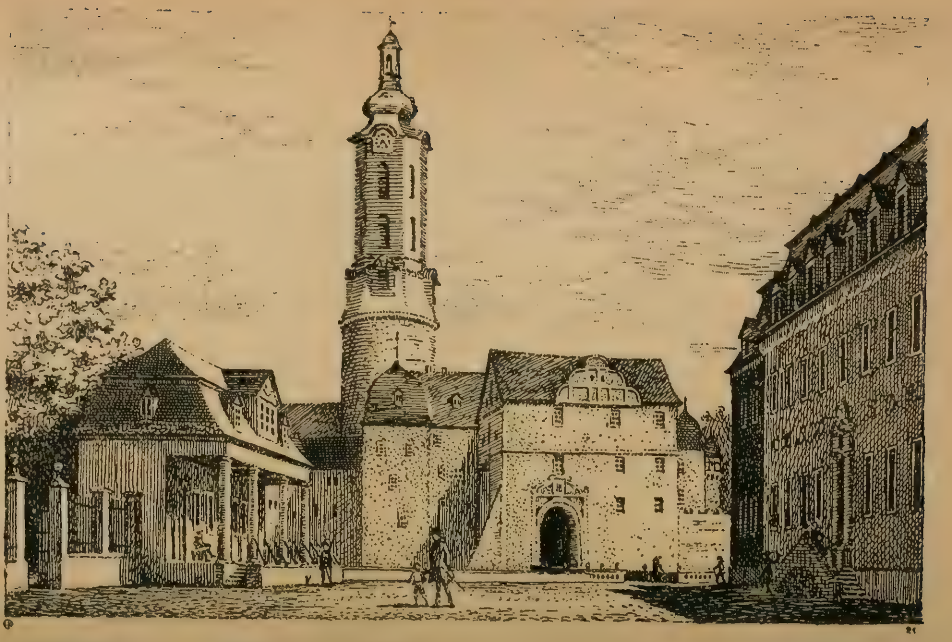
Sag', was will das Schicksal uns bereiten?
Sag', wie band es uns so rein-genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau,
Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.
Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag:
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar dir zu Füßen lag,

Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut.

Und von allem Dem schwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewisse Herz,
Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,
Und der neue Zustand wird ihm Schmerz,
Und wir scheinen uns nur halb beseelet,
Dämmernd ist um uns der hellste Tag:
Glücklich, daß das Schicksal, das uns quälet,
Uns doch nicht verändern mag!

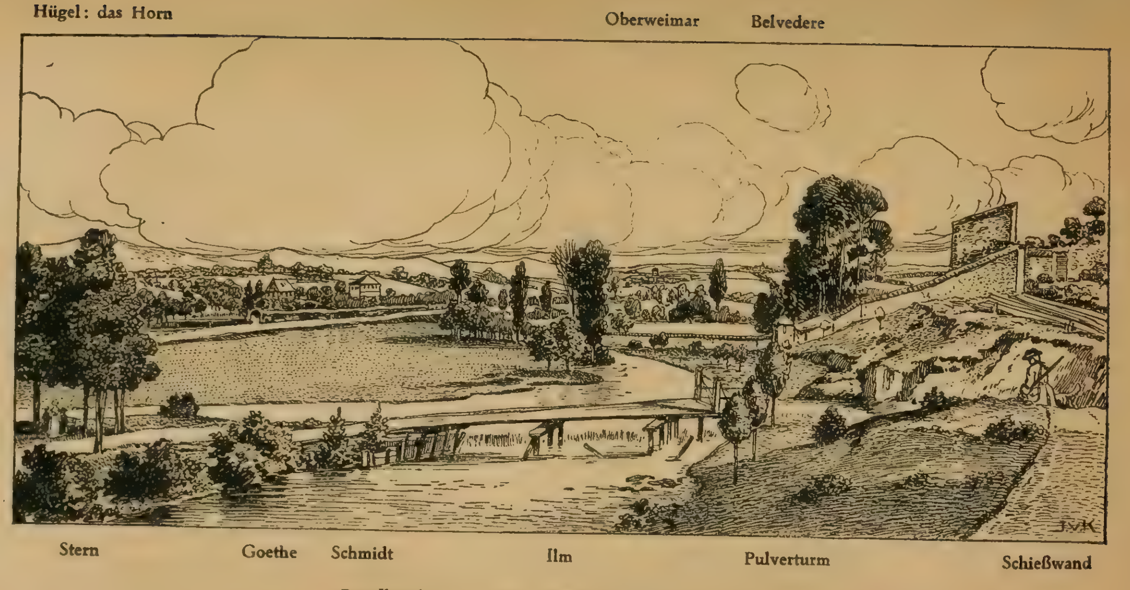
Unterdessen hatte das Schicksal und sein weimarischer Stellvertreter, der junge Herzog, dafür gesorgt, daß Goethe noch in anderm Sinne hier Wurzeln schlug.

Goethe war mehr als vier Monate ein Gast des Geheimen Rats v. Kalb geblieben, obwohl es in dessen Hause so eng herging, daß der Gast mit seinem Schreiber und Diener Philipp Seidel und noch einem Andern selbdritt in einer Kammer schlief. Dann, am 18ten März, bezog er eine Wohnung ganz nahe der Hauptwache, dem abgebrannten Residenzschlosse und auf der andern Seite dem Gelben Schlosse gegenüber. „Er hat sich ein Haus gemietet, das wie eine Burg aussieht" erzählte Wieland in einem Briefe nach Darmstadt, „und es macht ihm großen Spaß, daß er mit seinem Philipp ganz allein sich im Notfall etliche Tage gegen ein ganzes Korps darin wehren könnte, insofern sie ihm das Nest nicht überm Kopf ganz anzündeten." Aber zur selben Zeit handelte Goethe auch schon um einen Garten



Goethes Eingang Hauptwache Schloßturm Gelbes Schloß

Vor dem Schloßtore. Nach L. Bartning von W. Kubbernuß



Das Ilmtal 1776. Nach alter Vorlage von J. v. Kulas

vor dem Tore, um ein ziemlich großes und recht verwildertes Stück Berglehne, wo auch ein altes, baufälliges Häuschen stand. Dieser Garten lag unweit des Fürstenhauses, wo jetzt der Herzog wohnte, aber schon ganz im Freien, ein paar Minuten vor der Stadt, auf der andern Seite der im schmalen Wiesentale sich schlängelnden Ilm und am andern Abhang, der dieses Tal begrenzte. Man war hier schon wie von der Welt abgeschieden, und im Sommer, wenn die Bäume belaubt waren, sah man gar nichts von der Stadt. Auch ging wenig Verkehr am Hause vorbei. Nur auf einer Seite hatte der Einwohner dieses Gartens einen Nachbar, wenn nämlich der Geheime Referendarius Schmidt, ein Vetter Klopstocks, seinen Garten besuchte; sonst war man hier außen ganz allein. Denn daß eine Promenade der Hofgesellschaft, der sogenannte Stern, der einen Ecke des Grundstücks gegenüber lag, brachte nur an wenigen schönen Nachmittagen das feine Volk in die Nähe. Eben diese Einsamkeit, diese halbe Wildnis reizte den Dichter, als er vernahm, daß dieser Garten zum Verkauf stehe. Der Herzog redete ihm zu und versprach, alle Erwerbs- und Einrichtungskosten aus seiner Kasse zu zahlen. Am 21sten April nahm Goethe den Garten und das Haus in Besitz. Von diesem Tage an hatte er ein Grundeigentum, und damit warf er ein Stück der leichtlebigen, leichtbeweglichen Jugend hinter sich; er ward an einer Stelle des Erdbodens angesetzt und trat in den Philisterorden ein, wie es Wieland ausdrückte, der zufällig um eben diese Zeit einen Garten an einer andern Seite der Stadt gekauft hatte.

Bewohnbar war das Haus noch nicht sogleich; die



Goethes Gartenhaus, Rückseite

Maurer und Anstreicher hatten da noch ebensoviel zu tun, wie im Garten die Erdarbeiter und Gärtner. Aber sehr bald sah man hier ein Völklein fleißiger Menschen beschäftigt, und den Doktor Goethe mitten unter ihnen: zuschauend, anweisend, Auskunft gebend, ratschlagend, entscheidend. Solche Unruhe ist gar gut gegen die — Unruhe.

Auch für den Herzog und das Land war Goethe oft schon tätig, obwohl über seine Anstellung noch nichts entschieden war. Einstweilen ergriff er jede Gelegenheit, das Land kennen zu lernen. Feuersbrünste kamen häufig vor und waren bei der leichten Bauart der Häuser und Scheunen schwer einzuschränken; der Landesherr pflegte, wenn ein solches Feuer nicht gar zu weit war,

selber hinzureiten, um seine Teilnahme zu zeigen, das Rettungswerk zu beobachten oder zu befehligen. Goethe begleitete dann den Herzog oder, wenn Dieser verhindert war, ritt er auch wohl als Dessen Befehlsträger und Berichterstatter zur Brandstelle. So am 16ten April nach Ulrichshalben, wo einundzwanzig Häuser niederbrannten, und am 3ten Mai nach Ilmenau.

Dies Gebirgsstädtchen hatte eine besondere Anziehung für ihn. Hier hatte es einst Silber- und andere Bergwerke gegeben; sie waren durch Unglücksfälle und menschliche Schuld verfallen; vielleicht ließen sie sich wieder aufnehmen. Natürlich redeten schon Manche von dieser Möglichkeit. Vielleicht konnte Ilmenau in die leeren weimarischen Kassen einen ähnlichen Lebenspendenden Strom leiten, wie Freiberg im großen Kursachsen tat. Dann konnten Karl August und seine Freunde große Werke verrichten. Goethe blieb, als er einmal des Feuers wegen hieher geeilt war, eine ganze Woche in diesem Wald- und Bergbezirke, guckte traurig die alten Öfen und Erdlöcher der ehemaligen Bergwerke an, erkundigte sich aber auch nach tausend Dingen, die einem künftigen Minister zu wissen gut sind. Als er zurückkehrte, konnte er schon für einen Kenner dieses Stücks der weimarischen Herrschaft gelten.

Der Herzog wurde immer fester in dem Wunsche, daß Goethe in allen oder vielen Sachen der Landesverwaltung sein Auge und seine rechte Hand sein solle; der steifnackige Geheime Rat Fritsch aber beharrte bei seinem Widerstreben. Am 24sten April erklärte er: wenn Goethe eine wahre Zuneigung zum Herrn habe, so könne er selber seine Einsetzung in eine so ansehnliche Stelle



Jakob Friedrich Freiherr v. Fritsch
Schlößchen zu Tiefurt

weder wünschen, noch gutheißen, da eine solche Ernennung dem Fürsten von aller Welt verdacht werden und da sie die treuen und altbewährten Diener, die längst ein Anrecht darauf hätten, kränken müsse. Was ihn selber angehe, so erklärte Fritsch, daß er in einem Kollegio, dessen Mitglied gedachter Dr. Goethe anjetzt werden solle, länger nicht sitzen könne.

Ein noch böseres Schreiben hatte Goethe schon seit einigen Wochen in seiner Brieftasche; es war von Klopstock, dem Vater und Oberhaupte jener freien Republik der Geister, zu deren Zierden der Dichter des ‚Götz‘ und des ‚Werther‘ bisher gehört hatte. So lautete der Brief:

Hier ein Beweis meiner Freundschaft, lieber Goethe! Er wird mir zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Tun und Lassen ankommt, drein reden wolle. Auch Das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in Diesem oder Jenem andere Grundsätze haben als ich, streng verurteile.

Aber Grundsätze, Ihre und meine, bei Seite! Was wird der unfehlbare Erfolg sein, wenn er so fortfährt? Der Herzog wird, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper damit zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß Diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen itzund den Herzog von Weimar aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn sie in dem alten Tone fortfahren, zu ihrer Rechtfertigung nicht anzuführen haben, wenn es nun wird geschehen sein, was ich fürchte, daß es geschehen werde?

Die Herzogin wird wahrscheinlich ihren Schmerz jetzt

noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich Das etwa auch niederhalten? Luisens Gram, Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben wie ich!

Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzoge. Er soll doch also mit ihm leben? Wie aber Das? Auf seine Weise? Nein! Er geht, wenn er sich nicht ändert, wieder weg.

Was soll ich Ihnen schreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich habe nichts dawider. Im Gegenteil, denn da ist er gewiß noch nicht, wo man Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören mag.

Goethe wußte nicht, was er darauf antworten sollte; also schwieg und zögerte er. Daß die Sache für ihn nicht gut aussah, war nicht zweifelhaft; Klopstock spielte offenbar auf Klagen an, die die junge Herzogin gegen ihre Verwandten in Karlsruhe getan.

Auch Herzog Karl August fand schwer eine Antwort auf das Schreiben des Ministers v. Fritsch. Über zwei Wochen ließ er verstreichen; dann ergriff er den Stier bei den Hörnern. Er machte dem bisherigen treuen Diener einen Vorwurf, daß er seine Entlassung deshalb fordere, weil Goethe sein Amtsgenosse werden solle.

Wäre der Dr. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein Jeder Ihren Entschluß billigen. Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen. Nicht alleine ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt; Sie werden selbst einsehen, daß ein Mann wie Dieser nicht würde die langweilige und mechanische Arbeit, in einem Landeskollegio von unten auf zu dienen, aushalten. Einen Mann von Genie nicht an

dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt: Denselben mißbrauchen. . . .

Wie sehr muß es mich befremden, daß Sie, statt sich ein Vergnügen daraus zu machen, einem jungen fähigen Mann, wie mehrbenannter Dr. Goethe ist, durch Ihre in einem zweiundzwanzigjährigen treuen Dienst erlangte Erfahrung zu bilden, lieber meinen Dienst verlassen, und auf eine sowohl für den Dr. Goethe als — ich kann es nicht leugnen — für mich beleidigende Art. Denn es ist, als wäre es Ihnen schimpflich, mit Demselben in einem Kollegio zu sitzen, welchen ich doch, wie es Ihnen bekannt, für meinen Freund ansehe und welcher nie Gelegenheit gegeben hat, daß man Denselben verachte, sondern vielmehr aller rechtschaffenen Leute Liebe verdient.

Fritsch antwortete sogleich: mußte er sich doch von dem Scheine reinigen, als ob er den Herzog in seinem Freunde habe beleidigen wollen. Er zweifle nicht an Goethes guten Eigenschaften, betonte er, aber er könne diesen Fremden nicht gleich jetzt für ein brauchbares Mitglied des höchsten Rates anerkennen. Und dann deutete er dem jungen Fürsten wiederum an, daß er, der Herr, seine bisherigen Beamten unbewußt und unbedacht beleidige. Er scheine sein Geheimes Konsilium für ein so unbeträchtliches Kollegium zu halten, daß er in dasselbe „zwar an und vor sich habile und gute Hoffnung von sich gebende, keineswegs aber bei Geschäften hergekommene, mit selbigen und mit Ihren und Ihro Herzoglichen Hauses Angelegenheiten nur im mindesten bekannte Personen setzen und Plätze, welche sonst bloß langwierigen Diensten und ausgezeichneten Verdiensten aufbewahrt zu sein pflegen, auf diese Art ausfüllen zu können glauben."

Der Minister kämpfte nicht für seine eigene Person



Karl August

— er war ja bereit, zur Seite zu treten — sondern pflichtgemäß als Führer des Geheimen Rates und aller Staatsdiener. Der junge Fürst aber stand jetzt vor der grundsätzlichen Frage, in welchem Maße er von seiner unbeschränkten Fürstenmacht Gebrauch machen oder wieviel er davon an seine höchsten Diener abgeben wolle. Zweierlei Mitregenten standen damals neben den angestammten Herrschern: die Landstände und die Beamtenschaft. Die ersteren wurden nur alle paar Jahre auf zwei oder drei Wochen berufen; sie fügten sich, wenn man sie reichlich bewirtete, nach einigem Lärmen in Alles, ließen es sich auch wohl gefallen, wenn man sie lange Jahre gar nicht versammelte. Die Beamten oder Diener oder ausführenden Arbeiter üben dagegen Tag für Tag ihre Macht aus, wie nach unten, so auch nach oben. Wohl ist der Herr, wenn er sonst Manns genug ist, stärker als der einzelne Diener, aber gegen ihre Kollegien und ihren Gesamtgeist ist schwer anzukämpfen. Wenn Deren Widerstreben beständig ist, so ermüdet es auch den frischesten Oberherrn.

Karl Augusts berühmter Großoheim, der König in Preußen, berief weder Landstände, noch hielt er Sitzungen mit einem Geheimen Rate; er regierte ganz allein. Das will sagen: er verkehrte nur mit den einzelnen Ministern, Generalen oder sonstigen Ratgebern und zog sie nach seinem Gutdünken heran. Er gab auf deren schriftliche oder mündliche Berichte seine Entscheidung; er saß den ganzen Tag in seinem Kabinett und arbeitete. Da er sich von den verschiedenartigsten Menschen unterrichten ließ, so blieb er ein guter Kenner seines Landes und ließ sich nicht so leicht ein X für

ein U machen. Gewiß hatten auch auf ihn die bewährten Minister und Offiziere einen großen Einfluß; aber seine Diener traten ihm nie vereinigt entgegen; ihre Meinung prangte nie mit dem Beweise der Stimmenmehrheit. Sicherlich setzte diese preußische Regierungsart einen sehr hochbegabten, pflichttreuen, dem Staate völlig sich hingebenden Monarchen voraus, wie der alte Friedrich war; aber wer will es einem fürstlichen Jüngling verdenken, wenn er sich gleichfalls vorzüglich begabt und tatkräftig fühlt? Warum sollte Karl August, der beinahe desselben Blutes war wie jener Berühmte, nicht auch demnächst seine kleinen Länder allein regieren können, indem er treu ergebene Gehülfen um sich versammelte? Kein Zweifel, daß des jungen Herzogs Wunsch und Streben dahin ging, bald der wirkliche und unumschränkte Herr im ererbten Lande zu werden, und daß ihm deshalb das Geheime Konsilium und sein Oberhaupt unlieb und im Wege war. Und kein Zweifel, daß ihn Goethe in solchem Streben bestärkte, weil er, der Geniegläubige, stets der Meinung war, daß nur der einzelne große Mann die Welt vorwärts schieben könne und nicht ein Saal voll Schreiber oder Redner. „Mein einziger Wunsch war, Sie Herr von dem Ihrigen zu wissen“ schrieb er elf Jahre später an Karl August, als er der Zeit gedachte, wo er in dessen Dienst eingetreten war.

Aber zunächst durfte man von einer solchen Selbstregierung noch nicht laut reden — dazu war der junge Fürst denn doch noch zu unreif — und Karl August mochte auch den bewährten und redlichen Minister v. Fritsch nicht von sich stoßen. Weil sie nun beide gegen einander

festgefahren waren, bat der Herzog seine Mutter, zwischen ihm und dem Minister zu vermitteln. Sie liebte ihren alten Berater Fritsch, sie liebte auch den neuen Stern Goethe, und so war sie wohl zur Versöhnerin berufen. Einen gar geschickten Scheltbrief richtete sie jetzt an Fritsch: er dürfe gerade in dieser Lage einen unerfahrenen Fürsten nicht verlassen, wo nach seiner eigenen Ansicht so viele Gefahren drohten.

Sie sind eingenommen gegen Goethe, den Sie vielleicht nur aus unwahren Berichten kennen oder den Sie von einem falschen Gesichtspunkt beurteilen . . . Wäre ich überzeugt, daß Goethe zu diesen kriechenden Geschöpfen gehörte, denen kein anderes Interesse heilig ist als ihr eigenes und die nur aus Ehrgeiz tätig sind, so würde ich die Erste sein, gegen ihn aufzutreten. Ich will Ihnen nicht von seinen Talenten, von seinem Genie sprechen; ich rede nur von seiner Moral. Seine Religion ist Die eines wahren und guten Christen, die ihn lehrt, seinen Nächsten zu lieben und es zu versuchen, ihn glücklich zu machen . . . Machen Sie Goethes Bekanntschaft, suchen Sie ihn kennen zu lernen! . . . Selbst wenn der Herzog, mein Sohn, einen übereilten Schritt getan hätte, haben Sie dann nicht hinlänglich Ihre Pflicht getan, wenn Sie ihn darauf aufmerksam machten? Und wenn er darauf besteht, ist Das dann Ihr Fehler? Mich dünkt, die Welt würde es Ihnen verargen, wenn Sie einen Fürsten verlassen, der Ihrer Einsicht, Ihrer Rechtschaffenheit bedarf.

Jetzt wurde Fritsch schwankend; er beschloß, sich noch einmal mit seinen nächsten Amtsverwandten zu beraten.

Diese Dinge gingen Mitte Mai vor sich, kurz nach Goethes Heimkehr aus Ilmenau. Er aber genoß jetzt, wenn er die Plackerei mit den Menschen hinter sich

warf, schönste Stunden in seinem neuen Garten, denn seine Entwürfe gewannen durch seine fleißigen Arbeiter Gestalt, und es war gerade die Jahreszeit, wo auch die schaffende Mutter Natur am schönsten ihre Kräfte und Künste offenbart. Zum ersten Male erlebte er den Frühling auf einem bestimmten, umgrenzten Fleckchen Erde und fühlte, daß ein solches Fleckchen uns mehr zu geben hat als das Ganze. Immer neue Zierlichkeiten und Schönheiten entdeckte er, die nun alle ihm gehörten. Allein die unzähligen Vögel, die in seinen Bäumen, Hecken und Sträuchern wohnten!

Am Samstag, den 18ten Mai, hatte er gar viel zu tun gehabt, bald mit seinen Handwerkern, bald mit seinen fürstlichen und hochadligen Gästen, denn sie sahen sich gern mit an, was hier draußen werden wollte; zuletzt brachte ihm sein Philipp ein Abendbrot aus der Stadt und saß zu ihm nieder. Als es dunkelte, erklärte Goethe, er wolle nicht in die Wohnung zurückkehren, sondern hier außen schlafen. Die erste Nacht in dem Häuschen, das nun seine Heimat war! Es war auch die erste Nacht in seinem Leben, die er ganz allein, entfernt von allen Menschen verbrachte, nur umrauscht, umfangen, umsponnen von allen den geheimnisvollen Wesen, die in der Einsamkeit sich andeuten und kund tun.

Als er sich am andern Morgen erhob und in den Garten trat, kam ihm ein Gedanke, der ihn lächerte: „Du bist nun das Erdkühlein!“ Er hatte ein Märchen gehört von einem Kinde, das von seiner Stiefmutter in den Wald geführt und dort verlassen wurde; als das arme Kind nun ängstlich-ruhelos in der Wildnis herumirrte, fand es endlich unter den Bäumen ein Häuschen,

und in dem Häuschen wohnte ein fabelhaftes Tier, ein Erdkühlein. Jetzt dünkte ihm seine Wohnung ebenso welt-abgelegen und geheimnisvoll; also war er selber nun das fabelhafte Tier. „Und nun Erdkühlein für ewig!" sagte er sich. Es war gleichsam ein Gelübde zum einsamen, natürlichen Leben.

Aber wollte dieser Waldbruder sich nicht eben auch zum Ratgeber eines Fürsten bestellen lassen? War er nicht schon ins Hofleben verflochten? Redeten nicht Alle, die Anteil an ihm nahmen, jetzt gerade über seine weltlichen Verhältnisse und verwunderten sich, daß dieser junge Dichter sich freiwillig in dieses Treiben hinein begab? Brannte nicht immer noch Klopstocks Schreiben auf seiner Seele?

Am 21sten Mai warf er endlich eine rasche Antwort hin, um diesen Schmerz bei Seite zu schaffen:

Verschonen Sie uns ins Künftige mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden.

Sie fühlen selbst, daß ich nichts darauf zu antworten habe. Entweder müßte ich als Schulknabe ein pater peccavi anstimmen oder mich sophistisch entschuldigen oder als ein ehrlicher Kerl verteidigen, und dann käm' vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen Dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über diese Sache! Glauben Sie, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf all' solche Briefe, auf all' solche Anmahnungen antworten sollte!

Dem Herzog tat's einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie. Von mir wissen und fühlen Sie Ebendas.

Graf Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und, will's Gott, besser, als er uns selbst gesehen hat.

In eben diesen Tagen hatte Goethe einen neuen Schlag auszuhalten. Durch seine Anlagen im Garten, seine Einrichtung des Hauses war er mit der Frau v. Stein in einen noch lebhafteren Verkehr geraten, als er sonst schon hatte; ihr hatte er den ersten Spargel, den er selber stach, die ersten Blumensträuße, die er pflückte, gesandt, und sie hatte ihm mit allerhand nötigen Dingen im Hause ausgeholfen und ihren Frauenrat gegeben. Sie besuchte ihn auch einige Male da draußen, zwar stets mit schicklicher Begleitung, aber es erregte doch Gerede. Ihr ward zugetragen, was die Leute sagten; sie mußte also für ihre Person zurückhaltender werden und ihren neuen Freund ernstlich bitten, ihren guten Ruf zu schonen, nur zu passenden Stunden zu kommen, und was sonst zum Anstand vor den Leuten gehört. Ihn ergriff ein tiefer Schmerz:

Also auch das Verhältnis: das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch Das gestört! . . .

Ich will Sie nicht sehen; Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblicke des Bedürfnisses entscheidet Alles, lindert Alles, kräftiget Alles. Der Abwesende kommt mit seiner Sprütze, wenn das Feuer nieder ist!

Und Das alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst. Sie wissen nicht, was sie tun.

Das Bild von der Feuerspritze, die zu spät kommt, lag ihm jetzt gar nahe, denn fast jede Woche ritt er einmal fort, weil es hier oder dort brannte. Am 22sten Mai schrieb er in sein Tagebuch: „Feuer in Neckerode,“ am ersten Juni: „Brand in Utenbach.“ Auch sonst war er nach wie vor eine Art Adjutant seines Herzogs, auch Ende Mai auf einer kleinen Reise, die nach dem Kalbschen Gute Kalbsrieth in der Goldenen Aue, dann nach dem weimarischen Schlosse und Städtchen Allstedt und schließlich auch auf den Kyffhäuser führte: so erwarb er sich auch ein Bild von jenem Thüringen, auf das der Brocken und die andern Berge des Harzes herniederschauen. Und immer mehr wuchs er mit dem Herzoge und der ganzen fürstlichen Familie zusammen. Daß er nun den Garten und das Häusdhen besaß und noch weiter einrichtete, half doch auch auf beiden Seiten schon mit, die Zweifel an seiner Zugehörigkeit zu vertreiben.

Auch der Minister v. Fritsch fügte sich langsam in das Tatsächliche und Unabwendbare. Als er den Rat seiner Kollegen erbat, stellten auch sie ihm dringend vor, daß er gerade jetzt auf seinem Platze bleiben müsse. Wenn er, der Mann von Adel und Autorität, fortgehe, so meinte Schnauß, würde das Geheime Konsilium ohne Ansehen nach außen sein; es blieben keine Exzellenzen mehr darin: was würden die Gothaischen Exzellenzen darüber sagen? Dem ganzen Kollegio würde dann das Rückgrat fehlen, denn zum Beispiel er selber, Schnauß, der Bürgerliche und Vermögenslose, dürfe ja

nicht wider den Stachel löcken. „Da würde Alles bunt übergehen und das Geheime Konsilium in ein Kabinett verwandelt werden, da ich nicht einmal durch das Schlüsselloch gucken dürfte." Nur Fritsch könne einer solchen Kabinettsregierung vorbeugen und vom Fürsten fordern, daß er Privat-Insinuationen kein Gehör gebe. Was Goethe angehe, so könne Dieser als Kollege im Konsilium vielleicht unschädlich bleiben oder geradezu nützlich werden. Wenn der Herr Günstling erst die Arbeit kennen lerne und sich mit ernsthaften Dingen zu beschäftigen Geschmack finde, dürfte er auch wohl dem Fürsten bessere Begriffe darüber einflößen. Namentlich aber bestehe die große Gefahr, wenn Fritsch jetzt abgehe, daß der junge Herr v. Kalb zum vorsitzenden Geheimen Rate ernannt würde, und dieser Mann, gegen den sich laut wenig sagen ließ, war für Fritsch und Schnauß und manche Andere viel mehr ein Greuel als der offen bekämpfte Goethe, über desses künftiges Verhalten als Teilnehmer einer Landesverwaltung man sich eigentlich noch kein Bild machen konnte.

Kurz, Fritsch gab nach. Am 11ten Juni wurde die „neue Einrichtung" endgültig vollzogen und bekannt gegeben. Der Geheime Rat Karl Schmid wurde also zum Präsidenten der Regierung unter dem Titel eines Geheimen Rates und Kanzlers ernannt, der Kammerrat Johann August v. Kalb zum Präsidenten der Kammer und der Doctor juris Johann Wolfgang Goethe zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Geheimen Konsilio. Die erste Stelle dieses höchsten Kollegiums behielt Fritsch; die zweite bekam nach Schmids Ausscheiden Schnauß, die dritte und letzte

Goethe. Eine Reihe anderer Beförderungen wurde gleichzeitig vollzogen, um die bisherigen Diener einigermaßen zufrieden zu stellen.

So war der Kampf abgeschlossen. Die Alten mußten der zudrängenden Jugend ein paar wichtige Plätze einräumen; die Jungen aber erfuhren, daß die Menschen nirgends einen reinen Anfang machen, nie eine ganz neue Welt um sich schaffen können. Sie müssen im Ringen gegen die alten Zustände sich am Ende immer zu einem recht mageren Vergleiche entschließen. Auch die Thronfolger. Auch die Genies.

Zehntes Kapitel.

Rück- und Umschau.

1771—76.

Die sechs Jahre von seinem siebzehnten bis zweiundzwanzigsten brauchte Goethe zum Studieren auf auswärtigen hohen Schulen und zur Überwindung einer schweren Krankheit. Dann lebt er etwas über vier Jahre als Haussohn bei seinen Eltern, dem Berufe nach als Advokat eingeschrieben, in seinem Hauptgeschäfte jedoch ein Dichter, Schriftsteller und Liebhaber der schönen Künste. Darauf folgt ein halbes Jahr Besuchszeit in Thüringen, wo eine ganz andere Umgebung auf ihn einwirkt, und das Ergebnis ist: ein herzoglicher Hof- und Staatsdiener. Als Frankfurter Advokat hatte er nur wenig geleistet, weil ihm Lust und Liebe zum Prozeßführen abgingen; ob er sich nun als Verwaltungsmann besser bewähren oder auch nur längere Zeit ausharren wird, steht dahin. Dazu geboren ist er nicht; das neue Amt reizt ihn nur als etwas Neues, mit dem er ringen und worin er sich selber kennen lernen kann.

In seinem Alter haben Viele ihren Lebensplan längst fertig; sie beugen sich auch wohl schon neben ihrer Hausfrau über die ersten Nachkommen; er aber steht noch als ein Tastender, Suchender, Fragender da. In den letzten Jahren hat sich allerdings sehr deutlich

erwiesen, wo seine Kraft liegt, denn Niemand zweifelt an seinem echten und großen Genie zur Dichtkunst. Der Drang zu poetischen Arbeiten, den er von Kindheit auf gespürt, hat ihn also nicht getäuscht. Nicht nur einmal hat er das lesende Publikum mit einem glücklichen Griffe mit sich gerissen; sondern auf sehr verschiedenen Gebieten der Poesie ist er als ein starker Meister und mit vollem Erfolge aufgetreten. Er braucht nur die Harfe der Dichtkunst zu berühren, so erklingen die Melodien freudig oder traurig, innig, ergreifend, tröstend, ermutigend: wie er will.

Das ist ein sehr angenehmes Bewußtsein! Aber leider ist der Harfenspieler eine höhere Art Bettler; er trägt viel Beifall und wenig Geld heim. Goethe mag auch nicht, nachdem er den Dichter-Lorbeer einmal erlangt hat, sich immer wieder vor dem Publikum verneigen und um Erneuerung der Gunst bitten. Ja, es ärgert und plagt ihn seine Berühmtheit jetzt schon, denn seine Gaben werden von Vielen, wo nicht den Meisten, anders aufgenommen, als er sie gemeint hat. Der Dichter möchte zu Artverwandten sprechen und vor gleichschlagenden Herzen singen; die Andern aber, die nun auch dazwischen reden, verderben ihm den Spaß.

Immer wieder wünscht sich Goethe, daß er in der zweiten Kunst des Zeichnens und Malens ebenso ausdrucksfähig und eindruckskräftig werden möchte wie mit den dichterischen Mitteln. Ein Maler zu sein und daneben ein Kenner und Ratgeber in allen bildenden Künsten, ein Mann wie Öser und Kraus, aber vornehmer, wohlhabender, unabhängiger, stärker und tiefer:

eine schönere Ausfüllung seiner Lebenstage hätte er sich nicht gewußt. Leider bleiben seine Leistungen mit Stift und Pinsel noch zu schwächlich; nur gelegentlich glückt ihm ein recht erfreuliches Bildnis oder Landschäftchen. Da er sich das Organ zu dieser Kunst nicht absprechen möchte, so erkennt er um so besser, daß der Maler viel mehr Schulung durchmachen muß als der Dichter, und da muß er denn gestehen, daß Beharrlichkeit, wie jeder Lehrer sie fordert, seine Sache nicht ist.

Zu treuer Übung ist nur verpflichtet, wer noch viel Zeit vor sich hat. Es war erst wenige Jahre her, daß die Parze Atropos schon die Schere angesetzt hatte, Goethes Faden abzuschnappen; auch jetzt rechnet er noch nicht auf eine lange Lebensdauer, aber nach einem demnächstigen Ende sieht es doch nicht mehr aus. Ohne Zweifel: sein geliebtes Herumstreifen in der freien Natur hat ihn gesund oder doch ziemlich gesund werden lassen; dazu sein Eifer zu körperlichen Übungen, seine Bereitwilligkeit zu ernstlichen Anstrengungen, sein trotziges Ringen mit Wind und Wetter. Mit fünfzehn Jahren ein überkluger kleiner Gelehrter, mit zwanzig ein Kränkling und Schwächling, hat er mit fünfundzwanzig den Rigi und den Gotthard bestiegen: so leicht begegnet ihm Keiner, der sich gleicher Leistung rühmen kann! Auf diesem Wege muß er also fortfahren, und die nächsten Mittel der Abhärtung und körperlichen Stählung sind ihm jetzt in Weimar gewiesen: das Herumreisen in dem Lande, in dessen Angelegenheiten er mitreden soll, die Begleitung des jungen Herzogs, der die frische Luft sehr liebt, und das Wohnen in einem einsamen Garten vor der Stadt, also ein halbes Gärtnerleben.

Mit seiner seelischen Gesundheit steht es nicht ebenso tröstlich aus. Sein Denken, Fühlen, Vorstellen, sein ganzes Aufnehmen, Verarbeiten und Wiedergeben der Eindrücke gingen in den letzten Jahren gar zu rasch vor sich, gerieten oft in eine unheimliche Eile und einen Schwung, der an die Unrast, Heftigkeit, Erregtheit und Zerrissenheit von Wahnsinnigen erinnert. Oft fühlt er sich auf und ab geschleudert, hin und her gerissen, im Wirbel sich drehend. Manchmal gleicht er seiner geistigen Nahrung gegenüber jenem häßlichen Vielfraß, der bei guter Mahlzeit schon die nächste Speise mit den Augen verschlingt. Man kann solcher Unersättlichkeit, solchem Drange in immer neue Fernen auch eine gute Seite abgewinnen; ein Faust erlebt die menschlichen Gefühle in höchsten Ausmaßen und genießt viel mehr als Andere: man muß nur das Auskosten der Leiden mit zu den Genüssen rechnen. Aber sicherlich hat Goethe auch genug Philistererbe und gesunden Menschenverstand in sich, daß er die edlen Güter der äußeren Ruhe und des inneren Friedens zu schätzen weiß: ein Philemon, der mit seiner alten Baucis sein Gärtchen bebaut und das darin stehende Häuschen bewohnt, ist denn doch einem Kain oder einem Orestes vorzuziehen. Hier im thüringischen Lande, das ihm eben noch fremd war, erwirbt Goethe fast durch Zufall einen solchen Garten mit einer solchen Wohnung und zugleich glaubt er zwei Heilmittel für seine Seele zu erkennen. Nach der Regel similia similibus könnte gerade auf ihn der äußere Umtrieb vieler fremder Geschäfte, denen er noch nicht gewachsen ist, beruhigend wirken. Und sodann tritt ihm hier zwar noch keine Baucis, wohl aber eine Freundin ent-

gegen, die Gott zur Besänftigung der Seelen, seiner Seele gewiß, geschaffen hat.

Je weniger Menschen uns nahe kommen, um so stärker greifen einzelne Gestalten in unser Leben ein. Schon in den Knaben- und Studentenjahren hat Goethe niemals zu einer größeren Gesellschaft gehört, nie in der Menge und nach ihrer Art gelebt; er war von früher Kindheit an ein Abgesonderter, der wohl stets ein paar Freunde oder Freundinnen hatte, den Meisten aber, die seine Kameraden hätten sein können, fremd blieb oder geradezu mißfiel. Der offenbar überschätzte Wohlstand seines Vaters gab ihm zwar überall, wohin er kam, ein gewisses Ansehen; für gescheidt und gelehrt galt er auch, aber zugleich für stolz, eingebildet, anspruchsvoll, geckenhaft, närrisch und überspannt. Dies Urteil über ihn mußte sich in den Jahren 1773 und 74 nun wohl erheblich ändern, denn jetzt lagen die Beweise seines außergewöhnlichen Genies auf den Tischen, und jetzt umstrahlten ihn der Erfolg, der Ruhm und die Gunst der Großen. Mit Kopfschütteln und Achselzucken war er nicht mehr erledigt. Aber wir suchen auch jetzt noch in seiner Wohn- und Vaterstadt nach einer Schar, die ihn umgibt; wir entdecken zwei, drei Herankömmlinge, die zu ihm aufblicken, aber keinen einzigen brüderlichen Freund. Georg Schlosser war fortgezogen, und auch er wäre in der Nähe Goethes Freund auf die Dauer schwerlich geblieben: wir wissen es aus Zeugnissen von beiden Seiten. Als Goethe im Spätjahr 1775 seiner Heimat den Rücken wendet, hinterläßt er dort keinen Freund, den er entbehrt oder der ihn entbehrt, keinen Gleichgesinnten,

mit dem er durch Briefe die Aussprache fortsetzen müßte.

Dagegen sind ihm anderwärts, in den verschiedensten deutschen Ländern, eine Reihe von Freunden zugewachsen. Sein Genie hat sie angezogen, aber sie bleiben auch bei ihm, als sie ihn von Umgang und Briefwechsel her gut kennen und Tage oder Wochen lang mit ihm gelebt haben. Es sind so vorzügliche und begabte Männer wie Lavater, Jacobi, Merck, Kestner, Fritz Stolberg, Christian Stolberg und weiterhin noch Manche, die zu den Besten gerechnet werden oder bald dazu gehören müssen: Herder, Zimmermann, Klopstock, Bürger, Jung, Lenz, Klinger, Kayser, Knebel, Lindau, Haugwitz usw. Als Goethe dann einige Monate in Weimar gelebt hat, kann er sich auch in seinem Wohnorte, diesem so kleinen Städtchen, zweier neuen Brüder erfreuen, des Landesherrn und des hochberühmten Dichters Wieland. Jeden Augenblick, wo er eine Leere oder ein Bedürfnis nach Anlehnung fühlt, kann er sie aufsuchen, und manchen andern guten Gesellen außerdem: Bertuch, Kalb, Einsiedel und wie sie alle heißen. Kein Wunder, daß er hier so rasch heimisch wird: wo unsre Freunde wohnen, ist unser Vaterland.

Von einem weiblichen Wesen kann ein Mann von Goethes Art, nämlich ein Mann von Selbstgefühl, Ansprüchen und Sonderbarkeiten, allemal leichter ertragen und gemeistert werden als von einem andern Manne; das andere Geschlecht schützt die Freundin vor einer verdrießlichen Unterordnung, verhilft ihr im Gegenteil oft zur Überlegenheit. Der junge Goethe ward von Mädchen und Frauen nicht eben viel umschmeichelt,

wenigstens nicht, ehe der Ruhm ihn umglänzte; aber er hatte immer eine brave Freundin in der Nähe und ein paar liebe Mädchen oder Frauen nicht allzu fern. Eine Johanna Fahlmer ersetzt ihm in Frankfurt den männlichen Freund; Barbara Schultheß tritt in Zürich neben seinen dortigen Herzbruder Lavater, und in Weimar wird ihm Frau v. Stein alsbald soviel und mehr, als ihm früher die Schwester gewesen. Man sagt, daß sich in alle Verhältnisse zwischen Mann und Weib die Geschlechtsliebe (oder auch der Geschlechtshaß) einmische; wie viel oder wie wenig aber, bleibt den Beteiligten selbst undeutlich. Zweimal wuchs in den fünf Jahren, von denen hier die Rede ist, Goethes männliches Wohlgefallen an Mädchen so hoch an, daß die Ehe als eine natürliche Folge erschienen wäre, aber auf beide Mädchen, Charlotte Buff und Elisabeth Schönemann, mußte er verzichten, oder genauer: er verzichtete von sich aus, denn mancher Andere hätte ja viel größere Hindernisse überrannt, als hier vorlagen. In einem dritten Falle richtet sich seine fast leidenschaftliche Liebe auf ein Edelfräulein, das er nur aus Briefen kennt. Und überhaupt will in dieser Zeit, etwa mit fünfundzwanzig, sechsundzwanzig Jahren, ein Übermaß von Liebe aus ihm herausquillen, bald diesem, bald jenem weiblichen Geschöpf entgegen. Schließlich wendet sich der Hauptstrom gegen die Ehefrau eines Halbfreundes. Deutlich genug sehen wir bei allen diesen Geliebten die äußeren Ursachen, weshalb Goethe noch nicht zu einem regelrechten und dauernden Bündnis, noch nicht zu einem geschlechtlichen Ausleben und den häuslichen Freuden des Familienstandes gelangte; wichtiger aber wären die über alle

zufälligen Verhältnisse hinausreichenden inneren Gründe seines Alleinbleibens. Wie Das alles zusammenhängt: diese Arten und Grade der Liebe, sein enthaltsames Einsiedlerleben, seine Unrast und Unersättlichkeit, sein poetisches Schaffen, das bald nur ein Talent- und Witz-Erproben, sehr oft aber ein unwillkürliches Ausströmen aus dem Unbewußten ist: wer vermöchte es anders zu erklären als mit Worten, die, so weit sie auch hergeholt sind, so gelehrt und tief sie auch klingen, doch immer nur Worte und Schälle bleiben!

Als heranwachsender Knabe versprach Goethe ein Gelehrter, vielleicht die Zierde einer Fakultät zu werden. Später fuhr er allerdings fort, sich große Kenntnisse zu erwerben, was ihm bei seiner schnellen Auffassung und seinem vortrefflichen Gedächtnisse leicht fiel; aber ein Gelehrter wurde er doch nur im Vergleich zu Hofleuten, Kriegsmännern, Gutsbesitzern, Kaufleuten und dergleichen Praktikern. In keinem Fache legt er sich auf ein ernstliches Forschen und Lernen, bringt er es zu einem gründlichen Wissen. Ihm fehlt, was man unschön, aber treffend das Sitzfleisch nennt. Eine Zeitlang scheint er den Naturwissenschaften eine besondere Liebe entgegenzubringen; aber auch sie läßt er bald ruhen, und als er nach Weimar kommt, versteht er vielleicht von der Chemie etwas mehr als Jedermann, weil Jedermann eben gar nichts davon weiß; aber über Tiere, Pflanzen, Gesteine und andere physikalische Dinge kann auch er keinen Bescheid geben. Die Natur war den damaligen regelrechten Gelehrten ganz fremd und dem gewöhnlichen Bürger auch nur in den wenigen Stücken bekannt, wo er sie ausnützte. Nur mit der Physiognomik

hatte sich Goethe infolge seiner Freundschaft mit Lavater etwas reichlicher abgegeben; aber diese Physiognomik sollte ja erst eine Wissenschaft werden und sah zunächst noch der Spielerei und Pfuscherei sehr ähnlich. Übrigens begehrt Goethe diese Wissenschaftlichkeit und Gelehrtheit, die wir ihm hier absprechen, selber nicht; er weist sie vielmehr, als ein Geniegläubiger, weit von sich. Sein Bildungstrieb, seine Lernlust, sein Erkenntnisdurst sind zwar von den stärksten, aber das gewöhnliche Studieren verwirft er, und der ausgedörrte, hustende, fröstelnde, vielwissende und doch völlig weltfremde und hilflose Stubengelehrte ist sicherlich nicht das Ziel seines Lebensweges. Er glaubt: eine wahrhafte und nahrhafte Erkenntnis muß sich auch auf andere Weise gewinnen lassen.

Zur Philosophie ist Goethe von Kindheit auf ebenso veranlagt und geneigt wie zur Dichtkunst; nur muß man sich darunter nicht jene angehäufte und ausgeklügelte Wissenschaft vorstellen, wozu sie die Professoren gemacht haben. Goethes Philosophie ist kein Buch, kein Lehrgebäude, eher schon eine Sprüchwörtersammlung. Sie ist die vielen großen Dichtern angeborene Weisheit und Gerechtigkeit, nämlich ihre tiefe Einsicht in die Seelen der Menschen und in den Wert der irdischen Güter. Als einen Philosophen dieser Art hat sich Goethe jetzt bereits öffentlich erwiesen, denn in den ‚Götz', den ‚Werther' und die übrigen schon veröffentlichten Schriften sind erstaunlich viele Perlen solcher Lebensweisheit mit eingestickt.

Sein Verhältnis zur Religion und zu den Religionsparteien ist nicht ganz klar oder fest. Eigentlich dachte

er über Glaubensfragen und kirchliche Dinge nicht viel anders als seine aufgeklärten und aufklärenden Zeitgenossen im nördlicheren Deutschland; er war jedoch ins Lager ihrer Gegner, zwar nicht zu den Orthodoxen, wohl aber zu den Pietisten geraten. Nämlich infolge seiner Freundschaft mit einzelnen Frommen, mit Susanne v. Klettenberg, Dr. Jung und Lavater, zum Teil auch infolge von literarischen Kämpfen, denn zufällig wurde der Hauptführer der Aufklärer, Nicolai in Berlin, auch der Mann, der dem Verfasser des ‚Werther' die schmerzendsten Hiebe und Stiche versetzte. Aber Goethes Verbindung und Mitgefühl mit den sogenannten Stillen im Lande hat doch auch tiefere Ursachen. Er selber ist von Natur ein Gläubiger, insofern als er das Geheimnis, den Schleier vor dem Allerheiligsten, anerkennt und auch liebt. Es ärgert ihn, wenn unter den Betätigungen des menschlichen Seelenlebens der Verstand immer allein das große Wort führen, als Herrscher und Besserwisser gelten und als ein grämlicher Hofmeister zetern und zanken will, sobald die übrigen Seelenkräfte ihr Recht begehren. Was Goethe in sich selber als das Stärkste und Beste fühlt, ist unergründlicher, ursprünglicher, triebhafter, quellmäßiger, dumpfer und rätselhafter als das vielgelobte und sich so gern selbst lobende kühle, klare, logische und rechnende Denken. Er fühlt ein Mysterium in sich; also ist er auch geneigt, ein Mysterium als Urgrund und Mittelpunkt aller Menschheits- und Weltgeschichte anzunehmen, denn der Mensch bildet Gott und die Welt aus sich heraus und nach seinem eigenen Bilde. Indem nun Goethe das Mysterium ehrt, gibt er auch zu, daß über ein Mysterium weiter

nichts zu sagen ist. Er grübelt wohl auch zuweilen, aber sein angeborener Fleiß lockt ihn rasch genug zu nützlicheren Beschäftigungen, und gerade die theologischen Streitfragen: Vorausbestimmung, Erbsünde, Erlösung, Wiederbringung, Dreieinigkeit usw. gewinnen keine Macht über ihn. Der Kern seiner Religion ist einfach ein in ihm ruhendes Gottvertrauen. Namentlich, wenn Not an Mann geht, zweifelt er keinen Augenblick am Walten eines großen Schicksals, dem er sich hingeben kann, muß und will.

Jene norddeutschen Vernunftgläubigen betonen, da ihre Glaubensleistung doch als die geringere erscheint, um so lieber die sittliche Hälfte der Religion. Sie wollen die Priester in Tugendlehrer verwandeln und den Gottmenschen Jesus gleichfalls in einen weisesten und edelsten Prediger. Indem sie über die Pflichten reden, sehen sie in dem Manne, dem Hausvater, auch gern den Bürger, der mit Seinesgleichen das gemeine Wohl bedenkt und zu verwirklichen trachtet: in seinem Orte, seinem Staate, in der ganzen Menschheit. Da nun fast alle Menschen damals Untertanen sind, die in Staatssachen von ihrer Obrigkeit weder befragt werden, noch die Erlaubnis zum Räsonnieren haben, so wirft sich dieser neue Bürgersinn zunächst auf den gestatteten und auch sehr nötigen Kampf gegen Aberglauben, Vorurteile, Unwissenheit, Trägheit, Laster, auch wohl gegen die Scharlatane, Schwindler und Dunkelmänner des Tages. Goethe fühlt noch keinen solchen patriotischen Trieb in sich, vielleicht weil seine Seelenkräfte sonst schon reichlich in Anspruch genommen werden; aber es ist doch bemerkenswert, daß der junge Jurist, der in der Bürger-

rolle einer Republik verzeichnet steht, der als Enkel des Stadtschultheißen aufgewachsen ist, in dieser seiner Heimat, wo er selber in die Obrigkeit als Mitregierender eintreten könnte, wo er viele Mißbräuche und Übelstände recht gut sieht, wo er sich leicht einen Anhang verschaffen könnte, daß er niemals Bürgersinn genug in sich fühlt, um bei irgend einem guten Werke zu führen oder mitzuwirken. Um so auffälliger ist daher auch sein Eintritt in die Verwaltung der Herzogtümer Weimar und Eisenach, welche thüringischen Ländchen doch gar kein Recht auf ihn haben. In dem begreiflichen inneren Kampfe, der dieser Amtsübernahme vorausgeht, bemerken wir niemals den Vorsatz, daß er von nun an ein Volksfreund sein und den Untertanen, denen er durch ihren Fürsten aufgedrängt wird, zu ihrem Heile dienen will, um Unrecht in Segen zu verwandeln. Er scheint auf dem bequemen Standpunkte zu stehen, daß es alleinige Sache des Fürsten sei, sich seine Gehülfen zu wählen. Jedenfalls ist er von seinem Innern aus auch jetzt noch kein Staatsmann oder Patriot oder im sittlichen Sinne Bürger.

Auch abgesehen vom Kapitel der Pflicht gegen die politische Gemeinschaft, erkennt er eine lehrbare und feststehende Moral so wenig an wie eine ebensolche Religion. „Du sollst“ und „Du sollst nicht“ wiederholen der Pfarrer, der Lehrer und alle ordentlichen Leute unaufhörlich; eben diese Imperative aber reizen den jungen Menschen, der das Althergebrachte als eine Verfilzung von Unsinn und Mißbrauch erkannt hat, zu trotziger Auflehnung. Das Erbe von Vätern her gleicht der Masse bei einem Bankerotte. Laßt uns doch ein-

mal von vorn anfangen und den Dingen auf den Grund gehen! Die Moralisten fordern von uns, daß wir anders sein sollen, als uns die Natur hingestellt hat: warum aber sollten wir solchen Moralisten mehr gehorchen, als dem Gotte, der in uns spricht und durch uns handelt? Hier ist zu wählen zwischen der Wirklichkeit und der Forderung des Lehrers oder Tyrannen. Soll ein jedes Wesen sein, wie es ist — wodurch eine höchst unterhaltsame, bunte, vielstrahlige Gotteswelt erhalten bleibt — oder soll dies Naturwesen nach Schablonen zugerichtet werden, wie die preußischen Rekruten so lange gedrillt werden, bis sie in tadellosen Brigaden die Beine heben und die Arme schwenken? Es läßt sich Viel für und gegen die Erziehung sagen; Goethe aber ist jedenfalls zu sehr Einzelgänger, um sich unter einen Drillmeister zu stellen oder selber einer zu werden. Wer sich als einen Besonderen kennt und von Anderen Sonderling genannt wird, wird alle Regeln und Vorschriften mißtrauisch abwehren. „Eines schickt sich nicht für Alle! Sehe Jeder, wie er's treibe!“

Auch bedarf Goethe der angelernten Sittenregeln schon als ein Dichter nicht, denn der Dichter rechter Art ist ja selber eine Quelle der Moral. Was ist die Voraussetzung und zugleich die Hauptlehre alles ethischguten Verhaltens? Doch wohl die Einfühlung. Vor allem sittlichen Urteilen oder gar Handeln müssen wir das große Gebot vernehmen: Versetze dich in den Andern! Denke seine Gedanken, fühle seine Freuden und Leiden, sein Lieben und Hassen nach; schaue mit seiner Phantasie! Und nimm seine Vorgeschichte, seine Umgebung zum Untergruud dieses stellvertretenden

Denkens, Fühlens, Vorstellens, Wünschens und Wollens! Fürwahr: eine schwere Aufgabe! Aber sobald der Dichter über den Versmacher und Schönredner hinauswächst, leistet er sie. Und welcher Dichter hatte sich zu solcher Seelen-Einschlüpfung fähiger erwiesen als der junge Mann, der nach dem ‚Götz‘ die ‚Leiden Werthers‘ hatte ausgehen lassen und jetzt die ergreifendsten Szenen aus einem Faust-Drama vorlas?

Es gibt noch andere Gründe, weshalb Goethe als sittlicher Mensch seinen eigenen Weg geht. Oft sieht er in seinem Innern etwas Krankes, Beängstigendes; er glaubt Polypen zu entdecken, die man ausreißen oder ausbrennen müßte; aber wenn er sich dann mit den Mitmenschen vergleicht, so findet er zwar Viele günstiger, aber Keinen edler veranlagt als sich. Und da darf er zu denken fortfahren: Ein guter Baum wird gute Früchte bringen. Allerdings fragt sich, ob der Mensch sich selber für edel erklären darf. Würden wir da nicht alle adlig? Nun abgesehen davon, daß Goethe auch von den unfreundlichsten Beurteilern nicht zum Haufen gerechnet wird, so kann er bei gewissenhafter Prüfung seiner selbst feststellen, daß er wahrhaftiger, reiner, selbstloser, uneigennütziger lebt und handelt als die Menschen, denen er zusieht. Er braucht sich diese guten Eigenschaften nicht als Verdienst anzurechnen; wir kommen ja zu mancher Tugend so unschuldig wie zu einer festen Gesundheit oder schön geformten Gliedern. In Goethes Falle: den Söhnen wohlhabender Väter wird eine vornehme Lebensführung viel bequemer gemacht und reichlicher eingeflößt als den sogenannten armen Teufeln. Aber sei die Ursache,

welche sie sei: Goethe kann sich eine Reihe von ethischen Vorzügen zugestehen und daraufhin mutig sich selber gewähren lassen, denn der Trieb des guten Menschen geht auf das Gute. Die unreineren Nachbarn haben jedenfalls kein Recht, sich zu seinen Lehrern und Richtern aufzuwerfen.

Nun pflegen kluge Tadler und Aufseher sich seltener auf ihre eigene Tugend, als auf ihr Alter und daraus folgende Erfahrung nnd Abgeklärtheit zu berufen. Aber gerade Goethe war früher sehr bereit gewesen, diese höhere Reife anzuerkennen. Die Erzählungen von Mentor und Telemach waren damals geläufig; der Knabe und Student Goethe verlangte sehr nach einem Mentor, und so führte ihm das Leben auch diese älteren Freunde und Führer zu. Je länger ihre Reihe wurde, um so mehr erfuhr der neue Telemach, daß unsere Vorgänger und Lehrer, die uns zuerst leicht als eine einige Körperschaft erscheinen, doch auch nur Einzelne und Vereinzelte sind. Namentlich wenn man mit ihnen im Vertrauen redet und sie um ihre aufrichtige Meinung fragt, nach welchem Kompaß wir uns am besten durch das Leben hindurchfinden können, da gehen sie doch sehr auseinander. Als Goethe im Alter eine Skizze über seine Jugendjahre niederschrieb, dachte er an diese damals begehrte Magnetnadel.

Der Eine setzte die Hauptmaxime des Lebens in die Gutmütigkeit und Zartheit; der Andere in eine gewisse Gewandtheit; der Dritte in Gleichgültigkeit und Leichtsinn; der Vierte in Frömmigkeit; der Fünfte in Fleiß und pflichtmäßige Tätigkeit; der Folgende in eine imperturbable Heiterkeit, und immer so fort . . . Diese Lehren widersprachen

einander öfter, als daß sie sich untereinander hätten ausgleichen lassen.

Gewiß, die älteren Freunde werden auch oft übereinstimmen, am öftesten in der Warnung vor allem Übertreiben und Unmaß. Ja, glücklich, wer von Natur zur Mäßigkeit veranlagt ist! Der junge Goethe aber ist es nicht; keine gütige Fee hat in seine Wiege die Tugenden der Temperantia und Sophrosyne als Angebinde gelegt: wie soll er sie da von seinem Innern aus begreifen und ergreifen? Die besten Lehren sind ziemlich kraftlos, wenn ihnen in uns nicht schon ein Wunsch und eine Fähigkeit entgegen wächst. „Ich mochte mich stellen, wie ich wollte, so war ich allein" schreibt der rückschauende Greis.

Als dieser soviel einsame Goethe nun mit Karl August von Weimar ein Bündnis plant, das ähnlich wie eine Ehe, also vielleicht und hoffentlich auf Lebenszeit gemeint ist, da muß der Enkel eines Schneiders und eines republikanischen Stadtschultheißen den jungen Herzog, der von lauter Fürsten abstammt und mit den größten Herrschern Europas verwandt ist, zuvor auf seinen Adel prüfen. Und Goethe findet in dem fürstlichen Jüngling zwischen den Schlacken genug Gold und neben dem Krankhaften genug Gesundheit. Also kann Goethe der Form nach einen Diener dieses Fürsten darstellen, indem er in Wahrheit sein Freund, Begleiter, Warner und Lehrer wird. Und die Beiden dürfen nun auch wohl in ihrer Vereinigung den alten Philistern trotzen, die gewiß in vielen Fällen Recht behalten, aber im Ganzen nicht den Beweis bringen werden, daß sie von besserer oder gleich guter Art sind.

So beginnt Goethe in seinem siebenundzwanzigsten Jahre im neuen Orte ein neues Leben. Bewundert und berühmt wegen seiner Dichtungen, ist er dieses Ruhmes fast schon überdrüssig; jetzt entfernt er sich von dem literarischen Getriebe; ja, er schiebt die poetische Tätigkeit, der er alle Auszeichnungen verdankt, beiseite. In seinem neuen Berufe ist er ein Rätsel, ein Unbekannter auch für sich selber. Als Mensch wird er von Einigen geliebt, von den Meisten gescholten, verspottet und abgelehnt. Äußerlich gesehen ist er ein sehr stolzer junger Herr; er übernimmt ein hohes Amt und bewohnt seit kurzem sein eigenes Haus. Er selber aber fühlt sich noch oft wie in einem Boote, das auf wilder See mühsam einem noch nicht erkennbaren Hafen zustrebt. Festigkeit und suchendes Schwanken sind wunderlich in ihm gemischt. „Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen." Also wird auch der Schiffer auf und ab gehoben; aber es ist Etwas in ihm, das an dem Schwanken und Schleudern nicht teilnimmt.

Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Seitenzeiger

1. Personen

Fürsten werden unter ihren Ländern aufgeführt. B.: Bild. nS.: neben Seite

2. Orte und Länder

3. Sachen

4. Werke

Dramatische Form

Epische Form

Lyrische Form

Aufsätze und Flugschriften

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.